

Das Argument

45

9. Jahrgang 1967

Dritte Welt und Opposition im Spätkapitalismus

Günther Anders: Der amerikanische Krieg in Vietnam oder Philosophisches Wörterbuch heute	349
Herbert Marcuse: Ziele, Formen und Aussichten der Studentenopposition	398
Wolfgang Abendroth: Zum Problem der Rolle der Studenten und der Intellektuellen in den Klassenauseinandersetzungen der spätkapitalistischen Gesellschaft. Kritische Bemerkungen zur Analyse Herbert Marcuses	408
Dieter Hirschfeld: »Kritik der progressiven Intelligenz« (Kursbuch-Lektüre)	413
Karl Theodor Schuon: Fanons Lehre von der befreienden Gewalt	417
Bassam Tibi: Léopold Senghors »Négritude«	422
Baber Johansen: Der arabisch-israelische Konflikt	425
Georg W. Alsheimer: Bernard Fall †	431
Besprechungen	434

Günther Anders

Der amerikanische Krieg in Vietnam oder Philosophisches Wörterbuch heute*

Visit Beautiful Vietnam

— jawohl: ‚Besuchen Sie das schöne Vietnam‘, so heißt es in der Broschüre, die das vietnamesische Reisebüro herausgegeben hat, und so noch im Januar 1967. Der Ruf nach Touristen ist in der Tat nicht im Leeren verhallt. Obwohl man annehmen sollte, daß diejenigen Häuser, die von den amerikanischen Militärs noch nicht demoliert worden sind, von diesen überfüllt seien, hat sich offenbar doch noch genügend Raum für zusätzliche Eindringlinge gefunden, denn die Zahl der Touristen hat sich im Jahre 1966, während die Napalmbomben fielen, die Dörfer in Flammen aufgingen, und die Kinder sich in Gelée verwandelten, verdoppelt, sie ist von 22 000 auf 45 000 gestiegen, das St. Moritz von Vietnam, Dalat, 200 km von Saigon entfernt, genießt als Höhenkurort besondere Beliebtheit, die rasche Flugverbindung zwischen Saigon und dort funktioniert nach wie vor — kurz: ‚RELAX IN DALAT!‘ — Wer es dagegen mehr auf Kultur abgesehen hat, mehr auf Photos als auf Hautbräunung, der begibt sich etwas weiter, in die ehemalige Residenzstadt von Annam, nach Hué, um dort die Tempel und die Paläste der ehemaligen Könige zu knipsen, oder um sich — denn auch die Anmut asiatischer Jungfrauen ist als Kulturwert nicht zu verachten — von jungen Mädchen auf dem Hué-Fluß herumrudern zu lassen — kurz: ‚BE A PASHA IN HUE!‘ — während, ein paar Kilometer von dort entfernt, die Napalmbomben fallen, die Dörfer in Flammen aufgehen, und die Kinder sich in Gelée verwandeln.

Only Abroad

In Vietnam verfügen die coloured GIs über Vernichtungsmittel im Werte von Milliarden. Ihr Recht, Städte, Dörfer, Felder, Wälder und Menschen zu zerstören, ist nicht geringer als das ihrer weißen Kameraden, und die ‚chumminess‘ zwischen Schwarzen und Weißen hat wohl noch niemals einen so hohen Grad von Stallwärme er-

* In Argument Nr. 36, 1966/1, S. 62—66, brachten wir unter dem Titel „Stenogramme“ einen ersten Teil. Ein zweiter erschien in Argument Nr. 42, 1967/1, S. 1—21, unter dem Titel „Vietnam und kein Ende“. — Die hier veröffentlichten Stücke gehören zu einem geplanten Band „Visit Beautiful Vietnam“, den Günther Anders 1968 veröffentlichten wird. Dieser Band wird in alphabetischer Ordnung die moralischen Hauptprobleme des Vietnamkrieges behandeln; die einzelnen Stücke werden in der endgültigen Veröffentlichung mit Querverweisungen versehen sein.

reicht wie die, die sich nun zwischen diesen armen Jungens entwickelt hat, die dazu verurteilt sind, im fernen Lande zusammen zu töten oder zu sterben. Genau genommen, ist das Recht auf Zerstörung, das die Schwarzen in Vietnam genießen, sogar noch größer als das ihrer weißen Kameraden, denn prozentual ist ja die Zahl der Farbigen, die zur Tötung der Vietnamesen zugelassen werden, sehr viel größer als die der Weißen. Offenbar gilt: ‚Freedom begins Abroad‘. Und zwar als ‚Freedom to Kill and to Die‘.

Außerdem gilt freilich, daß diese Freiheit n u r abroad zugestanden wird. Und nur als Freiheit des Tötens und des Sterbens. Denn von einer Freiheit der Neger dort, wo sie ihre Ausrottungsfreiheit nicht genießen, also zuhause, kann keine Rede sein.

Bekanntlich hat Bob Hope die Zerbombung von Dörfern und Städten in Vietnam als das schönste ‚slum-clearing-project‘, das es dort je gegeben habe, bezeichnet. An der Durchführung dieses großzügigen Programms dürfen die farbigen GIs also nach Herzenslust teilnehmen. Aber das bedeutet nicht etwa, daß diejenigen unter ihnen, die das Glück haben, lebendigen Leibes von dieser clearing-Arbeit heimzukehren, auch ein Recht darauf hätten, zuhause die ‚clearance‘, d. h. die Sanierungsarbeit, fortzusetzen, also z. B. ihre rat-infected slums zu sanieren, oder daß es ihnen gar vergönnt wäre, als Belohnung für ihren Kriegsdienst in Asien ihre heimatlichen slums in bereits saniertem Zustande vorzufinden. Davon kann keine Rede sein. So ist ihnen z. B. der im Vergleich zu den Kriegskosten geradézu mikroskopische Betrag von \$ 40 Millionen, den, um die Rattenplage in den Neger-slums zu bekämpfen, Präsident Johnson vom Kongreß ergeben hatte, im Juli 1967 von den Abgeordneten verweigert worden. Niemals hätte ich es mir vorstellen können, daß irgendeine Person oder Organisation mich dazu würde bringen können, Johnsons unermessliche Güte zu preisen. Dem Kongreß ist das gelungen.

Unerläßlicher Avantgardismus

Gewisse Taufen können gar nicht früh genug stattfinden. Daß der ‚dritte Weltkrieg‘, obwohl er ja noch nicht zur Welt gekommen ist, heute bereits seinen Namen trägt, und daß er bei diesem seinem pränatalen Namen sogar schon rund um den Erdball bekannt ist, das ist vollkommen berechtigt. Denn wer sollte ihn denn, wenn er erst einmal da ist, und wenn er erst einmal die Welt, zu der er gekommen ist, zerstört hat, benennen? Und wer ihn als ‚dritten‘ abzählen?

Die doppelte Ansteckung

Die ursprünglich von den Klassikern des Sozialismus nicht vorhergesehene Situation der jahrzehntelangen Koexistenz von gigantischen sozialistischen Weltmächten mit gigantischen kapitalistischen ruiniert diese sozialistischen mit. Da diese die unterentwickelten Völker nicht einfach der Gravitations- und der Erpressungskraft des

imperialistischen Kapitalismus überlassen können, sind sie dazu genötigt, sich auf einen Wettbewerb mit den kapitalistischen Mächten einzulassen, in einen Kampf, der an sich mit Sozialismus kaum etwas zu tun hat. Aber sich auf diesen Wettkampf nicht einzulassen, das können sich die sozialistischen Mächte doch nicht leisten, da dieser Verzicht auf eine Kapitulation noch vor Kampfbeginn herauslaufen würde. Obwohl sie in der Lage wären, den zurückgebliebenen Völkern durch Nahrung, Maschinerie, Unterricht, Anleihen etc. zu helfen, sind sie dazu gezwungen, diese mit Waffen auszurüsten; und zuweilen sogar dazu, Regimes zu unterstützen, deren Herrschaftsformen, Interessen und Mentalität mit den Zielen des Sozialismus nicht nur keine Ähnlichkeit haben, sondern diesen geradezu widersprechen, die aber in der Gefahr schweben, dem Imperialismus zum Opfer zu fallen. Daß die Amerikaner für die Tötung jedes Vietnamesen eine Summe ausgeben, für die sie (was freilich nicht in ihrem Interesse liegt) jahrelang mehrere vietnamesische Familien erhalten könnten, das ist deprimierend genug. Aber noch deprimierender ist es, daß die im Abwehrkampf gegen den Imperialismus stehenden sozialistischen Mächte durch diesen Imperialismus dazu gezwungen sind, ihre Produktionskräfte ebenfalls zu verwüsten und ihre Produkte ebenfalls zu vergeuden. Die Beträge, die Sowjetrußland in seine den Nordvietnamesen übergebenen Raketenabwehrinstallationen und MIGs gesteckt hat, die würden gewiß ebenfalls dazu reichen, um den Vietnamesen diejenige Starthilfe zu leisten, die diese benötigen. Nicht nur die Bevölkerungen der kapitalistischen Länder werden also durch den Imperialismus demoralisiert, auch nicht nur die Bevölkerungen der attackierten Länder, sondern eben auch die Verteidiger der Opfer des Imperialismus.

Beides oder nichts

Die Einsichten Carmichaels,

daß der Kampf gegen den Krieg in Vietnam und für Civil Rights einer und derselbe ist;

daß es moralisch inkonsequent, deshalb letztlich erfolglos ist, für diese Rechte zu kämpfen, wenn man sich zugleich als ein Instrument des Imperialismus, also dazu benutzen läßt, die Lebensrechte anderer Völker zu zerstören;

und daß man erst recht nicht für die eigene ‚Civil Rights‘ eintreten kann, wenn man andererseits als Berufssoldat, z. B. als Offizier, die Rechte anderer Völker bedrohe oder zerstöre —

diese Einsichten, daß man sich für die zwei Ziele: für die eigene Gleichberechtigung und für die Entrechtung anderer nicht zugleich einsetzen kann, die sind für die Mehrheit der farbigen Bevölkerung leider alles andere als selbstverständlich. Die ungeheure Beliebtheit Martin Luther Kings scheint, als dieser bei den Spring Mobilization-Demonstrationen spät aber doch seiner unzweideutigen Opposition gegen den Vietnamkrieg Ausdruck gab, mindestens erst einmal geringer geworden zu sein. Nicht nur sehen die (in Dialektik natürlich genauso wenig wie die Weißen eingeübten) Farbigen nicht,

daß man sich entschließen muß, entweder für Civil Rights und Kriegsende in Vietnam zugleich einzutreten, oder für keines von beiden Zielen; sondern sie glauben sogar, daß, wer wie Martin Luther King an der ‚Stop the War in Vietnam‘-Bewegung teilnehme, seine Energien, die er eigentlich ausschließlich seiner eigenen Bewegung widmen sollte, zerstreue und vergeude. Trauriges Beispiel für diese Einsichtslosigkeit: Joseph McNeil, der vor sieben Jahren, im Jahre 1960, als erster ein sit-in in einem Lokal in North Carolina, in dem er als Farbiger nicht bedient worden war, organisiert und dafür Arrest-Strafen riskiert hatte. Es ist zum Verzweifeln, aber dieser selbe McNeil hat nun seine Karriere in der Luftwaffe gemacht, dieser selbe McNeil erklärt nun, daß er stolz darauf sei, als Offizier bereits über vierzig ‚Combat Support Missions‘ über Vietnam hinter sich zu haben, und daß er sich nun als ein ‚Military Man‘ fühle, der — man traut seinen Ohren nicht — spüre, daß er dort ‚something worthwhile‘ zu tun habe. Worthwhile indeed. Die Tatsache, daß er die Freiheit, für die er als Civil-Rights-Man eingetreten war, und die er auch heute noch erhofft, ruiniert, die ist ihm nicht nur unerkennbar geworden, vielmehr findet er, daß ‚wir‘ (worunter er nun die United States versteht) den Krieg, da ‚wir‘ nun einmal in diesem stecken, auch durchfechten und gewinnen müssen — ein Argument, das die Gegner der Civil-Rights-Bewegung natürlich mit dem gleichen Recht verwenden könnten. Außerdem findet er aber auch, daß die Civil-Rights-Bewegung noch immer viel zu langsam vor sich gehe. Wenn das letztere zutrifft (und natürlich trifft das zu), dann hat er das nicht zuletzt sich selbst vorzuwerfen. Denn als Kämpfer in Asien zerstört er, im Unterschiede zu Carmichael, der den Zusammenhang erkannt hat, die Bewegung, für die er sich angeblich einsetzt; und jeder Schuß, den er in Vietnam feuern wird, wird ‚backfire‘ und einen der Seinen in den Vereinigten Staaten treffen.

Die ‚Besseren‘

Nachdem sich am 27. September 1967 der amerikanische Senatsausschuß für die Streitkräfte der Ansicht des Vorsitzenden des Generalstabs, General Wheeler, angeschlossen hatte, der Ansicht, daß die Verminung des Hafens von Haiphong und die Bombardierung der dichtbesiedelten Stadtgebiete von Nordvietnam nunmehr empfehlenswert seien, wandte sich der Vorsitzende des außenpolitischen Ausschusses des Senats, Fulbright, gegen diese Vorschläge und erklärte, daß Amerika durch Verzicht auf das Vietnam-Abenteuer nicht nur sein Gesicht nicht verlieren würde, sondern an Prestige nur gewinnen könnte.

Was am tiefsten deprimiert, sind nicht die barbarischen Beschlüsse oder Argumente unserer Gegner, sondern die Argumente unserer angeblichen Freunde. Zu glauben, daß ein Mörder durch seinen Beschluß, mit dem Morden aufzuhören, Prestige gewinnen könnte, ist noch schlimmer, als zu glauben, daß er durch diesen Beschluß sein Prestige verlieren würde. Daß man keine gemeinsame Sprache mit den Gegnern, den Hawks, findet, das versteht sich von selber, und

das braucht uns keine schlaflosen Nächte zu verursachen. Aber daß es ebenso unmöglich ist, gemeinsame moralische Voraussetzungen und eine gemeinsame Sprache mit denjenigen zu finden, die von den Mördern, zusammen mit uns, als die Saboteure des Krieges diffamiert werden, das ist nun wirklich zum Verzweifeln.

Politik ohne Bart

Jetzt wissen wir also, mit Hilfe welcher Qualitäten Männer in heutigen Demokratien ihren Wettkampf antreten. In Newsweek vom 26. Dezember 1966 können wir das nachlesen. Ganz ungeniert erklären dort nämlich die Hintermänner Nixons, die Chancen ihres Idols bzw. ihres Werbeprodukts, würden durch die Tatsache, daß im nächsten Jahre die vorsintflutliche Schwarzweiß-Phase des Fernsehens überwunden sein würde, d. h. daß jede zweite amerikanische Familie einen Farbfernseh-Apparat besitzen würde, ungleich besser sein als heutzutage. Und zwar aus folgendem Grunde: Nixon habe ja einen starken Bartwuchs, der im heutigen Schwarzweiß-Fernsehen leider deutlich erkennbar bleibe. Leider: Denn starker Bartwuchs entspreche ja nicht dem rassischen Idealbild der Amerikaner, umgekehrt errege der dunkle Schatten die anti-puritanischen Assoziationen ‚Italiener‘, ‚Balkanese‘, ‚Jude‘ oder gar ‚Hairy ape‘. Diese Assoziationen würden sich nun, wenn das Farbfernsehen erst einmal allgemein eingeführt sein würde, nicht mehr einstellen. Denn im Farbfernsehen, so haben die ‚Bildermacher‘ festgestellt, verschwinde der dunkle Schatten beinahe restlos. — Das heißt: man spekuliert nicht nur — was ja schon schlimm genug ist, wenn es sich um die Wahl eines kompetenten Politikers handelt — auf das Gesicht des Kandidaten; auch nicht nur — was ja noch schlimmer ist — auf die millionenfache Verbreitung des Aussehens; sondern nun sogar — was am schlimmsten ist — auf dasjenige, was ohne jedes Verdienst der propagierten Person, ausschließlich auf Grund eines technischen Zufalls, im vervielfältigten Bilde nicht aufscheinen wird. Von dem Zufall, daß im Farbfernsehen Bartwuchs so gut wie unsichtbar bleibt, wird also die politische Entscheidung, die in den Vereinigten Staaten getroffen werden wird, abhängen; und damit auch das Schicksal der Welt. Gute Nacht!

Christening II

Die amerikanischen Blätter, die von der Beilegung der Differenzen zwischen Johnson und der Familie Kennedy berichten, verwenden den Indianerausdruck ‚das Kriegsbeil begraben‘, ‚to bury the hatchet‘. Da diese Redensart den Kampf in eine, mindestens von heute aus gesehen, pittoreske Pionierzeit zurückverlegt, ist sie natürlich Falschmünzerei. Aber verglichen mit dem, was die zwei noblen Familien tun, um das Kriegsbeil zu begraben, ist die Falschmünzerei der Redensart noch vergleichsweise harmlos. Wie also begraben die zwei Familien ihre Kriegsbeile? Wie schließen sie Frieden?

Dadurch, daß sie am Tage, an dem der ermordete Kennedy, dessen etwas veränderte Funktionen Johnson nun einnimmt, fünfzig Jahre alt geworden wäre, also am 28. Mai 1967, das größte Kriegsschiff der Welt, einen Flugzeugträger gemeinsam von Stapel lassen. Die Bewandnis dieses Schiffes zu erläutern, erübrigt sich, jedermann weiß ja, daß die Aufgabe der auf ihm stationierten Flugzeuge in nichts anderem besteht, als darin, asiatische Städte, Dörfer, Industrieanlagen, Dämme etc. auszuradieren. Aber selbst die gemeinsame Einweihung dieses Mordinstrumentes reicht den zwei Familien noch nicht dazu aus, um ihrer Aussöhnung die erforderliche Feierlichkeit zu verschaffen. Um diese Aussöhnung auch für die Millionen von Fernsehzuschauern unvergeßlich zu machen und um diese auch um eine rührende Nuance zu bereichern, haben sich daher Lyndon und Jackie, bzw. Bobby und Lady Bird auf die Idee geeinigt, das Mordinstrument durch die süße neunjährige Caroline Kennedy, die natürlich keine Ahnung hat, was sie da mit der Champagnerflasche anstellt, taufen zu lassen — und natürlich auf den Namen ihres Daddys, des ermordeten would-be-Geburtstagskindes John F. Kennedy. Durch die von der Neunjährigen zelebrierte Solidarität des Mordens wird also der Friede zwischen den Capulets und Montagues besiegelt.

Hoffen wir, daß die Ärmsten, die — vermutlich in nicht allzu ferne Zukunft — dieser Mordmaschine zum Opfer fallen werden, namentlich die zahllosen Kinder, im Augenblick, da sie ihren letzten Schrei ausstoßen werden, doch ein wenig Trost aus dem Bewußtsein werden schöpfen können, daß es ein unschuldiges Mädchen gewesen war, das ihren Todesboten eingeweiht hatte. Amen.

Wir Chamberlains

Wenn eine Parallele zwischen den Geschehnissen des 2. Weltkrieges und denen des Vietnamkrieges gezogen werden kann, dann darf, so sollte man denken, allein der Aggressor von heute mit dem Aggressor von damals, und das Opfer von heute mit dem Opfer von damals verglichen werden, also z. B. Johnson mit Hitler, Vietnam mit Polen oder dgl.

Nein, nichts dergleichen. Nicht seit dem 22. August 1966, jenem Tage, an dem Dean Rusk in New York vor amerikanischen Veteranen gesprochen hat. Überflüssig zu erklären, daß man amerikanischen Veteranen genauso widersinniges und unsinniges Zeug servieren kann wie denen anderer Staaten. Gleichviel, vor diesen Männern hatte Rusk die Schamlosigkeit, uns, die Kriegsgegner, uns, die Kritiker des amerikanischen Angriffs auf Vietnam, mit jenen Männern zu vergleichen, die sich im Jahre 38 auf ein ‚München‘ eingelassen, die damals also dem aggressionslüsternen Hitler nachgegeben hatten, bzw. sich von diesem in der Hoffnung, mit ihm zusammen eine gemeinsame Front der kapitalistischen Mächte gegen die Sowjetunion aufrichten zu können, hatten beschwichtigen lassen, und die durch diese ihre Nachgiebigkeit und durch diese ihre Spekulation auf eine gemeinsame Front mit Hitler gegen die Weltrevolution den Weltkrieg effektiv mitverschuldet haben. Würde sich, so

meinte nämlich unser famoser, nicht etwa nur falsch denkender, sondern falsches Denken bewußt produzierender Rusk, würde sich die amerikanische Regierung auf das gleiche Appeasement, auf die gleiche Beschwichtigungspolitik einlassen, auf die sich vor dreißig Jahren die Chamberlains eingelassen hatten, kurz: würde sie uns Chamberlains Gehör schenken, dann würde sie damit eine ganz gewissenlose Politik treiben, nämlich eine, die zum Kriege, wenn nicht sogar zum 3. Weltkrieg würde führen können.

Man mache sich das klar: Da stellt sich der außenpolitische Sprecher einer Regierung hin, einer Regierung, die vor Jahren aufs gewissenloseste einen Krieg vom Zaun gebrochen hat und diesen von Tag zu Tag so gewissenlos weitereskaliert, daß er in jedem Moment in einen atomaren Weltkrieg umschlagen könnte — und dieser Mann wagt es, den, während er spricht, tatsächlich wütenden Krieg als Friedenssicherung hinzustellen und zu verteidigen; dagegen diejenigen, die diesen Krieg bekämpfen, also uns, als Chamberlains zu verleumden und lächerlich zu machen, als Männer, die dem kriegslüsternen Hitler von heute nicht rechtzeitig genug „Halt!“ entgegenrufen. —

Ich gestehe, daß ich ein paar Minuten lang verständnislos geblieben bin und eine gewisse Anlaufzeit brauchte, ehe ich diese logische Falschmünzerei, bzw. die Zumutung, derart falsch gedachte Gedanken zu schlucken, ganz begriff. Nun freilich begreife ich:

1. daß heute nicht mehr die klassische Maxime ‚Si vis pacem, para bellum‘, also ‚willst du den Frieden, dann bereite den Krieg vor‘, gilt; daß die heutige Maxime vielmehr lautet: wenn du den für dich opportunen Krieg weiterführen willst, dann stelle ihn als die Vermeidung des Krieges dar, und die Bekämpfer dieses Krieges als gewissenlose Kriegsverursacher;

2. daß Rusk durch seine Warnung vor erneuter Nachgiebigkeit den Glauben zu erzeugen wünscht, daß diejenigen, die für Frieden eintreten, nicht nur einer Drohung nachgeben, sondern einem drohenden Hitler.

In anderen Worten: die wirklichen Angreifer von heute, die wirklichen ‚Hitlers‘, die Rusks, Johnsons und McNamaras unterstellen durch die Festigkeit, die sie gegenüber den von ihnen Überfallenen einnehmen, daß diese Überfallenen die Angreifer von heute, also die Hitlers, seien. Von Veteranen, in deren Augen die Kriegsgegner Amerikas natürlich a priori stets einer und derselben Front zugehören, kann man gewiß nicht verlangen, daß sie Rusks Betrug durchschauen. Da die Söhne derer, die vor 25 Jahren Hitler bekämpft hatten, heute die Dörfer der Vietnamesen niederbrennen, sind die Vietnamesen eben die Hitlerianer von heute, denen nachzugeben (oder deren Fürsprechern nachzugeben) alle Prinzipien der Freiheit verletzen würde. Aber darf Rusk damit rechnen, daß die Junioren der amerikanischen Bevölkerung ebenso betrügerbar sind wie deren Veteranen? Abwarten.

Dialektik der Größe

Genauso naiv wie der Köhlerglaube, der Glaube der Zurückgebliebenen, ist der Ingenieursglaube, der Glaube der technisch blindlings Fortschreitenden. In den Umkreis dieses blinden Ingenieurglaubens gehört die Überzeugung, daß jede Apparatvergrößerung, mindestens jede Leistungsvergrößerung eines Apparats, einen Fortschritt darstellen müsse. Neuestes Beispiel dafür die Tatsache, daß man den Brisanzkoeffizienten der Atombomben auch dann noch weiter steigerte, als die zur Verfügung stehenden Monstren bereits die Vernichtung jedes denkbaren Gegners sicherstellten.

Seit ein paar Jahren scheinen nun freilich diese Naivlinge ihrer Sache nicht mehr ganz so sicher zu sein. Die Amerikaner haben nämlich erkennen müssen, daß es *zu große Waffen* gibt; und daß es gewisse Situationen gibt, die man gerade dann nicht meistern kann, wenn man zu stark ist; daß sie z. B. jene Aufgaben, die sie sich in Vietnam aufgeladen haben, gerade mit denjenigen Waffen, die ihre absolute Überlegenheit beweisen, nicht bewältigen können; daß sie umgekehrt versuchen und lernen müssen, zu *regredieren*: sich nämlich auf die Proportionen und auf die Methoden der ihnen Unterlegenen einzustellen. In der Tat müssen diejenigen, die heute Krieg führen, mindestens diejenigen, die heute gegen unterentwickelte Völker Krieg führen, das zenonische Paradox von Achilleus und der Schildkröte auf den Kopf stellen. Dem mit der Schildkröte um die Wette rennenden Achilleus passiert es sonst immer wieder, daß er die Schildkröte verfehlt, und zwar deshalb, weil er sie bereits im ersten Augenblick des Rennens überholt und dadurch intakt hinter sich läßt. —

Eines Tages mußten die Amerikaner also einsehen, daß sie jene Waffen, die sie ursprünglich für allergrößte Zielobjekte, bzw. für die Zerstörung von allergrößten Zielobjekten, nämlich von Produktionsanlagen innerhalb höchst industrialisierter Staaten bestimmt hatten — daß sie diese Waffen gegen industriell zurückgebliebene Gegner überhaupt nicht einsetzen konnten; daß sie vielmehr zu versuchen hatten, sich an die Obsoletheit ihrer Gegner anzupassen. Ein trauriger Tag muß dieser Tag der Einsicht für die Amerikaner gewesen sein.

Inzwischen gehört dieser traurige Tag der Einsicht allerdings auch schon der Vergangenheit an, es war möglich, 'to make the best of it'. Wenn es sich herausstellt, daß Waffen erforderlich sind, mit denen man obsoleten Gegnern angemessen begegnen kann, dann ist damit ja schließlich auch eine neue Produktionsaufgabe bezeichnet, und die Erfüllung dieser neuen Aufgabe stellt ja auch wieder neue Profite in Aussicht — kein Wunder also, daß es Firmen gibt, die sich enthusiastisch auf diese neuen Aufgaben konzentrieren. Das nächstliegende Beispiel ist natürlich die Konzentrierung der Industrie auf Hubschrauber, deren Rolle im zweiten Weltkriege, verglichen mit der heutigen, noch minimal gewesen war, und denen heute im Dschungelkampf Funktionen zufallen, die die zu großen jets niemals

erfüllen könnten. Aber natürlich ist dieses Helicopter-Produktionsprogramm auch nur ein Beispiel. Von grundsätzlicher Bedeutung ist es dagegen, daß sich die amerikanischen Forscher, vor allem die der RAND Corporation, seit mindestens zwei Jahren mit der paradoxen Frage beschäftigen, welche an das gegnerische Gestern gut adaptierten Mittel sie zu erfinden haben, um dem in den Gegnern verkörperten Gestern am wirkungsvollsten entgegenzutreten; welche ‚gestrigen‘ und nicht zu großen Waffen sie konstruieren müssen, um die obsoleten Methoden vor-industrieller Kämpfer zu überwältigen. *Um gleichziehen zu können, versuchen die Heutigen, gleich gestrig zu sein wie die Gestrigen.*

Nicht zufällig hat ein Berater von Präsident Johnson auf Grund dieses auf das Obsolete ausgerichteten, und deshalb paradoxen, Forschungsprogramms behauptet, daß Amerika in Vietnam das Risiko laufe, den Wettlauf zum Monde zu verlieren — eine Bemerkung, die nicht nur deshalb interessant ist, weil in ihr die moderne Erzeugung des Gestrigen als der Tod der Erzeugung des Morgigen figuriert; sondern auch deshalb, weil sie zeigt, wie selbstverständlich es für die Männer um Johnson ist, die Eroberung des Mondes und die Verwüstung Vietnams zusammenzusehen, und zwar als miteinander konkurrierende Stücke eines einzigen gigantischen, natürlich militärischen, Aktionskomplexes.

Dialektik der Verspätung

Gewisse Amerikaner sind sprachlos darüber, daß die Chinesen heute bereits Wasserstoffbomben erzeugen können, und daß sie den Stand der Physik und Technik sogar rascher nachgeholt haben als die Franzosen. Tatsächlich hat keine nukleare Macht den Weg von der ersten Atombombe zur ersten Fusionsbombe in so kurzer Zeit zurücklegen können wie die Chinesen, die, gemessen am Standard der hochindustrialisierten Länder, noch vor fünf Jahren als atomar unterentwickelt und deshalb, atomstrategisch gesprochen, als relativ ungefährlich gegolten hatten.

Aber diese Tatsache ist alles andere als geheimnisvoll. Wer zu spät kommt, der ist eben, sofern er nicht viel zu spät kommt, nicht nur nicht im Nachteil, sondern umgekehrt in der günstigen Lage, alle zuvor von Anderen geleistete Arbeit verwenden und die Vorgänger als Pfadfinder und researcher, sogar als unbezahlte Pfadfinder und researcher, anstellen zu können. Daß dafür ‚Spionage‘ erforderlich sei, das reden sich allein wissenschaftlich so unversierte Wesen wie Geheimdienstler, Kongreßmänner oder Senatoren ein.

Wer Erfindungen macht, der muß sich auch darauf gefaßt machen, daß die Nachkommen ihm auf den Kopf steigen und ihn dadurch überragen. Primatgierigen Erfindern mag das tragisch vorkommen. Zu unrecht. Tragisch wäre es umgekehrt, wenn die ersten, z. B. die Initiatoren der heutigen nuklearen Vernichtungstechniken, die einzigen blieben; und ein Glück ist es, daß diese rasch eingeholt und sogar überholt werden können. Ob die universelle Gefahr neutralisiert

werden kann, ist fraglich. Wenn aber, dann allein durch diejenigen, die die uns Gefährdenden einholen oder sogar überholen.

Damm-Preise

Nein, niedrig ist der Preis, den man für die „Freedom of Speech“ zu zahlen hat, nicht, er kann einen sehr teuer zu stehen kommen. ‚Wenn Sie das nächstmal einen Damm benötigen‘, meinte Präsident Johnson zu Senator Church von Idaho, als dieser von seiner Freiheit Gebrauch gemacht: nämlich Johnsons Vietnam-Politik kritisiert und sich dabei auf den Leitartikler Walter Lippmann bezogen hatte, ‚dann wenden Sie sich vielleicht lieber an Mr. Lippmann als an mich‘. In anderen Worten: Die Chance, für seinen Staat erfolgreich einzutreten, verbleibt einem Senator unter dem Johnson-Regime alleine dann, wenn er zuvor auf seinen Anspruch auf Widerspruch, also auf ‚Freedom of Speech‘, verzichtet hat.

Der Friedensfürst

Bekanntlich gilt in Amerika die durchaus nicht so selbstverständliche Regel ‚Don't change horses in the middle of the stream‘ als unbestreitbare Wahrheit. — Die Fortsetzung der Aggression in Vietnam hat, mindestens auch, mit diesem Sprichwort zu tun, genauer: mit dessen Umkehrung. Um bei den nächsten Wahlen Präsident zu bleiben, um nicht ‚to be changed‘, hat Präsident Johnson nämlich die ‚middle of the stream‘-Position aufrechtzuerhalten, wenn nicht sogar die kritische Lage so zu überschärfen, daß deren ‚middle of the stream‘-Qualität von niemandem bestritten werden kann. Den Fortgang und die stetige Zuspitzung der Krise verwendet er also als ein Mittel, um den Fortgang seiner Herrschaft sicherzustellen. Natürlich hindert ihn das nicht im mindesten daran, gleichzeitig seine Friedensbereitschaft zu beteuern, seine Friedensbereitschaft, auf die der Gegner nur leider niemals eingehe, und dieses Beteuern seiner Friedensliebe kann er sich ruhig leisten, ohne dadurch Gefahr zu laufen, auf einem Widerspruch ertappt zu werden oder sich lächerlich zu machen. Im Gegenteil. Je gefährlicher sich durch seine Machenschaften die Krise zuspitzt, um so verführerischer klingt dann sein Versprechen, der Krise, wenn nur der böse Feind ebenfalls wollte, ein Ende zu setzen und Frieden zu stiften. In der Tat haben als Friedensfürsten gewöhnlich ja diejenigen gegolten, die schließlich einmal die von ihnen selbst angezettelten Kriege hinter sich gebracht hatten — ob als Sieger oder als Besiegte, das spielte dabei noch nicht einmal die ausschlaggebende Rolle. Um mit Schlagen aufhören zu können, und um mit dem Ende des Schlagens locken zu können, dazu muß man eben geschlagen *haben*. Wer nicht den Mut aufbringt, Blut zu vergießen, dem kann es schwerlich gelingen, in die Klasse der großen Friedensfürsten aufzurücken. Nicht nur gilt mit Mephistopheles, daß ‚Blut ein ganz besonderer Saft‘ ist, sondern auch mit Johnson, daß Blutvergießen, da man ohne dieses ein solides Friedensprestige nicht erwerben kann, ein ganz besonderer Trick ist.

Freigeben — Definition

Am 25. Oktober 1967 meldeten die Zeitungen, zum ersten Male sei das ‚nunmehr von Washington freigegebene Ziel Phuc-yen, 30 km nordwestlich von Hanoi, bombardiert‘ worden. Die Meldung impliziert, daß diese Stadt, solange sie von Washington noch nicht freigegeben worden war, noch unfrei gewesen sein muß; und es liegt auf der Hand, daß ein solcher Zustand auf die Dauer von Vorkämpfen der ‚freien Welt‘ nicht ertragen werden kann.

Unter ‚freigeben‘ versteht man mithin diejenige Aktion, durch die eine Regierung ihren Bürgern die Erlaubnis bzw. die Weisung erteilt, eine in einem fremden Lande gelegene Stadt zu verwüsten.

Wenn die Nordvietnamesen unter ‚freigeben‘ ebenfalls ‚verwüsten dürfen‘ verstehen würden, dann würde die Freigabe von in Nordvietnam gefangenen amerikanischen Piloten so viel wie deren Ermordung bedeuten.

Farben-Lehre von heute: Schwarz vor Gelb wird Weiß

Das Recht der farbigen GIs, für ihr Vaterland, bzw. für die ‚freie Welt‘, zu kämpfen und Vietnamesen umzubringen, ist drei- bis viermal so groß wie das Recht ihrer weißen Mitbürger. Jedenfalls kann sich die Negerbevölkerung, die zuhause nur 10 % der Gesamtbevölkerung ausmacht, rühmen, 30—40 % der in Vietnam eingesetzten bewaffneten Macht zu stellen.

Wenn sich farbige boys dazu drängen, GIs zu werden und als solche nach Vietnam geflogen zu werden, so ist das wahrhaftig begreiflich. Die Chance der Gleichberechtigung, um nicht zu sagen: die Chance, ‚to be more equal than others‘, die genießen sie allein dort, wo es sich um das Recht zu töten oder zu sterben handelt; zuhause, wo es nur um so alltägliche Dinge wie um das Leben und Am-Leben-gelassen-werden geht, da ganz gewiß nicht.

Ebenso begreiflich ist es natürlich andererseits, daß die Weißen ihren dunklen Mitbürgern das größere Recht, in Vietnam zu kämpfen, einräumen. Da es der Majorität der nicht-farbigen Bevölkerung darum geht, den Civil Rights-Kampf mindestens zu bremsen, d. h. darum, den Zustand der Ungleichheit so gut und so lange wie möglich fortzusetzen, ist es für sie opportun,

1. einen möglichst hohen Prozentsatz der besten Jahrgänge, die die Stoßkraft der Civil-Rights-Aktion steigern würden, außer Landes zu halten;

2. den Entrechteten die Chance zu schenken, ihrerseits als Herrenvolk aufzutreten, ihrerseits andere zu entrechten. In dem aus Klassengründen in Gang gesetzten Spiel der Rassen ereignen sich die kaleidoskopischsten Wunder der Farbverwandlung: Im Kampf gegen die Gelben können sich die Schwarzen plötzlich als Weiße fühlen; nein, es kann sogar passieren — der französische Film „The Anderson Platoon“ von Pierre Schoendorfer hat uns das vor Augen

geführt — daß die Weißen und die Schwarzen, die dazu verurteilt sind, Schulter an Schulter die Gelben zu bekämpfen, durch die Gemeinsamkeit der Gefahr und durch die Komplizität ihres Mordens ihre Farbdifferenz vorübergehend vergessen und eine Solidarität miteinander verspüren, die zu verspüren sie zuhause niemals gewagt hätten, und die sie, wenn sie erst einmal wieder heimgekehrt sein werden, auch niemals wieder verspüren werden. — Die Methode, Entrechtete dadurch zu trösten, daß man ihnen das Recht zugesteht, ihrerseits andere zu entrechten und dieses Recht sogar zu ihrer nationalen Pflicht erhöht — diese Methode entspricht aufs genaueste der, die der Nationalsozialismus vor 35 Jahren eingeführt hatte. So wie Hitler den Proletariern, die zu befreien ihm nicht im Traume einfiel, die Juden schenkte: also eine Gruppe, der gegenüber sie, die Proletarier, die Chance hatten, sich überlegen zu fühlen, und die zu mißhandeln oder zu liquidieren sie die nationale Verpflichtung hatten; genauso schenkt die amerikanische Regierung nun den amerikanischen Negern die unterentwickelten Völker außerhalb Amerikas, in diesem Augenblicke die Vietnamesen. Vice versa entsprechen diese, also die heute napalmzerbombten und in ihren Dörfern verkohlten Vietnamesen, den in Auschwitz verbrannten Juden. Man sieht: die Verbrechen von heute und deren sozialpsychologische Funktionen ähneln den Verbrechen von damals und deren Funktionen viel mehr, als man gewöhnlich annimmt.

Aber was hier zählt, ist nicht nur, daß die Freiheit des Tötens, die den Farbigen in Vietnam zugestanden wird, größer ist als alle Freiheiten, die sie back home im friedlichen Amerika genießen, sondern auch, daß sich ihre Freiheit des Sterbens auf dem asiatischen Kriegsschauplatz außerordentlich erweitert hat. Zwar wäre es übertrieben, zu behaupten, daß die weiße Dame Amerika, die prozentual so viel mehr ihrer schwarzen als ihrer weißen Söhne nach Vietnam schickt, damit direkt darauf abziele, sich einer großen Zahl ihrer schwarzen Söhne zu entledigen. Aber der Effekt: daß, wo drei- bis viermal so viele kämpfen, auch drei- bis viermal so viele fallen, der ist ihr, auch wenn sie ihre Hände pausenlos in Unschuld waschen mag, gewiß nicht nur unwillkommen. An die Stelle des alten, ursprünglich auf die Eingeborenen gemünzten, Satzes: ‚The only good Indian is a dead Indian‘ ist gewiß längst, freilich ohne daß diese Worte jemals vernehmlich ausgesprochen worden wären, die Maxime getreten: ‚The only good nigger is a dead nigger‘. Es scheint mir durchaus nicht undenkbar, daß die farbige Bevölkerung der USA, sofern diese sich nicht zu einer systematischen Wehrdienstverweigerung entschließt, in den zahlreichen imperialistischen Kriegen, die die USA nach Abschluß ihrer Operationen in Vietnam, z. B. in den südamerikanischen Staaten, nötig haben und deshalb führen werden, allmählich aufgerieben werden könnte.

Das Gebet von heute

I

Kanonengebet

(Sean O'Casey ‚Silver Tassie‘, Akt II¹)

(Soldaten um das Geschütz knieend, Korporal singt:)

Korporal (singt):

Heil, harter Turm, aus Stahl geprägt
durch unseren Geist — du Wächter aller
uns teuren Dinge — rede und brülle
dem Herren ins Ohr an unsrer statt.

Soldaten:

Wir glauben an Gott und wir glauben an dich!

Korporal:

Für dich vergaßen wir Form und Farbe,
Musik für dich. Und dir zu Ehren
die Träume aus Stein. Daß deine Kraft nur
herrlicher werde und schöner zum Töten.

Soldaten:

Wir glauben an Gott und wir glauben an dich!

Korporal:

In dich versenkten wir Tag und Stunde,
den Kindern geraubt und den Fastnachtsfreuden.
Und selbst die Knaben mußten für deine
Herrlichkeit schuffen und deine Ehre.

Soldaten:

Wir glauben an Gott und wir glauben an dich!

Korporal:

Und denke der Frauen, die stolz und traurig
den Schoß aufgaben für Schattenmänner,
und wie sie die dürftigen Brüste aufputzten
als Ehrengaben für deine Opfer.

Soldaten:

Wir glauben an Gott und wir glauben an dich!

Korporal:

Und spreng das Blut der gesunden Mannschaft
auf Unbrauchbare, durch Krankheit geschützte,
auf Wochenbetten, und schütte den blutigen
Regen hinab auf das Spiel der Kinder.

Soldaten:

Wir glauben an Gott und wir glauben an dich!

Korporal:

Und reiße ein Loch in die Mauer des Ansturms,
mißgönne keinem den Frieden des Todes,
mit e i n e m Odem blase sie alle
in Abrahams Schoß und den Garten Eden!

Soldaten:

Wir glauben an Gott und wir glauben an dich!

1 Übersetzt von G. A. „Der Preispokal“.

II

Mein Gewehr

[Parris Island (United States Marine Corps) Yearbook]

Dies ist mein Gewehr. Es gibt viele wie dieses, aber dies hier ist meines. Mein Gewehr ist mein bester Freund. Es ist mein Leben. Ich muß es meistern, so wie ich mein Leben meistere.

Mein Gewehr ist ohne mich nutzlos. Ohne mein Gewehr bin ich nutzlos. Ich muß mit meinem Gewehr ins Schwarze treffen. Ich muß schärfer zielen als mein Feind, der versucht, mich zu töten. Ich muß schießen, ehe er schießt. Und das werde ich tun.

Mein Gewehr und ich wissen, daß, was in diesem Kriege zählt, nicht die Zahl der Salven ist, nicht deren Lärm, und nicht der Rauch, den wir erzeugen. Wir wissen, was zählt, sind die Treffer. Und wir werden treffen.

Mein Gewehr ist menschlich, genauso menschlich wie ich, weil es mein Leben ist. Deshalb will ich es als meinen Bruder anzusehen lernen. Ich werde seine Schwächen kennenlernen, seine Stärke, seine Bestandteile, sein Zubehör, sein Visier und seinen Lauf. Ich werde mein Gewehr sauber und in Bereitschaft halten, so wie ich sauber und in Bereitschaft bin. Jeder von uns wird ein Teil des anderen werden.

Das werden wir werden.

Vor Gott beschwöre ich diesen Glauben. Mein Gewehr und ich sind die Verteidiger meines Landes. Wir sind Herren über unseren Feind. Wir sind die Retter unseres Lebens.

So sei es, bis der Sieg Amerikas Sieg ist, und bis es keinen Feind mehr gibt, sondern nur noch Friede.

This is my rifle. There are many like it, but this one is mine. My rifle is my best friend. It is my life. I must master it as I master my life. — My rifle without me is useless. Without my rifle, I am useless. I must fire my rifle true. I must shoot straighter than my enemy, who is trying to kill me. I must shoot him before he shoots me. I will... My rifle and myself know that what counts in this war is not the rounds we fire, the noise of our burst, or the smoke we make. We know that it is the hits that count. We will hit... My rifle is human, even as I am, because it is my life. Thus, I will learn it as a brother. I will learn its weakness, its strength, its parts, its accessories, its sights and its barrel. I will keep my rifle clean and ready, even as I am clean and ready. We will become part of each other. We will... Before God I swear this creed. My rifle and myself are the defenders of my country. We are the masters of our enemy. We are the saviours of our life. — So be it, until victory is America's and there is no enemy, but Peace!

III

Kommentar

Das Gerede über ‚Entfremdung‘ und ‚Verdinglichung‘, ‚alienation‘ und ‚reification‘, ist nachgerade unerträglich geworden. Denn heute kommen diese Termini ja nicht etwa nur aus dem Munde von Marxisten, sondern aus den Mündern aller, und niemand, der es versteht, sie nett in den Text seiner examination papers einzu-

streuen, braucht zu befürchten, bei seiner BA-Prüfung durchzufallen. Sic transit gloria revolutionum.

Als ich vor etwa zehn Jahren eine neue Phase der ‚Entfremdung‘ ankündigte, die Situation nämlich, in der der ‚Animismus des technischen Zeitalters‘ herrschen würde, die Situation, in der die Verdinglichung der Menschen ihre Entsprechung in der Vermenschlichung der Dinge finden würde oder in der die Vermenschlichung der Dinge die Verdinglichung der Menschen sogar ersetzen würde, da nannte man mich einen Übertreiber, diese überspitzte Formulierung könnte ich doch wohl nur bildlich meinen. Was ich bestritt. Heute hat nun der dokumentarische Beweis meine damalige Behauptung eingeholt. Denn wie könnte man noch von ‚Bildlichkeit‘ sprechen, wenn in der Gelöbnisformel einer Armeegattung das Mordgerät als ‚Bruder‘ bezeichnet wird, und wenn dessen Verwender vor Gott den feierlichen Eid schwört, diesen seinen Bruder rein zu halten wie sich selbst und sich mit dessen Schwächen und Stärken vertraut zu machen?

Sehen wir ganz davon ab, daß dem Gewehr hier natürlich eine unzweideutig phallische, halb narzistische, halb inzestuöse, Rolle zugeschrieben wird; und daß es natürlich keinen ‚leatherneck‘ gibt, der nicht Schießen als ‚a kind of f...‘, und f... als eine Art von Schießen ansähe; und schließlich keinen, der nicht den Schwur, sein ‚rifle‘ ‚clean and ready‘ zu halten, mit Enthusiasmus schwören würde. Worauf es hier ankommt, ist, daß sich im Augenblicke, in dem Menschen feierlich dazu verpflichtet werden, Dinge als Lebewesen (oder als Organe ihres eigenen Leibes) anzusehen, und als das nicht nur anzusehen, sondern als das zu behandeln — daß sich in diesem Augenblicke das, was ich den ‚Animismus des technischen Zeitalters‘ genannt hatte, als Wirklichkeit bestätigt; und daß in diesem Augenblicke dem Gerede, mein Ausdruck sei doch höchstens bildlich oder metaphorisch zu verstehen, jede Basis entzogen ist.

*

Natürlich soll dieser Rifle-Text nicht nur sexuelle, sondern zugleich auch religiöse Assoziationen auslösen. Wenn ich den Wortlaut des O’Caseyschen Kanonengebets vorausschickte, so gewiß nicht grundlos. Deutlich klingen die Worte, die der Rifle-Dichter für die Identifizierung des Mörders mit seiner Waffe gefunden hat, an die sakramentalen Identifizierungsformeln aller, namentlich der christlichen, Religionen an. In der Waffe, die er vor Gott heiligt, soll der Mörder eben etwas Heilandartiges sehen. Tatsächlich taucht ja in der vorletzten Zeile auch das Wort ‚saviour‘ auf.

Übersetzt man den das Gebet krönenden Schwur, die Komplizität mit der Waffe so lange aufrechtzuerhalten, ‚bis es keinen Feind mehr gebe, sondern nur noch Frieden‘, in die Alltagssprache, dann kann er nichts anderes bedeuten, als daß der Friede erst in demjenigen Augenblicke eintreten werde, in dem ‚my rifle and I‘ den Feind ausgerottet haben werden.

God's own Country

Bekanntlich hat der amerikanische Student David Mitchell, der Inaugurator der ‚End the Draft‘-Bewegung, der sich auf die moralischen Prinzipien des Nürnberger Kriegsverbrecherprozesses beruft, den Militärdienst als unmoralisch und illegal bezeichnet und sich persönlich geweigert, sich in der Zeit eines, amerikanischen imperialistischen Krieges einzulassen zu lassen — woraufhin er zu fünfjähriger Haft verurteilt worden ist. Der Richter Emmett Claire, auf Grund dessen Spruches dieses Urteil vor einem halben Jahre vollstreckt worden ist, motivierte Mitchells Strafwürdigkeit mit dem Argument, Mitchell sei zugeständenermaßen Atheist, ergo könne seine Berufung auf Moralprinzipien, also auch auf die von Nürnberg, keinen Anspruch darauf erheben, ernst genommen zu werden. Damit beweist Richter Claire, daß ihm nur der naivste, nein, nur der unmoralischste Begriff von Moralität vertraut ist, nämlich nur derjenige, der mit dem Begriff von Gehorsam identisch ist. Das ist so, als wenn man einem Knaben das Recht auf anständiges Benehmen und die Glaubhaftigkeit seines moralischen Benehmens deshalb absprechen würde, weil dieser erkläre, auch dann anständig sein zu wollen, wenn er damit keinem ausdrücklichen Befehl seines Vaters nachkomme, nein auch dann, wenn er dessen Befehls-Autorität oder dessen Existenz nicht anerkenne. Keine Frage, dieser Richter hält die Unmoral des Gehorsamen für moralischer als das Moralischsein des Ungehorsamen; er hält es für sittlicher, das ‚Du sollst nicht töten‘ zum Teufel zu schicken und an Gott zu glauben, als das ‚Du sollst nicht töten‘ zu beherzigen, ohne diese Beherzigung durch Gottesglauben zu begründen; und für *gottgefälliger, ein gläubiger Mörder zu sein als ein nichtgläubiger Mordverweigerer.*

Gratis

Am 23. Oktober 1967 meldete der Wiener Rundfunk, bei den kolossalen Demonstrationen vor dem Pentagon hätten mehr als hundert Personen ‚Verwundungen davongetragen‘. ‚Davongetragen‘ ist gut. Das klingt ganz so, als hätten diese Verwundungen wie herrenloses Gut auf dem Pflaster herumgelegen oder wie Früchte an Ästen gehangen, und als hätten die Demonstranten nichts anderes zu tun brauchen, als diese gratis erhältlichen Objekte aufzuheben oder abzupflücken, um sie dann eben nach Hause — davonzutragen. Daß es Produzenten dieser Verwundungen gegeben hat, daß Polizisten zugeschlagen haben, das ist dieser Redensart jedenfalls nicht anzumerken. Und darin besteht eben ihre Tugend.

Grenzen des Herstellbaren

Der zugleich altertümliche und neue Typ des vietnamesischen Guerilla-Kämpfers hatte die Amerikaner durch seine Tollkühnheit, Wendigkeit, Geistesgegenwart und Selbständigkeit von Beginn an tief beeindruckt. Natürlich reagierten sie auf diese Männer erst einmal auf amerikanische Art, genau so, wie sie auf Exemplare neuer

Waffengattungen reagiert hätten, nämlich mit einem ‚auch haben!‘ — Und da sie in der Überzeugung großgeworden waren, daß es nichts gebe, nein nichts geben könne, was sie nicht ebenfalls haben und herstellen (oder wozu sie sich nicht ebenfalls ausbilden¹ könnten, meinten sie mit ihrem ‚auch haben!‘: ‚natürlich können auch wir, wenn das taktisch opportun ist und militärisch erforderlich ist, Revolutionäre werden‘ und: ‚jeder GI ist virtuell — man muß diese Anlage eben nur aufwecken und ausbilden — ein Guerilla‘. — Die Tatsache, daß zur Verwirklichung dieses bestimmten Typs eine bestimmte geschichtliche und moralische Situation gehört: daß also die Viet Congs ihre Guerilla-Fähigkeit ihrer kollektiven Misere verdanken, ihrer kollektiven Entwürdigung, ihrer kollektiven Verzweiflung, ihrer kollektiven Wut, ihrer kollektiven Hoffnung, ihrem kollektiven Vertrauen auf gegenseitige Hilfe, kurz: ihrer kollektiven *Sache* — alle diese Tatsachen sind den Amerikanern offenbar jahrelang nicht eingefallen und deshalb jahrelang nicht aufgefallen. Keiner von ihnen hätte begriffen, warum sie nicht, mit der ungeheueren technischen Erfahrung, über die sie verfügten, in der Lage sein sollten, mindestens ebenso anständige Desperados herzustellen wie diese jämmerlichen Südasiaten, denen ja schließlich sogar alle Hilfswerkzeuge fehlten. Kurz, sie beschlossen: ‚we will produce them, too, let's start with beginner's courses in resistance!‘ An Sonntagen Kurse in Spontaneität, an Montagen in Selbstaufopferung, an Dienstagen in Geistesgegenwart, mittwochs in revolutionärem Elan, an Donnerstagen in Würmer- und Wurzeldiät, an Freitagen im Verbrennen von Dörfern inklusive Frauen und Kindern, und an Sonnabenden schließlich im Abschneiden menschlicher Glieder unter besonderer Berücksichtigung von Zungen und Geschlechtsteilen.

*

General Maxwell Taylor ist der erste gewesen, der die ingenieöse Idee von, Guerilla-Kämpfern ähnlichen, Anti-Guerilla-Kämpfern konzipiert hat. Und Kennedy ist es gewesen, der, nicht minder ingenieös, die Verwirklichung dieser Idee seit 1961 methodisch in die Wege geleitet hat. Heute sieht man nun, was dabei herausgekommen ist, was dabei unvermeidlicherweise hat herauskommen müssen. Denn daß Soldaten, die programmatisch dazu ausgebildet werden, im Angriff (nicht, wie echte Partisanen, in der Verteidigung) Mitmenschen zu überfallen, deren Wohnstätten einzuäschern, deren Glieder abzuschneiden und dgl., durch solche Erziehung nicht etwa zu Guerilla-Kämpfern erzogen, sondern in Verbrecher verwandelt werden, das liegt ja auf der Hand.

1 Diese Überzeugung gleicht der der progressiven amerikanischen Erzieher, die in jedem Kinde einen virtuellen Beethoven oder einen progressiven Michelangelo sehen. ‚Everybody is creative‘, jedermann gehört potentiell zur Elite, es gibt nichts, inklusive Präsident, was irgendwer nicht werden könnte — wer das bezweifelt, beweist damit sogar seinen Mangel an democracy.

Unterdessen hat man allerdings begonnen — und auch das liegt nun schon wieder Jahre zurück — in ein drittes Stadium einzutreten. Denn unterdessen hat man, und leider nicht erfolglos, die Herstellung und den Einsatz von solchen Waffentypen in den Vordergrund geschoben, deren Leistungen denen der Guerillas ähneln. Das heißt: man hat den Vorsprung, den die mit obsoleten Mitteln kämpfenden Menschen vor den eingesetzten modernen Apparaten gehabt hatten, mit Hilfe von ad hoc zu diesem Zwecke entworfenen Apparaten aufgeholt. Kennzeichnend für dieses neue Stadium ist die ungeheuere Steigerung der Rolle der, im Vergleich mit den Großwaffen geradezu harmlosen Hubschrauber, die den außerordentlich beweglichen Guerilla-Einheiten insofern ähneln, als auch sie, und zwar wie die obsoleten Menschen, kleine Entfernungen überhupfen können, ohne, wie die großen Flugzeuge, durch ihre zu große Geschwindigkeit die Gegner zu überholen und dadurch zu verfehlen.

Gnade

Man hat mir gestern nahegelegt, zusammen mit hunderten von anderen, Präsident Johnson, über den unser Urteil schließlich feststeht, um die Begnadigung eines im Zusammenhang mit dem Vietnam-Krieg völlig zu Unrecht zu Gefängnis verurteilten GI zu ersuchen. Der Mann, der begnadigt werden soll, hat sich geweigert, am Krieg in Vietnam teilzunehmen, da er diesen für ein illegales, unmoralisches und ungerechtes Unternehmen hält. — Dürfen wir um Gnade für ihn bitten?

Nein. Denn durch Signierung des Begnadigungsgesuches würden wir zweierlei bestätigen:

die Schuld des Entrechteten. Und zwar deshalb, weil nur Schuldige begnadigt werden können.

die moralische Kompetenz, sogar die Humanität des skrupellos seine Eskalation betreibenden Johnson. — Und zwar deshalb, weil man um Menschlichkeit nur solche Menschen bitten kann, denen man Menschlichkeit zuerkennt und die man als Menschen respektiert.

In anderen Worten: durch unser Gnadengesuch würden wir die Legitimität des rechtlosen Zustandes, den der Vietnam-Krieg darstellt, zugestehen. Worum wir zu bitten haben, ist nicht, daß Gnade vor Recht, sondern daß Recht vor Unrecht ergehe. Und um so etwas bittet man nicht. So etwas fordert man. Oder so etwas versucht man, mit Gewalt durchzusetzen.

Wir werden andere Mittel und Wege finden müssen, um diesem GI zu helfen.

Gesichtslos

Von wem stammt dieser Nachruf auf Albert Schweitzer?

„Während eines halben Jahrhunderts, das unter dem Eindruck blutiger Kriege stand, hat uns Albert Schweitzer durch sein Leben und sein Werk an das erinnert, was wirklich von Bedeutung ist: daß die Kranken genesen, daß das Erbe unserer Religion und unserer

Kultur geachtet und an unsere Nachkommen überliefert werde, daß die Menschen aller Rassen in der ganzen Welt Brüder und Kinder Gottes sind. Damit hat er allen gedient. Seine Botschaft und sein Beispiel, welche die dunkelsten Stunden dieses Jahrhunderts erhellten, werden alle jene, die sich bemühen, eine Welt des Friedens und der Brüderlichkeit aufzubauen, auch weiterhin ermutigen.'

Und von wem stammen — Lichtjahre trennen diese Worte von den soeben zitierten — von wem stammen die folgenden Worte, die dem Komiker Bob Hope mit auf den Weg nach Saigon gegeben worden sind?

„Kein Krieg ist ein richtiger Krieg ohne Bob Hopes Witze.“

*

Die zwei Aussprüche stammen aus einem und demselben Munde. Mindestens, da ja die Worte, die aus den Mündern amerikanischer Präsidenten ertönen, selten deren eigenes Fabrikat sind, aus einem und demselben office, nämlich aus dem von Johnson. Der zeitliche Abstand zwischen den zwei Aussprüchen — beide datieren aus dem Jahre 65 — beträgt nur drei Monate. Man glaube aber nicht etwa, daß die Vulgarität der Worte an Bob Hope durch die Noblesse der Worte über Schweitzer neutralisiert werde. Umgekehrt wird der Ausspruch über Schweitzer durch die Worte an Bob Hope ausgelöscht. Denn ein Vulgärer kann zwar Noblesse simulieren, aber ein Nobler nicht Vulgarität. Offenbar kommt diesem Mann — und das macht seine Vulgarität noch atemberaubender — gar nicht der Gedanke, daß, wenn er heute larmoyant von den Kindern Gottes flötet und morgen infam behauptet, seine Massenmorde würden durch die Anwesenheit eines Witzboldes legalisiert, daß er in die Nachwelt als eine Figur ohne jedes identifizierbare Niveau und ohne jedes identifizierbare Gesicht eingehen wird. Aber vermutlich hat er recht, daran nicht zu denken und darauf keine Rücksicht zu nehmen. Denn vermutlich gibt es heute niemanden mehr, dem es einfielen, die zwei Aussprüche als die eines einzigen Menschen miteinander zu vergleichen, und niemand mehr, der an fehlender Eindeutigkeit von Niveau und Physiognomie Anstoß nähme.

Geographie der Moral

Unter ‚doves‘ (‚Tauben‘) verstehen die Amerikaner nicht etwa diejenigen, die sich für den integralen Frieden in Vietnam oder gar für den bedingungslosen Abzug der amerikanischen Armee aus Vietnam einsetzen — von der Wiedergutmachung der von den Amerikanern verursachten Verwüstungen ganz zu schweigen — diese doch eigentlich selbstverständliche Forderung ist in den Staaten noch niemals erhoben worden. Die sich für solche Ziele einsetzen, die heimsen damit zuhause höchstens Spottnamen ein, Namen wie ‚Vietniks‘ oder ‚Peaceniks‘ oder dergleichen.

1. Als ‚Tauben‘ gelten und bezeichnen sich selbst vielmehr diejenigen, die *ausschließlich den Angriff auf Nordvietnam ablehnen*,

dagegen niemals etwas gegen Operationen einzuwenden haben, die südlich des 17. Breitengrades stattfinden, gleich ob es sich dabei um Vergiftungen von Ernten, um Entlaubungen von Wäldern, um Verwüstungen von Dörfern oder um Liquidierungen von Bevölkerungen handelt¹. Wer, obwohl Mitglied der amerikanischen Streitkräfte, Teilnahme an solchen Aktionen verweigern würde, der würde sich in den Augen der ‚Tauben‘ sogar höchst suspekt machen. Südlich des 17. Breitengrades darf man als ‚Taube‘ ruhig weitermorden, südlich dieser Linie soll man das sogar. Ausreden sind nicht mehr möglich, die geographische Demarkationslinie zwischen Gut und Böse verläuft — ein Glück, das keiner früheren Generation jemals beschieden gewesen war — völlig unzweideutig und läßt Zweifel oder Mißverständnisse nicht mehr aufkommen. Was nördlich der Demarkationslinie eine Untat ist, das ist südlich von dieser erlaubt, was heißt ‚erlaubt‘, das ist südlich von dieser patriotisch geboten.

2. Als ‚Tauben‘ gelten und bezeichnen sich selbst ferner jene Tollkühnen, die *dafür eintreten*, daß post festum *den Opfern* ihrer Aggression, sofern solche Opfer übrigbleiben sollten, *Amnestie gewährt werde*. Nein, ich habe mich nicht verschrieben, ich meine, was ich sage: Amnestie, die von den Aggressoren den Opfern der Aggression gewährt werden solle. Diese Anregung ist effektiv gemacht worden, und zwar nicht etwa von irgendwem, sondern von dem Gouverneur von Michigan, George Romney, und sogar voll Stolz auf den Mut, den er damit bewies. Denn natürlich ist es ihm klar, daß seine Kompatrioten den Vorschlag, Opfer amerikanischer Aggression straflos ausgehen zu lassen, nicht nur als ungewöhnlich, sondern auch als ein Symptom von mangelnder Gerechtigkeit und Undankbarkeit, wenn nicht sogar von Illoyalität auffassen könnten; und ganz unverständlich wäre es auch ihm wahrscheinlich nicht, wenn sie indigniert auf diesen an Verrat grenzenden Vorschlag reagieren würden. Jedenfalls glaubt er diesen mit dem Argument rechtfertigen zu müssen, daß man auf diese Weise den im Süden operierenden Viet Cong von Nordvietnam abspalten, damit also einen beträchtlichen militärischen Gewinn einstreichen könnte (Herald Tribune und Washington Post' 10. 5. 1967).

3. Schließlich gibt es heute einen völlig neuen Begriff von ‚dove‘, der dadurch entstanden ist, daß die ‚hawks‘, die ‚Habichte‘ es unternehmen haben, zum Zwecke totaler Irreführung die Begriffe ‚Taube‘ und ‚Habicht‘ einfach auszutauschen. Bei den ‚Habichten‘ ist es nun nämlich Usus geworden, die ‚Tauben‘ als ‚Habichte‘ zu verleumden,

1 Selbst Senator Edward Kennedy spricht von mindestens 100 000 Zivilverlusten jährlich in Südvietnam. — Dazu siehe seine Beantwortung der von der New York Times gestellten Frage am 7. 5. 1967. Seine Ziffer untermauerte Senator Kennedy durch Untersuchungen, die sein ‚Senate Special Committee‘ über Flüchtlingsfragen seit Februar d. J. angestellt hatte. Diese Berichte basieren wiederum auf 200 medizinischen Expertisen (New York Times 9. 5. 1967).

da diese den Krieg durch ihre Milde angeblich in die Länge ziehen, wenn nicht sogar endlos machen; während sie, die echten Habichte, sich als die echten und wirklichen Vertreter der Humanität bewähren, da sie durch ihre Härte den Krieg ja abkürzen.

Der Herr spielt Knecht oder Konterrevolutionäre Dialektik

Die Demagogie, deren sich die herrschende Klasse bedient, schlägt heute die abenteuerlichsten dialektischen Volten. So geschieht es z. B., daß sie ihr Machtmonopol dadurch rechtfertigt, daß sie ihren Zeitgenossen, vielleicht sogar sich selbst, einzureden versucht, sie werde um denjenigen Machtanteil, auf den sie wie jede andere Bevölkerungsgruppe Anspruch habe, betrogen, andere Gruppen hätten sich des Herrschaftsmonopols bemächtigt. Nun hätte sie natürlich das Recht darauf, sich den ihr zustehenden Anteil, den andere sich angeeignet hätten, zurückzuerobern. In anderen Worten: sogar den revolutionären Wortschatz raubt sie den von ihnen Beherrschten.

Wer hat sie, in ihren Augen, mindestens in ihren demagogischen Argumenten, um ihre Anrechte betrogen? Wer hat sich das Machtmonopol angeeignet?

Believe it or not: die farbige Bevölkerung.

Seit einiger Zeit zirkuliert der (nun schon von einer steigenden Zahl von Negern verwendete) Slogan ‚Black Power‘. Ob dieser Ausdruck gerade sehr glücklich gewählt ist, lasse ich dahingestellt. Gleichviel, er stellt natürlich nur ein Echo dar, eine Reaktion auf die unbestreitbare Klassenherrschaft der Weißen. Oder doch nicht? Denn jene Weißen, die der Civil Rights-Bewegung feindselig gegenüberstehen — und diese bilden natürlich die Majorität der Bevölkerung — die benehmen sich so, als beschriebe der Ausdruck ‚Black Power‘ bereits die heutige Wirklichkeit; als hätten die farbigen Repräsentanten im Kongreß und die Staatsvertreter im Senat die weißen Repräsentanten und Senatoren bereits überrundet, als säße in Washington, umtänzelt von weißen Shoe shining boys, ein pechschwarzer powerful president — kurz: so, als liege die Macht bereits effektiv und ausschließlich in den Händen der ‚niggers‘, als zeigte der Uhrzeiger der Weltgeschichte bereits auf eine Minute vor Mitternacht, als wäre es nun höchste Zeit und höchste Rebellenpflicht der himmlischen Kinder des Lichts, ihr Recht gegen die infernalischen Kinder der Finsternis geltend zu machen.

In anderen Worten: Diejenigen, die sich tatsächlich an der Macht befinden, die verteidigen ihre Macht nun damit, daß sie das Recht auf Widerstand (das zu beanspruchen die Schwarzen alles Recht hätten), für sich selbst in Anspruch nehmen. Hegelisch gesprochen: In demjenigen Moment, in dem der ‚Herr‘ spürt, daß der ‚Knecht‘ sich darauf vorbereitet, sein Recht auf Widerstand bzw. seinen Widerstand gegen Rechtsmonopolisierung anzumelden — in diesem Moment beginnt er selbst die Rolle des Knechtes zu spielen, des Knechtes nämlich, der seinem angeblichen Herrn gegenüber ‚sein

Recht' anmeldet. An die Stelle der revolutionären Hegelschen Denkfigur ‚Der Knecht wird zum Herrn des Herrn‘ setzt der Herr nun die konterrevolutionäre: ‚Der Herr spielt die Rolle des Knechtes, um die gewaltsame Beibehaltung seiner Herrschaft durch den Schein einer legitimen Eroberung der Herrschaft tarnen zu können¹.‘

Basically Haters

Nach dem großartigen Erfolg der ‚Spring Mobilization‘ 1967 gegen den Angriff auf Vietnam — und von einem großartigen Erfolg darf man wohl schon deshalb sprechen, weil sie Hunderttausende auf die Beine gebracht hat — sah der Chairman der North California Section of SANE offenbar keine dringlichere Aufgabe als die, von dieser Massenkundgebung so weit wie möglich abzurücken. Zu diesem Zwecke erklärte er, die Organisatoren dieser Mobilization seien ‚basically haters‘, also ‚im Grunde nichts als Hasser‘.

Recht hat er. Das sind wir.

Aber seit wann ist es denn, sofern man das Übel haßt: z. B. den Genozid und die Teilnahme am Genozid; und sofern man die Üblen haßt: z. B. diejenigen, die uns dazu zwingen, am Genozid teilzunehmen, und diejenigen, die die Tatsache ihres Genozids verschleiern — seit wann ist es dann eine Schande, derartiges und derartige zu hassen? Gibt es denn etwas Häßlicheres und Gehässigeres, als seine Mitmenschen, ohne deren Haßmotive und Haßgegenstände anzugeben, als Hasser zu verleumden? Und etwas Hassenswerteres, als wenn sich der Verleumder, der sich selbst ja als Friedensfreund bezeichnen würde, mit seiner Verleumdung bei denen akzeptabel und liebkind zu machen versucht, die den Krieg nicht bekämpfen? Oder sogar bei denen, die diesen mitanheizen? Oder sogar bei denen, die diesen erzeugen?

Nein, Gehässigeres, Häßlicheres und Hassenswerteres ist schwer vorstellbar. Aber natürlich auch nichts Praktischeres. Denn ein Zeitgenosse, der einmal als ‚reiner Hasser‘ klassifiziert worden ist, der gilt nun damit natürlich als einer, der (wie es im Idiotenidiom heißt) ‚im rein Negativen stecken geblieben‘ ist. Was automatisch zur Folge hat, daß dessen Antipode, also der Kriegslüsterne, zum Repräsentanten des sog. ‚Positiven‘ (was immer das sein mag), wenn nicht sogar der Liebe, aufrückt. Ein größerer Dienst als der, den dieser Chairman von SANE den ‚Habichten‘ erwiesen hat, kann diesen wohl kaum erwiesen werden. Daß jeder, der derartige Dienste leistet, auch dazu autorisiert bleibt, Mitglied einer Friedensorganisation zu bleiben, jedenfalls einer so gesunden wie der, die nicht zufällig ‚SANE‘ heißt, das zu betonen ist wohl überflüssig.

1 Drei Wochen nachdem ich diese Zeilen nicht ohne Bedenken niedergeschrieben hatte, erküht sich Newsweek in seiner Ausgabe vom 18. 9. 1967, im Leitartikel Kenneth Crawford zu behaupten: ‚Black power took over in Chikago and, to a lesser degree, here in Washington.‘

Logik der Infamie

In einer Wiener Zeitung vom 23. Oktober 1967 trug das Photo, das die Demonstration gegen den Vietnamkrieg vor dem Pentagon in Washington zeigt, den Titel: ‚Rowdies für den Frieden‘. — Damit will die Zeitung — dies ist die Logik der Infamie — sagen: Wer für den Frieden demonstriert, ist ein Rowdy; und damit wiederum: Wer kein Rowdy ist, der ist für den Vietnamkrieg.

They've had it

‚If we see people within our free fire-zone, they've had it‘, erklärte laut Herald Tribune vom 23. 5. 1967 Major General Bruno Hochmuth, der Commander der in der Gegend von Dong ha stationierten Ledernacken.

In diese Erklärung horche man gut hinein. Was unser famoser Commander da ankündigt, ist nicht etwa: ‚If we see people, we *will* kill them‘ oder: ‚we kill them‘, sondern: ‚they've had it‘. Auf Deutsch: ‚Die Leute *haben* es schon abgekriegt‘, sie *sind* schon erledigt. Die futurische Verbalform, auch nur das Präsens, zu verwenden, erübrigt sich für ihn, das empfände er als Kraftvergeudung, da ja das Totsein schon jetzt beschlossene Sache ist und damit eben bereits der Vergangenheit zugehört. Ebenso erübrigt es sich für ihn, das ‚it‘ zu spezifizieren, da ja nur ein Idiot nicht verstehen würde, daß heutzutage unter ‚it‘ allein Totsein verstanden werden kann.

Von neuem zeigt sich: nichts falscher als zu behaupten, wir würden heute betrogen. Major General Hochmuth unternimmt nicht den geringsten Versuch, etwas vor uns zu verbergen. Seine Sprache ist, wie vulgär sie auch sein mag, gerade *weil* sie so vulgär ist, wahrer als die Sprache der sachlichsten Kriegsberichterstatter, geradezu die Wahrheit selbst.

Nicht beantwortet ist freilich die gewiß berechtigte Frage, warum ein sonst so unvulgäres Blatt wie die ‚Tribune‘ derartige Vulgaritäten mit solcher Offenheit im Wortlaut bringt. Aber klagen wir nicht darüber, denn durch solche Vulgaritäten sind wir über das, was heute geschieht, tausendmal besser unterrichtet als unsere Vorfahren je über die Infamien ihrer Zeitgenossen unterrichtet gewesen waren.

Die Lippen Johnsons

Sage mir, wie du von deinen Morden sprichst, und ich werde dir sagen, wer du bist.

Auf dem Wege zur Manila-Konferenz, deren Diskussthema immerhin — welches andere Thema gäbe es denn heute? — die Eskalation, bzw. die Eskalation der Eskalation des Angriffs auf Vietnam war, erklärte Johnson¹, Kaninchen würde er nicht aus dem Hute ziehen. Sich und Ky, während in Vietnam nicht nur Kaninchen,

1 Mitte Oktober 1966.

sondern auch Männer, Frauen und Kinder aus der Asche gezogen werden, mit Varieté-Zauberern zu vergleichen, das bereite ihm offenbar nicht die mindeste Schwierigkeit. Aber vielleicht sollten wir ihm diesen Vergleich doch nicht verübeln. Vielleicht liegt ihm der Gedanke, daß Menschen durch Verbrennen etwas Wesentliches einbüßen bzw. daß die Asche von mit Hilfe von Napalm umgebrachter Menschen einer anderen ‚Klasse von Menschen‘ zugehöre als unverbrannte Menschen, ganz ferne; mindestens ganz ferne, wenn es sich um die Asche von Asiaten handelt. Wie hätte er denn sonst bei seiner nächsten Zwischenlandung auf Samoa erklären können, daß es ‚heute nirgend in der Welt Bürger zweiter Klasse geben dürfe‘²²? Oder sollte er — denn einen anderen Sinn kann er mit diesen Worten ja eigentlich kaum verbunden haben, gemeint haben, daß Bürger zweiter Klasse eben ausgerottet werden müßten?

*

‚Papier ist geduldig‘, heißt eine bekannte Redensart. Aber um wieviel geduldiger sind doch Menschenlippen, die von ihrem Eigentümer dazu genötigt werden, im Abstand von nur wenigen Stunden einander derart schroff widersprechende Aussprüche zu machen! Wie geduldig sind doch die Lippen Johnsons!

Kriecherei

Der hiesige Rundfunk, der es sich eh schon immer zum Prinzip gemacht hatte, an der Dezimierung des vietnamesischen Volkes durch die Amerikaner niemals etwas auszusetzen, ist in seiner Konsequenz heute einen Schritt weiter gegangen. In einer, von einer munteren Frauenstimme gesprochenen Nachricht hat er uns nämlich soeben mitgeteilt, daß durch die gestrigen Bombungen der ‚Rebellen‘ mindestens siebenundvierzig von diesen am Platze geblieben seien, und daß dieses Ergebnis als ‚zufriedenstellend‘ bezeichnet werden dürfe. — Vergeblich frage ich mich, welches Interesse unser Rundfunk, der eines Ländchens, dessen Schicksal doch wirklich nicht in Saigon oder in Hanoi entschieden wird, daran haben kann, uns weiszumachen, daß die sich dort gegen eine mörderische Invasion verteidigende Bevölkerung aus ‚Rebellen‘ bestehe; und ebenso vergeblich, warum die Tatsache, daß diese siebenundvierzig ‚Rebellen‘ in den ewigen Frieden hinüberbefördert worden sind, auch uns Wiener und Linzer und Innsbrucker mit Frieden erfüllen soll. Irgendeinen Grund muß der Rundfunk doch dafür haben. Sonst würde er diese Gemeinheiten doch gewiß derjenigen imperialistischen Großmacht überlassen, die dort tatsächlich herummordet, und deren Interesse an der Diffamierung der von ihr Ermordeten doch immerhin begreiflich ist. Oder sollten es sich die Sprecher unseres kleinen Landes einreden, daß sie durch freiwillige Gleichschaltung, durch das Mitmachen der kleinen Gemeinheiten und der Sprachregelungen der großen Welt, von

dieser als zugehörig, gewissermaßen als Familienmitglieder, anerkannt werden können? Ich fürchte, das wird mit einer herben Enttäuschung enden. Denn es gibt Großmächte, die so groß sind, daß sie die Schmeicheleien der kleinen überhaupt nicht mehr vernehmen können. Ein klassisches molussisches Sprichwort lautet: ‚Wenn das Loch, in das einer hineinkriecht, so groß ist, daß dessen Eigentümer den Eindringling nicht bemerkt, dann lohnt es nicht, ein Kriecher zu sein.‘

Der konsumierte Krieg

Die Nazis waren, so scheint es mir heute, gar nicht so haarsträubend neuartig gewesen, wie wir Naivlinge es vor fünfunddreißig Jahren geglaubt hatten. Denn sie hatten es ja noch für notwendig, mindestens für opportuner, gehalten, ihre Massenmorde und die Methoden, die sie anwandten, zu verstecken. Das wirklich, das epochal Neue setzt erst mit den Heutigen ein, mit den Männern, die den Krieg in Vietnam planen, bzw. mitmachen, bzw. als etwas Selbstverständliches akzeptieren, bzw. in ein Stück ihrer Unterhaltungsindustrie verwandeln. Denn diese unsere Zeitgenossen geben sich ja überhaupt keine Mühe mehr, das, was sie tun, und die Maßnahmen, die sie anwenden, zu verstecken. Ausdrücke wie das Generalswort ‚to bomb them back into the stone age‘ oder wie das Komödiantenwort ‚the best slum clearing they ever had‘ gelten durchaus nicht als skandalös, sondern entweder als ‚hawky‘ — und das ist unter allen Umständen patriotisch — oder als funny. Da es niemandem mehr einfällt, daß es Instanzen geben könnte, vor denen man sich schämen könnte, oder richtiger: da es solche Instanzen tatsächlich nicht mehr gibt, versiegeln sie uns mit der Redensart, die zu wiederholen sie niemals müde werden: ‚We have nothing to hide‘, den Mund. Ob wir diese Redensart in die Worte übersetzen: ‚Of course, we are burning down villages‘, oder in die: ‚Of course, we are torturing people‘, oder in die: ‚Of course, we are supposed to do it‘, das ist ziemlich gleichgültig, keine dieser Übersetzungen stünde hinter der anderen zurück, jede ist genau so zutreffend wie die andere. Denn täglich veröffentlichen ja die amerikanischen Zeitungen, und wahrhaftig nicht nur die zahlenmäßig unbedeutenden Oppositionsorgane, sondern die Millionenblätter (aber auch die vier oder fünf ‚feineren‘ Newspapers stehen da nicht zurück) Schilderungen und Abbildungen der von ‚our boys‘ begangenen Greuel.

Wie gesagt, auf die Idee, daß ihre Regierung, ihre Streitkräfte, ihre Mitbürger in Uniform, kurz: daß ihr Land durch die Greuel selbst bereits diskreditiert sind, und daß die Reporter durch die tägliche Veröffentlichung dieser Greuel ihr Land noch zusätzlich diskreditieren, auf diese Idee kommen sie dabei nicht. Als diskreditiert und als diskreditierend gelten vielmehr immer nur diejenigen (‚Minorities of One‘ oder ‚Of Two‘ oder ‚Of Thousands‘), die sich aus Originalitätshascherei und aus Unsolidarität moralische Extratouren leisten, die es sich also nicht versagen können, gegen den Schmutz zu

protestieren und an den von der Allgemeinheit entweder ignorierten oder geduldeten oder anerkannten oder gepriesenen Greueln herumzumäkeln. In der Tat sind als ‚schmutzig‘ in die Geschichte kaum je diejenigen eingegangen, die Infamien begangen hatten, sondern immer nur diejenigen, die es sich vergeblich herausgenommen hatten, Infamien ‚schmutzig‘ zu nennen und gegen diese zu protestieren.

Nein, die Moral ist nicht mehr dieselbe wie die vor einem Vierteljahrhundert. Zwischen der Situation in Nazideutschland und der in den USA heute besteht ein fundamentaler Unterschied, und durchaus nicht zugunsten der USA. Wie unbezweifelbar auch die Tatsache sein mag, daß es damals in Deutschland Millionen von Mitwissern gegeben hat, die über die Lagergreuel dies oder jenes gewußt haben — trotzdem hätten diese Greuel damals niemals so abgebildet und deren Abbildungen niemals so millionenfach ausgebreitet und vorgeführt werden können, wie die heutigen amerikanischen Vietnamgreuel vor dem Publikum ausgebreitet und vorgeführt werden. Möglich geworden ist das natürlich allein dadurch, daß die wirtschaftlichen Herrschaftsgruppen die Bevölkerung ausschließlich als Konsumpublikum behandeln, und zwar so erfolgreich, daß auch diese nun schon nicht mehr fähig ist, sich anders denn als ein Konsumpublikum zu benehmen. Was man ihr sogar noch nicht einmal verübeln kann. Oder darf man von den Millionen, denen seit Jahr und Tag unterschiedslos alles und jedes (gleich ob Star-Hochzeiten oder brennende Häuserviertel in Watts oder Weltausstellungseröffnungen oder GIs, die vietnamesische Dörfer in Brand setzen, oder serialisierte Gangsterromane) im Zustande totaler Irrealisierung: nämlich als Filme oder TV-Pictures vorgesetzt worden ist, darf man von solchen Picture-Consumers verlangen, daß sie einer speziellen Sorte von pictures gegenüber plötzlich eine ganz neue und ungewohnte, nämlich eine moralische Attitüde einnehmen?

Mores beibringen

Dem Erbarmen verschlossen sind die Herzen der über Vietnam schreibenden Redakteure konservativer Zeitungen keinen Augenblick lang. Was ist für sie die Brandschatzung Vietnams? Gewiß, ‚ein furchtbares Unglück‘. Aber nicht etwa nur — warum sollte man so unfair sein, ausschließlich die Leiden der Vietnamesen mitzuleiden? — durchaus nicht nur ein furchtbares Unglück für diejenigen, denen Gewalt angetan wird. Sondern auch für jene Ärmsten, die dazu verurteilt sind, Gewalt anzutun, also auch für die Amerikaner. ‚Von Diem bis heute‘, schreibt Louis Marton, immerhin der außenpolitische Ressort-Chef der ‚Presse‘, am 16. 8. 1967, ‚von Diem bis heute ist Vietnam‘ (so nennt er den Angriff auf Vietnam) ‚zur *grausamen Schule* des Realismus für eine Weltmacht geworden.‘ Zur ‚grausamen Schule‘? Und ‚geworden‘? Wer um Gottes Willen hat denn diese Weltmacht dazu genötigt, die grausame Schule, auf der sie morden und brandschatzen als Alltagsbeschäftigungen lernt, zu absolvieren? Ist nicht, was Herr Marton ‚Vietnam‘ nennt, vielmehr

die ‚Schule der Grausamkeit‘, die besagte Weltmacht sehr bewußt gegründet hat, und zwar nicht deshalb, weil sie das unwiderstehliche Bedürfnis gespürt hätte, selbst etwas zu lernen, sondern deshalb, weil ihr daran lag, allen dem amerikanischen Imperialismus auf vietnamesische Art Widerstand leistenden, namentlich mittel- und südamerikanischen Völkern, mores beizubringen, also um diese davor zu warnen, Vietnamesen zu spielen?

*

Die auffällige Tatsache, auf die wir in so vielen dieser Glossen aufmerksam machen, die Tatsache nämlich, daß die Amerikaner die Bilder ihrer Skrupellosigkeiten nicht nur nicht verstecken, sondern sogar großzügig über die Welt ausstreuen, die wird wohl aus keiner Perspektive so begreiflich wie aus der dieses ‚Mores-beibringenswollens‘. Welchen Sinn würde es denn haben, Warnungsaktionen durchzuführen, wenn man diejenigen, die man zu warnen wünscht, nicht informierte? Und wäre es nicht verspielt und unwirtschaftlich, letztlich sogar barbarisch, vietnamesische Frauen und Kinder für nichts und wieder nichts mit Napalm zu bewerfen und zu verbrennen, also ohne gleichzeitig dafür Sorge zu tragen, daß Beobachter diese Greuel sehen und sich durch deren Anblick eines besseren belehren lassen? Nein, für eine so humane Weltmacht wie für die United States kämen derartige Spielereien natürlich nicht in Frage. Wahr ist vielmehr, daß der Export der Greuelbilder eines der Hauptziele der Greuelaktionen darstellt. Der nicht untalentierte Diem war da ja mit gutem Beispiel vorangegangen. Denn die obligatorische Anwesenheit bei Hinrichtungen von Viet Cong-Angehörigen auf öffentlichen Marktplätzen und der gleichfalls obligatorische Genuß der von seinen Fernseh-Teams aufgenommenen, selbst in den Dörfern von Laos noch mitgenießbaren, Fernsehaufnahmen, konnten von den Amerikanern ja unschwer als Vorbilder verwendet werden.

Mord im Dom

Am Ostersonntag 1967 unterbrach ein Unbekannter den im Münchner Dom stattfindenden Gottesdienst. Von niemandem bemerkt, hatte ein Mann eine der Kanzeln bestiegen, um nun von dieser gegen den Skandal zu protestieren, daß ein das Christentum für sich in Anspruch nehmender Staat ein anderes Volk mit Mord und Totschlag anfülle.

Wie reagierte man auf diese Erwähnung von Mord im Dom? Wie behandelte man den Mann, der den, geradezu an ‚happenings‘ mahnenden Versuch unternahm, sich in einem christlichen Gotteshaus auf christliche Prinzipien zu berufen und die Ausrottung eines nicht-christlichen Volkes durch ein christliches ausgerechnet an demjenigen Tage und in derjenigen Stunde zu erwähnen, die dem Geheimnis der Auferstehung gewidmet sein sollte?

Nun, erst einmal ließ man den Mann von Kirchendienern zum Schweigen bringen. Und zwar, wie es in den Blättern hieß, deshalb, weil ‚Zwischenfälle‘ während des Gottesdienstes nicht geduldet

werden können. Einen ‚Zwischenfall‘ nannte man das Ereignis vermutlich, um damit zum Ausdruck zu bringen, daß da ein Mann so tief gefallen war, daß er zwischen den programmatischen sakralen Vorgängen als Christ auftrat statt als Kirchenbesucher.

Das aber war nur der Anfang. Denn danach nahm der Kardinal selbst — es war der ehrwürdige Kardinal Döpfner — Stellung. Nicht zwar zu dem, was der unlegitimiert von der Kanzel predigende Laie gemeint hatte: also nicht zu dem Skandal des von Tag zu Tag sich steigernden Völkermordes in Vietnam. Sondern eben zu dem ‚Zwischenfall‘, bzw. gegen diesen, also gegen den Skandal, daß jemand während des Gottesdienstes an diesen Skandal mahnte. Diesen nannte der Kardinal ‚eine taktlose Störung, die wir gleich wieder vergessen wollen‘. — Zwar war der Kardinal entgegenkommend genug, hinzuzufügen, daß der Taktlose mit dem Zwischenfall, den er verursacht habe, ‚gewiß nichts Schlechtes gemeint‘ habe, außerdem, daß ‚wir mit der Kirche und dem ganzen leidgequälten Volk in Vietnam, im Südsudan und in anderen Missionsländern verbunden‘ seien, und daß ‚die ganze Kirche, die ganze Christenheit, Trost und Gnade des Osterfestes erfahren möge‘ — aber gerade diese Kommentierung des ‚Zwischenfalles‘ beweist doch leider, daß Kardinal Döpfner nicht eigentlich begriffen hat, was da vor sich gegangen ist. Denn

1. Es ist unbegreiflich, wie jemand den verzweifelten Hinweis auf methodischen Genozid als eine Taktlosigkeit klassifizieren kann; tatsächlich ist, den Hinweis auf tägliches Morden als taktlos zu bezeichnen, viel deprimierender als jede Taktlosigkeit;

2. Es ist unerlaubt, diesen ‚Zwischenfall‘, wie es Kardinal Döpfner erbittet, zu ‚vergessen‘ — umgekehrt darf uns die Tatsache, daß der Mut zur Riskierung solcher Zwischenfälle noch nicht ausgestorben ist, mit Hoffnung erfüllen — und warum sollten wir diese Hoffnung vergessen?

3. Es ist unzureichend, in einer Situation, in der man zwischen Mördern und Opfern zu wählen hat, die Versicherung abzugeben, daß man sich mit dem Volke, mehr noch mit der Kirche, der Opfer ‚verbunden fühle‘;

4. Es ist unbegreiflich, warum es taktvoll sein soll, den ‚gequälten Opfern‘, wie Kardinal Döpfner es tut, ‚Trost‘ zu wünschen; taktlos dagegen, für eine Situation einzutreten, in der es trostbedürftige Opfer nicht mehr geben würde.

*

Nein, solange die Kirche sich darauf beschränkt, ihr Mitgefühl mit Opfern zu beteuern, ohne diejenigen, deren Opfer sie sind, zu identifizieren und unzweideutig als den Feind des Christentums zu bezeichnen, solange sind wir alle angewiesen auf jene Männer, die es riskieren, ‚Zwischenfälle‘ hervorzurufen, also im Dom selbst vom Mord zu sprechen, und die Mörder beim Namen zu nennen.

The overdeveloped country

Wenn man den offiziellen amerikanischen Kriegsberichten Glauben schenken darf, dann gibt es ein Land, das industriell ungleich höher entwickelt ist und mit Rohstoffen ungleich üppiger ausgestattet ist als die meisten Länder unserer Erde, dessen Eisenbahnnetz einem Spinnennetz gleicht und dessen Erdölbestände niemals versiegen — kurz: ein Schlaraffenland, nämlich Nordvietnam. Jedenfalls ist seit nun beinahe drei Jahren kaum ein Tag vorübergegangen, an dem die Amerikaner nicht Masseneinflüge nach Nordvietnam unternommen hätten, um diese unendlichen Anlagen und Bestände zu vernichten. Freilich scheinen diese Zerstörungsversuche ganz vergeblich geblieben zu sein: entweder ist eben das industrielle Potential so ungeheuer groß, daß die Zerstörungen keine Rolle spielen; oder die Nordvietnamesen haben eben, auf Grund dieses ihres ungeheueren industriellen Potentials, auch die Fähigkeit, die immensen Schäden, die ihnen täglich angetan werden, täglich auszubessern und die ausgebrannten Hektoliter Erdöl über Nacht zu ersetzen. Warum die Amerikaner es für nötig halten, ein Land, das offensichtlich über so ungeheuerere industrielle und technische Anlagen und über so ungeheuerere Rohstoffreserven verfügt wie sie selber, dieser Anlagen und Reserven zu berauben, das bleibt mysteriös. Läge es nicht viel näher, Schulter an Schulter mit dieser gleichfalls gesegneten Großmacht den Kampf gegen die Misere in den unterentwickelten Ländern durchzuführen?

*

Nur daß es diese Anlagen nicht gibt. Nur daß die angeblich täglich zerbombten Schienenstränge entweder niemals existiert hatten oder längst schon in den ersten Bombentagen ruiniert worden waren. Nur daß, was in den täglichen Einflügen vernichtet worden ist und täglich weiter vernichtet wird, nicht Industrieanlagen sind, sondern Dörfer und Städte, Schulen und Krankenhäuser, Wälder und Reiskulturen und last not least Menschen.

Es liegt auf der Hand, daß die Demolierung von Fabrikanlagen nicht als ganz so unmoralisch gilt wie die von Dörfern und Städten, Schulen und Krankenhäusern, Wäldern und Reiskulturen und last not least Menschen. Um uns (und, wer weiß, vielleicht auch sich selber) das Land Vietnam als ein ‚delendam‘, als etwas, was mit gutem Gewissen destruiert werden darf, plausibel zu machen, haben daher die Vereinigten Staaten erst einmal das Phantombild eines hochindustrialisierten Vietnam konstruiert. An der Falschheit dieser Konstruktion werden sie scheitern. Denn die zurückschlagen und weiter zurückschlagen werden, sind nicht von ihnen konstruierte Phantome, sondern wirkliche Widerstandskämpfer.

Plumpes braucht Plumpe

‚Deine politische Theorie‘, meinte B., ‚ist viel zu einfach. So grob und so dumm ist die Wirklichkeit nicht.‘

‚Vielleicht‘, erwiderte A., ‚hast *du* eine falsche Theorie.‘

‚Worüber?‘

„Über die Kompliziertheit und Subtilität der politischen Wirklichkeit. Vielleicht ist diese gar nicht so kompliziert. Vielleicht sind ihr die groben Begriffe, mit denen Grobe sie zu fassen suchen, angemessener als die feinen Begriffsnetze, in denen du sie zu fangen wünschst. Vielleicht mißdeutest du diese Wirklichkeit gerade dadurch, daß du sie in einem zu komplizierten und zu subtilen Schema darstellst, kurz: vielleicht verfehlst du die Wahrheit dadurch, daß du zu fein bist und zu höflich, um zuzugeben, wie plump sie ist.“

Pyrrhussieg

Es gibt heute Geräte — nennen wir sie „Typ-D-Geräte“ — deren Bewandnis darin besteht, die Wirksamkeit von Geräten — nennen wir diese „Typ-C-Geräte“ — auszulöschen, weil die Bewandnis dieser „C-Geräte“ darin besteht, die Wirksamkeit von „Typ-B-Geräten“ auszulöschen, weil deren Bewandnis darin besteht, die Wirksamkeit von „Typ-A-Geräten“ (die z. B. Wasserstoffbomben tragende Raketen wären) auszulöschen. Die Eskalation der heutigen Waffen ist nicht etwa nur quantitativer Art; vielmehr ist es der Zweck jeder neuen Waffengattung, die Waffengattung des Gegners als solche sinnlos, bzw. die Herstellung einer neuen Waffengattung erforderlich zu machen. Die Sowjetrussen haben auf die Gefahr eines atomaren Raketenangriffs mit einem ‚anti-ballistic-missile-system‘ antworten müssen. Auf dieses System haben die Amerikaner wiederum mit einem neuen System reagiert. Sofern nicht ein Kurzschluß katastrophenhaft dazwischenschlägt, könnte diese Entwicklung ad infinitum, in unendlicher Iteration, weitergehen, die gegnerischen Mächte würden es dann einander verdanken, wenn ihre Produktion pausenlos in Gang bliebe. Dem kapitalistischen System ist diese Entwicklung nur willkommen. Ob die Produzenten darauf hoffen, ihre immer wieder neuen (die Wirksamkeit der letzten gegnerischen Geräte neutralisierenden) Geräte wirklich, d. h.: in einem Kriege, einzusetzen, das bleibe dahingestellt. Auf jeden Fall hoffen sie auf Antworten von drüben, denn auf diese sind sie angewiesen, weil ihre eigenen Produktionen in der Beantwortung dieser Antworten bestehen. Ihr Gebet könnte lauten: Unsern täglich Feind gib uns heute. —

Nun, gegen diesen unendlichen Iterationsprozeß wäre gewissermaßen nichts einzuwenden, wenn es sich um zwei Mächte gleicher Art, also um zwei kapitalistische Kolosse, handelte, die durch ihre Gegnerschaft ihre industrielle Kapazität in die Höhe reizen würden. Unseligerweise ist das aber nicht der Fall, denn auf der einen Seite steht die kapitalistische Industrie, auf der anderen die sozialistische, die sich von sich aus sehr viel lieber auf die Erzeugung von Produkten anderer Art konzentrieren würde; sich aber, um kein tödliches Risiko zu laufen, dazu genötigt sieht, das seinem kapitalistischen Gegner so viel Vergnügen und so viel Profit verschaffende Spiel mitzuspielen. Die Tatsache, daß sozialistische und kapitalistische Großmächte in einer einzigen Welt, und zwar als Gegner, zusammenexistieren, befördert ein kapitalistisches Prinzip: nämlich das der Konkurrenz. Und diese Tatsache stellt als solche so etwas wie eine

Niederlage des Sozialismus dar. Das würde selbst dann gelten, wenn die sozialistischen Staaten (was ja nicht undenkbar ist), diesen Konkurrenzkampf gewinnen würden — eine Niederlage wäre ihr Sieg dann deshalb, weil sie ja nicht denjenigen Zustand gewinnen würden, auf den sie beim Aufbau des Sozialismus abgezielt hatten, sondern eben nur den — Wettbewerb.

Ein reizvoller Platz

Daß sein Vaterland fast stets im Recht sei, daran zweifelt Kardinal Spellman nicht. Aber wenn das einmal doch nicht der Fall sei, wenn sein Vaterland einmal unmoralisch handeln sollte — nein, einen legitimen Anlaß zum Widerspruch oder gar zum Widerstand würde das nicht darstellen, auch einem unmoralischen Amerika habe man die Treue zu halten. Ausdrücklich hat sich Kardinal Spellman auf Stephen Decatur's Prinzip der Unmoralität berufen. ‚I repeat‘, hat er zur Vietnam-Politik Johnsons erklärt, ‚may my country ever be right, but right or wrong — my country‘¹. Das Schauspiel dieses hinter dem breiten Rücken eines chauvinistischen Naval Commanders Deckung nehmenden höchsten Kirchenfürsten hat Seltenheitswert, sollte der Nachwelt also nicht vorenthalten bleiben.

Die Rettung des Abendlandes

Der wirklich Feinfühlige ist natürlich, um seine Mitmenschen zu verstehen oder um deren Wünsche zu erfüllen, auf ausgesprochene Worte nicht angewiesen. Vielmehr ist der fähig, Wünsche von deren Augen oder deren Gesten abzulesen. Über derart ganz Subtile berichtet uns die Wiener ‚Arbeiterzeitung‘ vom 12. April 1967. Es handelt sich da um zwei Männer, die sich zusammen mit dem Hauptsturmführer Paul Rieter vor einem Münchner Gericht dafür zu verantworten hatten, in einer der letzten Kriegswochen zehn Juden und einen Russen — im Vergleich mit den bei Kriegsverbrecherprozessen üblichen Ziffern eine zugegebenermaßen bescheidene Zahl von Ermordeten — umgebracht zu haben. Nur der Hauptsturmführer, so sagte einer der diesem damals Unterstellten aus, habe eigentlich Schuld getragen; und zwar deshalb, weil er — und damit bin ich bei der Feinfühligkeit, mit der ich begonnen habe —, weil dieser Hauptsturmführer mit einer unmißverständlichen Handbewegung angeordnet habe, die Juden zu erschießen. Daß er nicht so unhöflich hätte sein dürfen, diese Handbewegung, die doch offenbar ihm und seinem Kameraden geglückt habe, einfach als Luft zu behandeln, und dies um so weniger, als er diese Bewegung ja verstanden habe, das werde man doch wohl einsehen.

Wozu nur bemerkt werden kann: Solange es noch Menschen gibt, die plumpe Kommandos nicht benötigen und indirekte Andeutungen und Gesten in genaue Befehle zu übersetzen verstehen, so lange schwebt unsere abendländische Humanität noch nicht in der Gefahr ihres Unterganges.

1 ‚Commonweal‘ (eine katholische Zeitschrift), 3. 6. 1966.

Spuk

„... Banden brüllender Neger zogen durch Washington und legten einige Brände... Regenfälle halfen den Polizisten, die energisch durchgriffen, die erhitzten Gemüter der Neger zu beruhigen. Da war der Spuk rasch beendet!.“

Spuk?

Zuweilen kommt es mir nämlich so vor, als gebe es nicht nur diese Banden, sondern auch andere, und sogar seit Jahren schon; Banden, deren Gemüter gleichfalls erhitzt sein müssen, da auch sie Brände legen, und nicht etwa nur ‚einige Brände‘, sondern zahllose; und Brände, bei denen nicht etwa nur die Brandstifter brüllen, sondern auch die brennenden Opfer. Wenn diese anderen Banden (die übrigen ausschließlich aus Mitgliedern der Armed Forces of the United States bestehen) nicht als Spuk verhöhnt werden, so vermutlich deshalb; weil sie sich einen Dreck darum kümmern, ob es Wolkenbrüche oder ‚energisch durchgreifende Polizisten‘ gibt oder nicht — denn gegen Wolkenbrüche sind sie gut geschützt; und was die Polizei betrifft, so bleibt diese für diese Banden deshalb ungefährlich, weil sie als MP diesen Banden selbst zugehört.

In anderen Worten: während verzweifelte Ausbrüche von Negern, solange diese anhalten, als ‚Verbrechen‘, und sobald diese vorbei sind, als ‚Spuk‘ gelten, und zwar als Spuk deshalb, weil es ja bei den existierenden Herrschaftsverhältnissen eigentlich undenkbar ist, daß es solche Ausbrüche wirklich gegeben habe; gilt die offiziell bis ins kleinste durchgeplante und hunderttausendmal stärkere Verwüstung eines Landes und dessen Bevölkerung nicht nur als ein erlaubtes Unternehmen, sondern als eines, das im Interesse der Freiheit geradezu durchgeführt werden muß. Wenn die beherrschte Klasse es sich herausnimmt, auch nur im kleinsten Maßstabe, auch nur ein paar Tage lang, dasjenige zu tun, was die herrschende Klasse systematisch und kontinuierlich und sogar mit Hilfe der von ihr Beherrschten tut, dann ist ihr Treiben unmoralisch, Zeichen eines ‚erhitzten Gemütes‘, und nach der Niederlage eben ‚Spuk‘.

Die Moral von der Geschichte: Gewalttätigkeit ist allein dem Eigentümer der Gewalt erlaubt. Sonst ist sie unmoralisch.

Sanitation

Die ‚Herald Tribune‘ vom 23. Mai 1967 meldet aus Dong Ha, daß die erste Phase eines größeren Unternehmens, ‚to sanitize‘ diese ‚Demilitarized zone‘, ihren Abschluß gefunden habe. Worin besteht solche sanitäre Maßnahme?

‚All civilians are being removed, and all have been told by loudspeakers, leaflets and by the South Vietnamese police that anyone found inside this zone will be subject to attack... Major General Bruno Hochmuth, Commander of the Marine Forces in the area, said that cleared area of the demilitarized zone was now a ‚free-fire zone. If we see people, in there, they’ve had it‘.

In anderen Worten: als ‚sanitized‘ bezeichnet man nicht etwa dasjenige Gebiet, in dem es auf Grund seiner Säuberung den Einwohnern erlaubt ist, ungefährdet zu leben; sondern ein von seinen Einwohnern gesäubertes Gebiet. Der Begriff stammt offensichtlich von den Nazis. Und ebenso offensichtlich stammt von diesen die verruchte Naivität, mit der dieser Säuberungsbegriff nun von den Amerikanern verwendet wird.

Segen des Reproduktionszeitalters

Daß in allen der freien Welt freiwillig zugehörigen Ländern Erscheinungen auftreten, die einander ähneln, das ist nicht verwunderlich. Was Vietnam recht ist, das ist Thailand billig. Auch dort haben die Reproduktionstechniken dem Volke nun demokratische Chancen, nämlich solche der Teilnahme an der Kultur, eröffnet, von denen kein Siamese früher zu träumen gewagt hätte. Während seit Jahrtausenden und bis vor kurzem öffentliche Köpfungen immer nur von einer sehr beschränkten Gruppe von Zuschauern hatte genossen werden können: eben von denjenigen, die auf dem Markt Platz fanden, nein eigentlich nur von denen, die auf Parterresitze Anspruch hatten, werden diese kulturellen Darbietungen, da sie nun über das Fernsehen ausgestrahlt werden, wirklich jedermann zugänglich gemacht. Ohne Ansehen der Person, des Standes, des Alters, des Geschlechts können nun alle: Männer und Frauen und Kinder, Gesunde und Kranke, auch die Anrainer in Laos, sogar die Nachbarn in Vietnam, miterleben, wie es aussieht, wenn die Gerechtigkeit exekutiert wird. — Daß es für viele der Zuschauer eigentlich schon nicht mehr erforderlich wäre, solche Rechtsverwirklichung in Bildform vorgesetzt zu bekommen, da sie ja Ähnliches bereits in the flesh, oder richtiger: in the blood, kennengelernt haben, das steht auf einem anderen Blatte.

Schlimmer als das Morden selber

In seiner durch ihre unüberbietbare Nichtigkeit sensationellen Rede vor der UNO über das Vietnam-Problem meinte der Vertreter der Vereinigten Staaten, Goldberg, am 21. September 1967 im Tone generöser Nachsicht, vielleicht sei es zuviel verlangt, daß ‚Versöhnlichkeit oder Großmut über Nacht den Sieg davontragen‘ werden, aber die Feindschaft müsse zumindest ‚durch Toleranz und durch den Willen abgelöst werden, gemeinsam in Frieden zu leben‘. Nur dann, nur wenn diese Moralbedingungen erfüllt seien, könnten auch die Bedingungen einer Friedensregelung ausgehandelt werden.

Der Leser greift sich an den Kopf, er liest die Sätze wieder und wieder, denn es ist ja wirklich kaum zu fassen, daß ein Angreifer den Zynismus aufbringen kann, seinen Opfern Toleranz als Bedingung des Friedens zu predigen — womit sollen denn die Opfer, die ja ohnehin täglich Mord und Brand ‚tolerieren‘ müssen, außerdem noch ihre Toleranz beweisen? Und vollends unbegreiflich ist es, daß der Angreifer diesen Zynismus sogar gutgläubig aufischt, daß er seine Friedensbedingungen vorbringt, um durch diese seine eigene

Generosität, seine Einsicht, seine Nachsicht und sein Entgegenkommen zu beweisen, und das sogar vor dem Forum der ganzen Welt. Aber Zweifel sind da nicht möglich, keine Frage: einem Staat, der an seine Weltmachtstellung so gewöhnt ist wie die USA, dem fällt es gar nicht ein, daß andere Staaten seinen Monopolanspruch auf Richter-, Lehrer-, Polizei- und Absolutionsfunktionen anzweifeln könnten. Die Tatsache, daß diejenigen, über die er da sein Urteil ausspricht, oder denen er Bedingungen stellt, die Opfer seiner eigenen Skrupellosigkeit sind, die spielt dabei für ihn nicht die geringste Rolle.

Nein, daß ‚Aussöhnung und Großmut nicht über Nacht den Sieg davontragen können‘, das zu behaupten, haben höchstens die angegriffenen Opfer ein Recht. Und selbst die wohl kaum. Möglich allerdings, daß es für diese eines Tages keinen anderen Ausweg geben könnte, als einen Vergleich mit den Gewalttätern auszuhandeln. Aber unterstellt, das könnte nicht vermieden werden — und wer dürfte, fern vom Schuß, einen Kompromiß dann verurteilen? — dann würde das von keiner Seite aus ‚Toleranz‘ beweisen. Toleranz der Amerikaner ganz gewiß nicht. Denn selbst wenn diese eines Tages sich dazu bereit erklären sollten, ihre Gewalttaten dort, wo sie solche in den letzten Zeiten begangen hatten, zu unterbrechen, dann täten sie das ja ausschließlich aus taktischen Gründen. Also z. B. deshalb, weil Wahlen bevorstünden. Oder weil es ihnen vielleicht einen Augenblick lang opportuner erschiene, ihre Gewalttätigkeit anderswo, vielleicht in Bolivien oder in Venezuela oder im Kongo oder in Laos (Nichtzutreffendes durchzustreichen) auszuprobieren.

Wenn ein Angreifer den von ihm Angegriffenen, ein Mörder seinen Opfern, mitteilt, er sei zu einer Regelung bereit, freilich müßten die Opfer erst einmal deutlich, und zwar nicht nur mit Worten, sondern mit Taten, ihren Friedenswillen beweisen, dann bezeugt er durch diese ‚Friedensbedingung‘ eine Gemeinheit, die noch ungleich gemeiner, weil ungleich scheinheiliger, ist als sein blutiger Angriff als solcher.

Exploitierte Spieler

In den Analysen von Rundfunk und Fernsehen, die ich vor bald fünfzehn Jahren vorgelegt habe, hatte ich die Tatsache unterstrichen, daß diese Massenmedien darauf abzielen, das Publikum der Fähigkeit zu berauben, zwischen Sein und Schein, zwischen Realität und Fiktion zu unterscheiden. Die täglich servierten plays seien so lebenswahr und realistisch, daß die an diese fiktiven Mordszenen gewohnten Zuschauer durch die Abbildung realer Mordszenen nicht mehr erschreckt oder zur Empörung gebracht werden könnten. Die Schüsse, die von den wirklich Krieg führenden Gangstern in den Newsreels abgefeuert würden, klängen nicht lauter und nicht sensationeller als die Schüsse, die von den Gangster spielenden Schauspielern abgefeuert würden. Und auf den Gedanken, gegen die wirklichen Schüsse zu protestieren, kämen die Zuschauer genau so wenig wie auf den, gegen die Schüsse in den Gangsterfilmen zu protestie-

ren. Die ohnehin schon in Konsumenten verwandelten Bürger seien es gewohnt, auch Verbrechen zu konsumieren, sogar solche, die in ihrem eigenen Namen begangen würden — und diese Tatsache stelle ein ganz wesentliches Element der heute stattfindenden Konterrevolution dar. —

Wenn ich vor fünfzehn Jahren dieses *quid pro quo* von Bild und Realität als allein für den Rundfunk und für das Fernsehen typisch behandelt hatte, so war diese Einschränkung unberechtigt gewesen. Denn was von den Massenmedien gilt, wiederholt sich nun aufs überraschendste auf der Ebene der Wirklichkeit selbst. Was heißt das?

Das heißt: Auch das wirkliche Geschehen wird nunmehr so manipuliert, daß die an diesem Beteiligten, selbst die aktivst Beteiligten, nicht mehr beurteilen können, ob sie wirklich agieren oder nur scheinbar; wo der Ernst anfängt, und wo das Spiel aufhört.

Und damit sind wir wieder beim Vietnamkrieg. Denn dieser gilt ja, sogar offiziell, z. B. durch die bekannte Erklärung von Außenminister Rusk, als ein bloßer ‚test‘. Und das bedeutet: Obwohl er in den Augen vieler Millionen wie ein entsetzlicher wirklicher Krieg aussehen mag, namentlich in den Augen jener Naivlinge, die ihm zum Opfer fallen und die durch ihn gezwungen werden, ihre Augen für immer zu schließen, ist er in Wahrheit nur ein dress rehearsal, nur ein Manöver, das die amerikanische Regierung durchspielt, um im Ernstfalle (der in China beginnen kann oder in einem in ein ‚Vietnam‘ verwandelten südamerikanischen Lande) über ausreichende Erfahrungen zu verfügen und um zu wissen, wie sie dann vorzugehen habe. Verglichen mit den dort zu erwartenden, oder vielleicht auch für dort geplanten, Konflagrationen, ist der Vietnamkrieg nur ‚Vorbild‘. Und als Bild eben ein ‚Schein‘.

Am frappierendsten wird freilich dieses *quid pro quo* von Wirklichkeit und Schein durch jene Ereignisse illustriert, die sich im Frühling 1967 in Griechenland abgespielt haben, richtiger: die die Militärs dort haben ‚abspielen‘ und spielen lassen. General Pattakos, der Kommandeur der Panzerschule in Athen-Gaudi, erteilte nämlich der Athener Garnison seinen Putschbefehl auf solche Art, daß diese die Anweisungen für Manöver-Anweisungen halten mußte und die effektive Konterrevolution in dem Glauben durchführte, nur eine Sonderübung durchzuspielen¹. Was zur Folge hatte, daß sie den Befehlen ohne den mindesten Widerspruch und ohne alles Zögern nachkam. In anderen Worten: Die politische Wirklichkeit konnte deshalb wirklich verändert, die Militärdiktatur deshalb wirklich eingesetzt werden, weil man in denjenigen Menschen, die man als ausführende Organe verwendete, *den Schein erzeugte, sie erzeugten nur Schein*.

Ich fürchte, ich fürchte, solche Erzeugung von Schein wird der Prototyp aller künftigen konterrevolutionären Aktionen werden. Es ist durchaus nicht undenkbar, daß jener Arbeiter oder Soldat, der einmal im letzten Gefecht mit Hilfe eines winzigen und gewiß harm-

1 ‚Der Spiegel‘, 15. 5. 1967 S. 114.

los aussehenden apokalyptischen Hebelgriffes unseren Erdball in die Luft sprengen wird — daß der fest davon überzeugt sein wird, nur an einem Manöver teilzunehmen.

Wenn unsere heutige Lage ernster ist als je zuvor, dann also auch deshalb, weil die Chancen, den Unernst zu exploitiern, größer geworden sind als sie es je zuvor gewesen waren.

Das Land der unbegrenzten Sensationslosigkeiten

Es hat wohl nur wenige sensationellere Tage in der Geschichte des Vietnamkrieges gegeben, als den Tag Ende August 1967, an dem McNamara höchstselbst vor einem Senatsausschuß eingeräumt hat, daß mit den, ursprünglich für die Zerstörung oder Liquidierung höchst industrialisierter Länder konzipierten Bomben ein Gebiet wie Nordvietnam kaum würde besiegt werden können; an dem er also sowohl Mao wie Ho Chi Minh rechtgegeben hat. Schließlich widerspricht dieses Zugeständnis der bisherigen militärischen Taktik in Vietnam, nicht zuletzt den bisherigen Direktiven McNamaras selbst.

Trotzdem glaube ich nicht, daß McNamara über dieses Zugeständnis stolpern wird. Das könnte allein dann geschehen, wenn die öffentliche Meinung in den USA mit so etwas wie einem öffentlichen Gedächtnis ausgestattet wäre, bzw. wenn die Massenmedien ‚public memory‘ mit der gleichen Methodik und Kontinuität herstellen würden, mit der sie die tägliche public opinion herstellen; nur dann, wenn sich die durchschnittlichen amerikanischen Zeitungsleser oder Fernseh-Konsumenten am Dienstag noch derjenigen Daten oder Direktiven entsinnen würden, die sie am Montag, weil sie ihnen serviert worden waren, geschluckt und geglaubt hatten. Es ist durchaus falsch, die Millionen von John Does für konservativ zu halten — das sind sie genauso wenig, wie sie progressiv sind. Um konservativ zu sein, würden sie ja ein Minimum von Gedächtnis benötigen, und dieses Gedächtnis besitzen sie nicht nur nicht, vielmehr wird dessen Nichtbesitz so systematisch erzeugt und so pausenlos in sie hineingepumpt, daß man geradezu behaupten darf, daß *Vergeßlichkeit das Haupterzeugnis unter den mass-media-products* ausmacht. Aus diesem Grunde darf es sich jeder Politiker am Dienstag erlauben, in eine, seiner Montagsrichtung diametral entgegengesetzte Richtung umzuschwenken; und aus diesem Grunde kann er am Dienstag von demselben Publikum, das ihm montags blindlings in Richtung A gefolgt war, erwarten, daß es ihm ebenso blindlings in Richtung Z folgen werde.

*

Aus diesem sensationellen Grunde hat McNamaras sensationelle Erklärung in den USA nicht als Sensation eingeschlagen. Wie dick auch die Balkenüberschriften der amerikanischen tabloids, wie laut auch das Werbegeschrei der TV-Stimmen sein mögen, die USA sind nicht etwa das Land der unbegrenzten Sensationen, sondern umgekehrt, da den Vergeßlichen nichts überraschen kann, das Land der unbegrenzten Sensationslosigkeiten.

Noch nicht einmal scheinheilig

In seiner Fernsehrede, die er am 27. 7. 1967 nach den Negerunruhen in Detroit hielt, meinte Präsident Johnson:

„Es gibt kein amerikanisches Recht, Gebäude in Brand zu stecken und von Hausdächern zu schießen. Das sind Verbrechen.“ — Er hätte hinzufügen müssen: „es sei denn, Amerikaner täten das auf meine Anweisung in fremden Ländern. Dann sind nämlich umgekehrt diejenigen, die sich weigern, Gebäude in Brand zu stecken und von Hausdächern zu schießen, ‚Verbrecher‘.“

„Wir können sie stoppen, wir müssen sie stoppen, wir werden sie stoppen“, fuhr er dann fort, von den unglücklicherweise statt in Vietnam in Amerika selbst aktiven Brandstiftern sprechend. Und es wäre durchaus begreiflich, wenn die Viet Congs diese siegesgewisse Maxime für Eigengebrauch übernehmen würden, etwa so, wie sie amerikanische Waffen für Eigengebrauch, nämlich für direkte Verwendung gegen die Amerikaner zu übernehmen gewohnt sind. — Und ebenso akzeptabel für home consumption dürfte für die Viet Congs wohl auch die folgende Mitteilung Johnsons sein:

„Wir haben eine Woche hinter uns, die keine Nation erleben sollte, eine Zeit der Gewalt und der Tragödie“. Freilich müßten die Vietnamesen das Wort ‚Woche‘ durch das etwas längere Wort ‚Jahrhundert‘ ersetzen.

*

Ich fürchte — und das ist das Schlimmste an der Sache — daß Präsident Johnson das, was er sagt, tatsächlich meint; daß er effektiv außerstande ist, vom Feuer in Hai Phong zu dem in Detroit hinüberzudenken und das, was er von seinen lieben Negern in Asien tun läßt, mit dem zu vergleichen, was diese ohne seine Anweisung in Amerika tun — ungeachtet der Tatsache, daß es sich in beiden Fällen um Brandstiftung handelt. Keine Frage: Herrschen verhindert Denken und verschafft den so Behinderten sogar einen gewissen heiligen Schein von scheinheiliger Unschuld.

Nieder mit dieser Unschuld!

Unter Spießgesellen erübrigt es sich zu lügen

Was die Verlogenheit der demokratischen Freiheiten in den heutigen USA zu ihrer Klimax bringt, ist nicht etwa, daß ohnmächtigen Oppositionellen Narrenfreiheit offensteht, nämlich das Recht, den Inhabern der Macht zu widersprechen und Wahrheiten, die für diese eigentlich heikel sein müßten, z. B. Wahrheiten über den Vietnamkrieg, zu veröffentlichen; auch nicht, daß große, selber gewisse Macht verkörpernde Institutionen wie die New York Times dieses Recht genießen (Salisbury Report); sondern daß sogar die Inhaber der Macht selbst in das gleiche Horn stoßen dürfen wie die Opponenten, daß sie es sich leisten können, ihren Machtmißbrauch und ihre Gewalttätigkeit ebenso unverhüllt zu schildern, wie ihre Kritiker das tun, daß sie das, während ihre machtlosen Gegner dabei vor Indignation schäumen, sogar mit Gusto am Zynismus tun. Schon im Frühjahr 1951, vor mehr als fünfzehn Jahren, hatte die Zeitung

‚Kansas City Star‘ die Freimütigkeit, in ihrer Wirtschaftsbeilage zu erklären, daß es, selbst wenn das Schlimmste einträte, nämlich wenn Frieden in Korea einzöge, noch immer den Trost eines irgendwoanders drohenden Krieges‘ gäbe. Was daran interessiert, ist nicht, daß der Prophet, der damals in der Redaktionsstube in Kansas saß, unterdessen recht behalten hat, sondern daß es eben sogar damals schon nicht mehr als anstößig galt, öffentlich vom ‚Trost eines drohenden Krieges‘ zu sprechen.

In der Tat herrscht heute nun universelle Freiheit der Meinungsäußerung, es gibt niemanden mehr, der nicht die Wahrheit aussprechen dürfte. Den Oppositionellen wird diese Freiheit deshalb vergönnt, weil die Inhaber der Macht diese verachten, d. h. deshalb, weil sie überzeugt davon sind, daß diese Protestierer, gleich was sie schreien mögen — und sie sollen sich nur tüchtig ausschreien! — ohnehin keine Wirkung haben werden.

Und sich selber brauchen die Inhaber der Macht natürlich Freiheit nicht eigens zu akkordieren.

Nun haben das die Inhaber der Macht zwar niemals nötig gehabt, aber im Unterschiede zu heute hatten sie es doch früher für opportuner gehalten, ihre Zunge besser in Zaum zu halten: nämlich den Machtlosen gegenüber zu verschweigen, wie frei sie selbst waren. Während es in den Blütezeiten der Ideologien, die ja immer zugleich auch Blütezeiten der Scham gewesen waren, Ausdrücke wie ‚Trost eines drohenden Krieges‘ nicht gegeben hatte, sind sie nun heute von jeder Hemmung frei. Und zwar deshalb, weil sie — darin besteht eben die konterrevolutionäre Leistung der heutigen demokratisch aufgeputzten Herrschaft — die Majorität der Bevölkerung bereits total mitkorrumpiert haben, d. h.: weil sie Komplizität selbst von den Opfern ihrer Infamien erwarten dürfen. Unter Spießgesellen erübrigt es sich zu lügen. Gute Zeiten waren es gewesen, als die Machthaber, noch überzeugt von der Wahrnehmbarkeit der Wahrheit, geglaubt hatten, den Schein einer wahrnehmbaren und verifizierbaren Wahrheit herstellen, also uns anlügen, zu müssen.

Spontan

Der Wiener Kurier meldet am 29.7.1967, daß Präsident Johnson ad hoc eine ‚Sonderkommission zur Untersuchung der Ursachen der Rassenzwischenfälle‘ gebildet habe und dieser geheime Polizeiakten übergeben werde, damit die Mitglieder dieser Kommission ‚herausfinden können, ob die Unruhen spontan oder organisiert waren‘.

Die Alternative ‚spontan oder organisiert‘ ist rührend. Unter einem ‚spontanen Ereignis‘ versteht man natürlich eine völlig ungeplante, unorganisierte, eruptionsartige und deshalb unschuldige Katastrophe. Da nun aber Menschen niemals einfach nur Naturobjekte oder Naturkräfte sind, da es deshalb diese Spontaneität und diese ‚Unschuld‘ unter Menschen niemals gibt, steht die Entscheidung der Kommission von vornherein fest: die ‚Zwischenfälle‘ müssen geplant gewesen sein, sie müssen organisiert worden sein, es muß ‚Rädelsführer‘ gegeben haben — kurz: die Neger müssen schuldig sein.

Nicht weniger rührend als die Alternative ‚spontan oder geplant‘ ist der Ausdruck ‚Zwischenfälle‘ (‚incident‘), da dieser ja unterstellt, daß die ewige Perpetuierung des status quo eigentlich das Selbstverständliche sei, daß mithin, was sich da abgespielt habe, eo ipso sich nur ‚dazwischen‘ abgespielt haben könne.

*

Ebensogut könnte Johnson natürlich Sonderkommissionen damit betrauen, zu untersuchen, ob die Schulmisere der 20 Millionen Neger oder deren Arbeitslosigkeit oder deren Wohnungselend oder die Rattenplage — kurz: ob die Übel, unter denen die Farbigen zu leiden haben, ‚spontan‘ aufgetreten seien, oder ob diese etwa ‚organisierte Zwischenfälle‘ darstellen.

Da die Antwort ‚organisiert‘ für Johnson eo ipso gleichbedeutend mit ‚schuldig‘ ist, dürfen wir ihm vielleicht die persönliche Frage vorlegen, ob die Eskalation und die Verwendung von Napalm in Vietnam ‚spontan‘ vor sich gehe, oder ob etwa auch diese ‚Zwischenfälle‘ der Klasse der üblen: nämlich der geplanten, Katastrophen zugerechnet werden müssen. —

Seine Sonder-Untersuchung kündigte Johnson übrigens an demselben Tage an, an dem er dem amerikanischen Volke mitteilte, der folgende Sonntag würde ein ‚Tag des Gebets‘ sein. Muß uns diese Ankündigung nicht ängstlich machen? Ich jedenfalls fürchte, daß diese Gebete ‚Zwischenfälle‘ bleiben werden, und sogar solche, die, da sie ja von Johnson empfohlen sein werden, nicht ganz spontan himmelwärts steigen werden. Eine Kommission zur Prüfung dieser Gebete wäre angezeigt.

Nicht der Käufer, der Verkäufer ist schuldig

Nichts liegt mir ferner als ungeprüft zu behaupten, man habe in der arabisch-israelischen Krise unter allen Umständen den Israelis Recht zu geben. Ebenso unerlaubt ist es, jedes Argument, das die Freiheitsbewegung der Schwarzen in Amerika verwendet, für legitim zu halten. Aber so, wie die Abweisung der Ansprüche der farbigen Bevölkerung in Newsweek durchgeführt wird, so geht es erst recht nicht¹. Denn dort wird die Parteinahme der ‚black power‘-Neger gegen die ‚beastlike whites‘ (diesen Ausdruck legt der Newsweek-Leitartikler Kenneth Crawford den Advokaten der ‚black power‘ in den Mund) und die Solidarisierung mit den Arabern deshalb verhöhnt, weil die heutigen amerikanischen Neger die Urenkel jener seien, die von den Arabern in die Sklaverei verkauft worden seien. Dieses Hohnmotiv ist in der Tat ‚beastlike‘ unehrlich. Ich spreche gar nicht davon, daß viele Vorfahren heutiger amerikanischer Neger nicht von Arabern verkauft, sondern von Weißen direkt gejagt und gefangen und ‚beastlike‘ nach Amerika verschifft worden waren. Denn selbst wenn das nicht der Fall gewesen wäre, selbst wenn die Araber die einzigen Sklavenlieferanten gewesen

sein sollten — warum das die heutigen Araber in ihrer heutigen politischen Situation ins Unrecht setzen sollte, und warum die damaligen Sklavenverkäufer schlimmer und ‚more beastlike‘ gewesen sein sollten als die damaligen Sklavenkäufer, die ja die Urgroßväter der heutigen weißen Amerikaner gewesen waren, das bleibt schlechthin unbeantwortbar.

Der Sturmbannführer von heute

*Wer mit der Zeit geht,
Wer auf Sauberkeit hält,
Wer elegant zu liquidieren wünscht,
Verwendet Napalm.
Napalm
Das ideale Brenn-, Folter- und Slumbekämpfungsmittel!
Gutachten der Generalität!
Täglich bewährt in Südasien!
Glühende Dankschreiben!
Ungefährlichste Handhabung!
Ab tausend Tonnen Preisermäßigung!
An American Product!*

*

So oder so ähnlich hat man sich die Werbetexte wohl vorzustellen. Seine Hände in den Schoß zu legen, das kann sich Henry I. Kuss, der Sonderbeauftragte für Rüstungsexport, jedenfalls nicht leisten, um so weniger, als ihm allein für die Werbung, nein allein für Werbung in europäischen Ländern, ein jährliches Budget von \$ 500 000 zur Verfügung gestellt worden ist¹.

Offenbar hat er die in ihn gesetzten Hoffnungen, daß er die durch den Vietnam-Krieg ramponierte Zahlungsbilanz der USA erheblich erleichtern würde, voll befriedigt. Denn grundlos kann ihm ja Mr. McNamara die Verdienstmedaille nicht haben zukommen lassen. Tatsächlich sind die Erfolge, die er und sein Werbe-Team buchen können, außergewöhnlich. Wenn alle internationalen Aufträge von hüben nach drüben und von drüben nach hüben ebenso anschwellen würden wie die Rüstungsaufträge, die Mr. Kuss durch seine Tüchtigkeit ins Land gebracht hat, dann hätten wir wohl alles Recht darauf, eine globale Prosperität zu erwarten. Die Exportaufträge hat er nämlich von schäbigen \$ 300 Millionen — das war die Summe gewesen, die 1961 durch Waffenverkäufe ins Land gekommen war — auf nahezu \$ 2 Milliarden im Etatjahre 64/65 steigern können; und wenn Mr. Kuss schätzt, daß er zusammen mit seinem Team von 1966 bis 1968 sogar Aufträge in der Höhe von \$ 7 Milliarden einbringen werde, dann weiß er vermutlich, wovon er spricht.

¹ Die hier verwendeten Daten sind ausnahmslos dem vorzüglichen Aufsatz von Michael Jungblut ‚Die Erben des Basil Zaharoff‘ (‚Die Zeit‘, 20. 1. 1967) entnommen.

Die Verleihung der Verdienstmedaille an Mr. Kuss ist also rechtmäßig. Und wir haben wohl kaum einen Anlaß, Familie Kuss ihr Ehrenfest zu verübeln. Vermutlich spielt sich diese große Affaire als garden party ab, mit outdoor grill, hot dogs, die meisten laufen in trunks und in Bikinis, drinks in den Händen, um den swimmingpool herum, our boy Henry has made good, Glückwunschtelegramme von Onkeln und Tanten, ein Anruf jagt den anderen, hi gang, keep your mouths shut for a sec, that's the Pentagon on the other end of the line, mein Gott, wenn Vater und Mutter das miterlebt hätten, honey, but don't cry, und jetzt (oh keep quiet a sec!) ist es sogar das White House. — Where did you come from, Mr. Smith, oh from the Chamber of Commerce, have a drink, Smithy, und nun ein Photograph von der Washington Post, say cheese, darling, du kommst auch mit aufs Bild, und nun noch ein Bild with your daughter, Mr. Kuss, how old is she, Henry, only fourteen, wow! not bad at all, you'll sure have plenty of trouble with her, Hen, let me tell you, I've got one at home, too, und nun noch ein shot zusammen mit ihren Kollegen von der Werbe-Abteilung! Come on, kids, out of the pool for a sec, yes, of course, in trunks, why not, you have nothing to hide, or do you, the whole gang of you, for after all it's *our* medal, isn't it?

Kurz: alles ist eitel Glück und Freude, nicht einer weit und breit, der einem Anderen nicht wohlwollte, der Mensch ist gut, und die Welt ist quite a place — nur, Henry, sorry to be a killjoy, nur daß das ganze eben einen kleinen Haken hat, daß es sich bei dir und deinem gang um einen ganz ordinären gang von Schreibtischmördern handelt, jawohl, Schreibtischmörder habe ich gesagt, und daß proportional mit der steigenden Dollarziffer, für die du da glücklich und arglos dein Ehrenfest feierst, die Zahl derer mitsteigen wird, die in dem nächsten, und zwar durch deine Waffenverkäufe mitverursachten, Kriege, zugrundegehen werden;

und daß Sie, dear Mrs. Kuss, sorry to be a killjoy, denn ich sehe ja, daß Sie, erregt von der Tüchtigkeit Ihres Mannes und befeuert von dem erfolglos versteckten Neid ihrer Nachbarinnen, noch einmal so aussehen, als wären Sie erst dreißig — nur daß sie diese ihre späte Blüte den Toten von morgen verdanken;

und daß du, Marilyn, sorry to be a killjoy, die du hier the time of your life hast, dieses Vergnügen allein *deshalb* hast, weil es deinem so tüchtigen daddy gelungen ist, die life time von Millionen abzukürzen — was er ohne Schwierigkeiten und ohne alle Hemmungen deshalb tun kann, weil er diese Millionen weder lebend je vorstellt oder sieht, noch getötet je vorstellen oder sehen wird.

*

Ich könnte schwören, Henry, daß du vor ein paar Jahren von den Nazi-Schreibtischmördern, von den Eichmännern, gelesen hast, und daß dich diese Lektüre mit wirklichem Grauen erfüllt hat. Bedauere. Dein Grauen hättest du dir ersparen können. Es war, da du vor dir selbst nicht das gleiche Grauen empfindest, ein reiner Luxus. Denn was von denen gegolten hat, gilt heute von dir, nein schlimmer als

das. Da du nämlich, im Unterschiede zu denen, ein netter Zivillist geblieben bist, und da du keine Uniform trägst, und da dir nichts ferner liegt als ein militärischer Lebensstil, und da du im Kreise der Deinen um den swimmingpool herumalberst, nicht anders als deine mehr oder minder harmlosen und mehr oder minder liebenswerten Kollegen von der Chamber of Commerce, aus diesen Gründen bist du, wie gesagt: leider, im Unterschiede zu den damaligen Eichmännern, da die immerhin als Obersturmbannführer herumliefen und dadurch immerhin die Chance hatten, ihr incognito vor sich selbst zu verlieren, jeder Möglichkeit beraubt, zu durchschauen, wer du bist; und deiner Umwelt wird es nicht besser gelingen: auch sie wird nicht fähig sein, dich als Massenmörder zu erkennen.

Schlimm genug ist es schon, diesen furchtbaren Beruf auszuüben. Aber nicht nur dazu bist du verurteilt, sondern, du Ärmster, auch dazu, ihn blind und unerkant auszuüben. Come on, Henry, stell das whiskey glass fort, keiner wird's merken, und schleich dich fort. Und nicht nur for a sec. Denn zu feiern liegt nicht der mindeste Anlaß vor.

Todeskuß

Seit Jahren hatten ein paar von uns Intellektuellen auf Tauwetter gehofft und auf Minderung der Spannung zwischen Osten und Westen hingearbeitet. Solange wir das auf eigene Faust versucht hatten, waren wir landauf landab, auch von unseren Literaturkollegen, als ‚Ko-Existenzler‘ verhöhnt und von offiziellen Stellen sogar als Störenfriede des gottgefälligen kalten Krieges argwöhnisch beobachtet worden.

Seit ein paar Jahren hat sich das alles nun gründlichst verändert. Außer ‚Begegnungen‘ und Umarmungen scheint es amtlich honorierte, mindestens amtlich anerkannte Tätigkeiten nicht mehr zu geben. Nirgends mehr ein Platz, an dem nicht einer damit beschäftigt wäre, eine Brücke zu schlagen, selbst dort, wo es keine Flüsse gibt und nie welche gegeben hatte, hört man das Gehämmer;

nirgends mehr ein vernünftiger Mensch, der noch in der Lage wäre, nein der auch nur wünschte, sein eigenes Wort zu verstehen;

nirgends mehr ein Platz, der nicht feierlichst zur ‚Stätte der Begegnung‘ ernannt worden wäre;

nirgends mehr eine Straßenecke, an der wir nicht von unseren neuen Intimis auf die Schulter geklopft und mit dem neuen Friedensruf ‚Kafka allerwege!‘ willkommen geheißen würden;

nirgends mehr ein Elfenbeintum, von dem nicht ein Wimpel des Engagements flatterte;

nirgends mehr ein Kremeltürmchen, von dem nicht Jazzmusik hinunterschmetterte;

nirgends mehr eine Kirche, in der nicht ein Atheist mindestens gewürdigt würde;

nirgends mehr ein Parteilokal, in dem nicht das Lob irgendeines Papstes gesungen würde;

wo immer sich etwas Unerkennbares über dem Horizont erhebt, fliegen — denn wer weiß, als was es sich herausstellt? — Kußhändchen von hüben nach drüben und drüben nach hüben — kurz: alles ist eitel Frieden.

Nur schade, daß dieser Friede ein Friede auf Bestellung ist! Daß wir auf Bestellung einander in den Armen liegen! Und auf Bestellung den kalten Krieg aufgeschmolzen haben!

Welche Macht hat uns damit beauftragt?

Diejenige, die daran interessiert ist, den heißen Krieg, den sie im Fernen Osten führt, weiter einzuheizen und zu eskalieren und u. U. auf China auszudehnen, und die es nicht wünscht, in dieser ihrer Tätigkeit durch die Existenz eines noch so kalten anderswo stattfindenden Krieges gestört zu werden. In anderen Worten: Um ihren heißen Krieg sorglos führen zu können, benötigen die Vereinigten Staaten ‚Peace in the Backyard‘, ein stillsitzendes Europa, Freundschaft (wenn vielleicht auch nur temporäre) zwischen den östlichen und westlichen Ländern Europas; vor allem aber die Gewißheit, daß Moskau unter keinen Umständen ihren Angriff auf Südostasien oder vielleicht auf China zum Anlaß eines wirklichen Eingreifens, also eines heißen Weltkrieges, nehmen werde.

Derjenige Friede, den mitzusichern wir angestellt werden, der ist nicht nur nicht das Gegenteil von Krieg, sondern dessen Voraussetzung. Um diese Voraussetzung mit herzustellen, werden wir: die Naivsten von allen, wir Intellektuellen aller Länder, wir, die Autoren aus Kiew und Rom, Sofia und Paris, Krakau und New York, Prag und Frankfurt einander in die Arme getrieben. Nicht damit wir Schillers und Beethovens ‚Kuß der ganzen Welt‘ praktizieren, sondern damit wir und unsere Mitbürger nichts davon merken, daß während unserer Umarmung die unterentwickelten Völker ihren Todeskuß empfangen, und damit keiner von uns diesen Todeskuß verhindere. Was als drittklassige Literaturdiskussion beginnt, soll als erstklassiger Vietnamkrieg Früchte tragen. Unser Friede ist das Scherflein, das wir ahnungslos zur Verwüstung von Vietnam beitragen.

Truth begins at home

Der infame Witz, den, wie wir aus Newsweek wissen, der von Präsident Johnson nach Südvietnam geschickte Bob Hope in den dortigen camps vorgetragen hat, und der von 10 000 GIs, und gewiß von farbigen genau so wie von weißen GIs mit ‚roaring laughter‘, mit ‚brüllendem Lachen‘ quittiert worden ist: daß nämlich die Verwüstung, die die Nordvietnamesen den amerikanischen Großbombenangriffen verdanken, ‚the best slum clearing‘ sei, ‚they (the North Vietnamese) ever had‘ — dieser Witz wird an einer ganz anderen Stelle des politischen Terrains zur Wahrheit, nämlich in Amerika selbst. Truth begins at home.

Natürlich würde es auf eine unverzeihliche Beleidigung der amerikanischen Luftwaffe herauslaufen, wenn wir die immensen Großfeuersbrünste, die diese regelmäßig und mit absolut verlässlicher

Steigerung in nordvietnamesischen Dörfern, Städten und Wäldern erzeugt, mit jenen Kleinbränden in einem Atem nennen würden, die die farbige Bevölkerung im Sommer 1967 erratisch und dilettantisch, einmal hier und einmal dort, in ihren heimischen Ghettos gelegt hat. Aber von slum clearing in Vietnam kann schwerlich die Rede sein, weil slums aus verrottenden, von Großstadtproletariat bis zum Tage des Zusammenbruchs bewohnten, Häusern bestehen, und in Vietnam weder von Großstädten im europäischen, amerikanischen oder asiatischen Sinne die Rede sein kann, noch von Proletariat im europäisch-amerikanischen Sinne des 19. oder 20. Jahrhunderts. Dagegen wird Bob Hopes vulgäres Witzwort, das auf Vietnam nicht zutrifft, wie absurd das auch klingen mag, in Amerika zum Ereignis: auf die Brände in Newark, Detroit etc. trifft es tatsächlich zu. Denn jenen Farbigen, die im Verlauf ihrer Unruhen ihre überfüllten, baufälligen, müllverpesteten und von Ratten verseuchten Ghettos anzünden und niederbrennen, denen gelingt damit, da sie ja die zuständigen Autoritäten dazu zwingen, Besseres aufzubauen, wirklich ‚the best slum clearing they ever had‘. Truth begins at home. An Stelle der alten slums funkelnagelneue slums zu errichten, das würden wohl selbst die fanatischsten ‚nigger haters‘ nicht befürworten, und das würde sich wohl selbst heute, im Zeitalter der ‚planned obsolescence‘, für niemanden rentieren. Unrecht haben die coloured people, die, angeblich von der Sommerhitze toll, ihre Viertel niederbrennen, also gewiß nicht. Wenn man nur wüßte, wo sie im Winter ihre Bleibe finden sollen!

Das Vorzugsrecht

Der Ausdruck ‚Anti-Personell-Bombe‘ wird zumeist mißverstanden. Im Kriege, so wird man, wenn man gegen diese neuen Waffen spricht, belehrt, würden schließlich immer Personen bekämpft und immer Personen vernichtet. Was seien Maschinengewehr-Geschosse denn anderes als Anti-Personell-Waffen?

Antwort: Unter ‚Personell‘ verstehen diejenigen, die diese so benannten Waffen einsetzen, grundsätzlich *nur* Zivilisten im Unterschiede zu Soldaten; und grundsätzlich *nur* Eigentümer im Unterschiede zu Eigentum, dessen Heiligkeit durch sie nicht angerührt wird.

Was *Soldaten* betrifft — so bleibt für diese, da sie sich im Gelände sofort verstreuen können, der Regen von Stahlsplintern, den die ‚Lazy Dogs‘ oder die ‚Guavas‘ versprühen, beinahe ungefährlich. Und was *Gebäude* und andere massive Installationen betrifft — so können diese von den Splintern im besten Falle geritzt werden, sie bleiben also intakt, ein Umstand, der für den Angreifer natürlich sehr opportun ist, da er die Objekte nach deren Eroberung sofort selbst übernehmen und verwenden kann. Die einzigen Ziele, die für diese neuen Waffen übrigbleiben, sind also Personen, die an einen Platz fixiert bleiben, also Zivilisten in ihren Städten und Dörfern. Sofern diese Zielobjekte sich nicht ohnehin auf den Straßen und den Plätzen ihrer Wohnorte befinden, lockt man sie dadurch ins Freie, daß

man, ehe man diese Spezialwaffen einsetzt, ihre Häuser bebombt oder unter scharfen Beschuß nimmt: dann kann man nämlich damit rechnen, daß Menschen aus den zusammenbrechenden oder brennenden Häusern und Hütten herausrennen, sich um die Verwundeten kümmern und ihre Habe aus den Trümmern zu retten versuchen. Diese auf relativ engem Raum herumwimmelnden, und sich nicht wie Soldaten im Gelände verstreuten Menschen, sind die idealen Zielobjekte; für sie sind die Anti-Personell-Waffen gemeint, gegen sie werden diese Waffen eingesetzt. Und um ganz gewiß zu sein, nicht halbe Arbeit geleistet zu haben, kann man danach ja auch noch ein bißchen mit Napalm nachhelfen.

Worin besteht der Fortschritt gegenüber den Usancen des zweiten Weltkrieges?

Schließlich, so wird man, um die Herkunft der heutigen ‚Lazy Dogs‘ und ‚Guavas‘ zu beweisen, betonen, man sei ja auch damals schon inhuman gewesen; auch damals habe man ja keine Rücksichten mehr auf die Zivilbevölkerung genommen, und vor dem Tode seien auch damals schon Militär und Zivilbevölkerung gleich gewesen. Und man wird zurückfragen, warum die Ermordung, die den Einen damals recht gewesen war, nicht auch den Anderen heute billig sein sollte?

Eine ganz falsche Frage. Denn die Gleichheit von Militär und Zivil vor dem Tode, die damals geherrscht hatte, ist nun überholt. Überholt deshalb, weil nun die Zivilbevölkerung das Vorzugsrecht auf das Ermordetwerden hat. Die Anti-Personell-Waffen werden ja *nicht nur auch* gegen Zivilbevölkerung eingesetzt, *sondern speziell* und ausschließlich zum Zwecke der Vernichtung von Zivilbevölkerungen hergestellt. Ihr im engen Sinne militärischer Wert ist ja gleich null. — Diese Waffen beweisen mithin, daß der Feind, dem der Krieg gilt, nun primär die Zivilbevölkerung ist. Diejenigen, die darüber klagen, daß *sogar* Frauen, Greise und Kinder getroffen werden, oder die, wie es Hochhuth jüngst getan hat, fordern, daß Soldaten nur das Umbringen von Soldaten erlaubt sein solle, die demonstrieren damit nur aufs kindischste, daß sie die Prinzipien unseres Zeitalters nicht begriffen haben. Sie sind hoffnungslose Fälle von Hoffenden.

Sofern heute von einem ‚Sogar‘ die Rede sein darf, dann nur in dem Sinne, daß ‚sogar‘ auch gegnerisches Militär angegriffen und ausgetilgt wird. Offensichtlich entwickelt sich die heutige Kriegsführung einem Endzustand entgegen, in dem der Krieg nur noch aus solchen Handlungen besteht, die früher als die dem Völkerrecht widersprechenden Ausnahmen gegolten hatten.

Da die Zivilbevölkerungen nicht mehr, wie in früheren Kriegen, ‚in Mitleidenschaft‘, sondern vermittels eigens für sie bzw. gegen sie erzeugter Waffen in Leiden gezogen werden, die allein für sie bestimmt sind, kann dieser Krieg nur noch mit Hitlers Liquidierungen in den Lagern verglichen werden, da ja auch diese bereits ausschließlich für, bzw. gegen, Zivilisten eingerichtet worden waren.

Das versteckte Verstecken

Die Ehrlichkeit und Offenheit der amerikanischen Regierung ist die Negation einer Negation. Im Unterschiede zu früheren Geschlechtern haben die heute Herrschenden nämlich nicht nur gelernt, ihre Untaten zu verbergen, sondern auch, das Verbergen ihrer Untaten zu verbergen. Das verbergen sie z. B. dadurch, daß sie scheinbar, in gewissem Sinne sogar wirklich, ihre blutigen Aktionen präsentieren. Da sie diese aber nicht anders präsentieren als jene ‚fiction‘, nicht anders als jene Greuelszenen, die sie in ihren Filmen und Fernseh-Thrillers täglich präsentieren, können sie damit rechnen, daß das an Filmmord und Filmblut und Filmgrausamkeit gewohnte Publikum die Abbildungen der wirklichen Greuel genauso konsumieren wird wie die tägliche Greuelkost, daß es gar nicht in der Lage sein wird, sich selbst zuzurufen: ‚Dies geschieht *wirklich!*‘ oder: ‚Dies geschieht *wirklich jetzt!*‘

Wahre Nachrichten können durch die Tatsache, daß sie nicht anders aussehen als Unterhaltungsbilder, ihre Wahrheit verlieren. Auch hier gilt Hegels ‚Das Ganze ist das Wahre‘. Einzelne Wahrheiten gibt es nicht, und *wer sich auf die einzelnen Wahrheiten, die er liefert, beruft, um zu beweisen, daß er ehrlich sei, beweist damit nur seine Unehrlichkeit.*

Unwahre Wahrheit

Einige Mitglieder des Kriegsverbrechertribunals gehen vielleicht noch von der (bis vor kurzem berechtigten, nun aber) rasch veraltenden, wenn nicht schon veralteten Voraussetzung aus, daß Kriegsverbrecher gierig darauf seien, unter allen Umständen ihre Verbrechen vor der Majorität ihrer Zeitgenossen zu verbergen oder abzuleugnen, daß deshalb für die Präsentation der Wahrheit andere, in diesem Falle *wir*, Sorge zu tragen hätten. Wenn wir die Hauptschuldigen am Vietnamkrieg dazu eingeladen haben, sich vor unserem Tribunal zu verteidigen, bzw. Verteidiger ihrer Aktionen in unsere Sitzungen zu delegieren, so zwar in erster Linie deshalb, weil jedem Beschuldigten die Gelegenheit gegeben werden muß, seine Position darzulegen; außerdem aber auch deshalb, weil wir voraussetzen, daß die Angeklagten dasjenige, was sie begehen, grundsätzlich verbergen. Auch die verächtliche Weigerung der Eingeladenen, der Aufforderung nachzukommen (die vulgären Worte über den vierundneunzigjährigen Philosophen Russell, mit denen der amerikanische Außenminister Rusk diese Einladung zurückgewiesen hat, werden diesem vermutlich Unsterblichkeit einbringen) scheint diese Voraussetzung noch zu bestätigen. Offenbar sind sich sogar die Angeklagten noch nicht ganz im Klaren darüber, wie neuartig ihr eigenes tägliches Benehmen ist: daß sie nämlich, im Unterschiede zu politischen Verbrechern früherer Zeiten, ihre Mitwelt laufend und aufs sorgloseste über ihre Taten informieren, und nicht etwa nur über ihre Helden-

und Untaten, sondern sogar über ihre Stupiditäten¹ — gleichviel, dagegen daß ihre Zeitgenossen über ihre Greuel informiert werden, wenden sie, sofern sie das Informationsgeschäft nicht sogar persönlich in die Hand nehmen, nicht das mindeste ein. Ein Beispiel für viele:²

Unter dem Titel ‚Operation Dagnet‘³ heißt es dort erst einmal, daß man sich vom durchschnittlichen Viet Cong-Mann gewöhnlich ein ganz falsches Bild mache. ‚Einer der dauerhaftesten Mythen des Vietnamkrieges schildert den durchschnittlichen Viet Cong als einen in Fetzen gekleideten, unterernährten kleinen Guerilla-Kämpfer, der in Sumpf- oder Dschungelgebieten herumlauiert. Wahr ist dagegen, daß die meisten Viet Cong einfach zuhause leben, wo sie von ihren Familien ernährt und erhalten werden. Viele von ihnen — Steuerbeamte, Terroristen und andere Mitglieder des politischen Apparats des Viet Cong — haben nie in ihrem Leben einen Schuß auf einen Amerikaner abgegeben. Wenn größere US-Truppenverbände in das Gebiet einziehen, dann verstecken sich die politischen Führer des Viet Cong; um im Augenblick, in dem die Amerikaner wieder abziehen, von neuem an der Oberfläche aufzutauchen und um die Kontrolle ihres Dorfes von neuem zu übernehmen.‘ So weit so gut. Bis hierher zeichnet sich die Schilderung weder durch besondere Unwahrhaftigkeit, noch durch besondere Bösartigkeit, noch durch besondere Selbstbezüglichkeit aus.

Nun aber kommt es. Denn nun wird das Umbringen der Bevölkerung völlig offen geschildert, in der Tat so offen, daß wir, die wir uns dazu berufen fühlen, als Ankläger aufzutreten, durch diesen Bericht geradezu zur Arbeitslosigkeit verurteilt zu sein scheinen.

„Die Operation begann“, berichtet nämlich Newsweeks Reporter Merton Perry, „als die Soldaten und Polizisten plötzlich in Hubschraubern landeten und Kim Giao von drei Seiten aus von den nahen Gebirgen abschnitten. Die Armee-Einheit formierte rasch einen Ring um die Stadt, und nachdem man festgestellt hatte, daß keine nennenswerten Viet Cong-Truppen und keine nordvietnamesischen Soldaten innerhalb von Kim Giao waren, wurden die PFFs (die vietnamesische Police Field Force) in die Stadt geschickt. Methodisch untersuchten sie jedes Haus, indem sie mit Bambusstöcken in den Mauern und in den Boden stocherten, um Verstecke und Flucht-Tunnels zu entdecken.

Während das vor sich ging, verhörte der Offizier der Polizeitruppe, Leutnant Nguyen Le, die Bewohner des Ortes. Nach einer ertragreichen Unterhaltung mit einer hübschen jungen Frau folgte Leutnant Le ihren Schritten, bis sie vor einem Haus standen. Die Frau zeigte auf das Haus und trat dann zurück, als Mannschaften

1 Z. B. darüber, daß sie statt fremder Zivilisten versehentlich eigene Soldaten zerbomben.

2 ‚Newsweek‘, 24. Juli 1967, S. 22.

3 ‚Dagnet‘ = Zugnetz, Ausdruck für das Zusammentreiben von suspekten Personen.

der Polizeitruppe das Gebäude umstellten. Nachdem sie die Wände untersucht hatten, schleppten die Polizisten bald einige junge Leute aus einem verborgenen Raum und nahmen sie zwecks Verhörs mit sich. Dann wurde das ‚junge Denunzianten-Dämchen‘ (the young lady informant) in eine Hütte gebracht, durch deren Wand Leutnant Le von innen ein kleines Loch bohrte, durch das nun the young lady von innen die draußen vorbeigeführten Gefangenen beobachten konnte, um dann diejenigen von ihnen, deren Viet Cong-Verbindungen ihr bekannt waren, zu identifizieren.“ Und warum tat sie das? „Oh‘ erklärte Leutnant Le, ‚sie hat ein Baby, und ich gab ihr zu verstehen, daß ich ihr dieses Baby fortnehmen würde, wenn sie sich weigern würde, mir zu zeigen, wo sich die Männer verbargen.‘ — Unterdessen waren Leutnant Les Leute damit beschäftigt, die Gefangenen ‚auszufragen‘ (auch im Original in Anführungszeichen) — indem sie deren Köpfe unter Wasser hielten, bis sie im Begriff waren, zu ersticken, und sie dann losließen, um zu sehen, ob sie nun dazu bereit sein würden, Aussagen zu machen. Lange dauerte das nicht. Ein patschnasser, nach Luft schnappender Jugendlicher führte bald Leutnant Les Leute zu einem großen Hause, wo sie drei weitere Männer, die sich hinter einer Scheinwand verborgen hielten, vorfanden. Diese drei wurden ebenfalls verhört. Dann wurden diese Gefangenen, nunmehr siebzehn, in das Kriegsgefangenen-Lager in Bong Son gebracht.“

Friede ihrer Asche!

*

Ist, wenn derartiges in einem Millionen-Organ wie ‚Newsweek‘ erscheint — und es gibt nur wenige Nummern, die nicht ähnliche Artikel enthielten — ist es unter solchen Umständen wirklich noch erforderlich, Bevölkerungen eigens aufzuklären, sie aufzurütteln, die Täter anzuklagen, gar deren Taten mit Hilfe von ungeheuerem technischem Aufwand und von Investigationen zu beweisen?

*

Doch.

Und zwar deshalb, weil dieser, an Offenheit eigentlich kaum etwas zu wünschen übriglassende Bericht mit Redensarten eingeführt wird, die den Horror der Geschichte von vornherein verfremden und abmildern, so sehr verfremden und so sehr abmildern, daß er kaum mehr spürbar wird. Mit Redensarten, durch die nicht nur Mitleid mit den armen, die vietnamesische Bevölkerung bekämpfenden, Soldaten erzeugt werden soll, sondern auch Bewunderung für deren geradezu wissenschaftlich anmutende, mindestens klingende Tätigkeit. ‚Es stellt sich nämlich heraus‘, heißt es da z. B. in den diesen Bericht einleitenden Worten, ‚daß das Ausrodern der Infrastruktur des Viet Cong in den Dörfern eine der frustrierendsten Aufgaben des Krieges darstellt.‘

Da haben wir es also. Da sehen wir also, welchen qualvollen Sisypusjob die Jungens da drüben, die amerikanischen (gleich ob weiß oder schwarz), die südvietnamesischen, die australischen, die neu-

seeländischen, die südkoreanischen im Interesse der Freiheit zu absolvieren haben — aber auch, wo denken Sie hin, auch wirklich perfekt durchführen. Infrastrukturen roden diese Jungs also aus! Und dazu noch in diesem berüchtigten Tropenklima! Hatten ihre Eltern das vielleicht nötig, in fernen Ländern Infrastrukturen auszu- roden? Sehen Sie! Aber damals hatte es eben auch noch keine Viet Congs gegeben! Da kann man eben sehen, wo die Schuldigen stecken! Und sind Sie vielleicht schon einmal zu dieser frustrierenden Tätig- keit verpflichtet gewesen? Da haben Sie aber Glück gehabt! Aber unsere armen Jungens, die haben das zu tun, die haben Infrastruk- turen auszu- roden, und die tun das auch! Und die können das auch! Obwohl das gewiß kein alltäglicher Job ist! Infrastrukturen! Offen- sichtlich sogar ein wissenschaftlicher Job! Was die Jungens nicht alles fertig kriegen! Und sogar die coloured boys! Und sogar die australischen und die südvietnamesischen! Hut ab!

*

Dies also die Attitüde, in die der Newsweek-Leser, ehe ihm der eigentliche Bericht vorgesetzt wird, hineinmanövriert wird. Und die ihn nun dazu befähigt, auch die traurigsten, auch die barbarischsten, Wahrheiten zu ertragen. ←

Denn nicht nur darauf kommt es an, ob ein Bericht wahr ist oder unwahr — wahr war der hier zitierte Bericht gewiß — sondern dar- auf, mit welcher Geste Wahrheiten aufgetischt werden. Ist diese Geste unwahrhaftig, so infiziert sie die ‚an sich‘ wahrheitsgemäßen Berichte und macht diese mit-unwahr.

Dies die höchst raffinierte Situation von heute, in der man, um so zu tun, als lüge man nicht, tatsächlich die Wahrheit serviert, aber eben auf dem Tablett der Unwahrheit.

Sich würdig erweisen

Wenn ein junger Ausländer, der Bürger der Vereinigten Staaten zu werden wünscht, einem der wehrfähigen Jahrgänge zugehört, dann hat er seine moralische Eignung dadurch zu beweisen, daß er, obwohl noch nicht Amerikaner, in Vietnam die Vietnamesen aufs Blut zu bekämpfen bereit ist. Aus diesem Grunde gibt es tatsäch- lich deutsche Staatsangehörige, die in Vietnam kämpfen, und sogar solche, die den, für ihre roughness, ihre Rauheit berüchtigten Ledernacken zugehören. Adalbert Weinstein, der Militäxperte der FAZ, dem man nun gewiß nicht Antiamerikanismus nachsagen kann, erwähnt in einem seiner ausführlichen Berichte, in dem vom 7. Ok- tober 1967, einen solchen zwanzigjährigen Deutschen, Kay Unrau heißt der Ärmste, aus Hamburg, dem man so rauh mitspielt, bzw. der sich selbst so rauh mitspielt. Die Schande ist eine doppelte. Denn mit Schande bedeckt sich ja nicht nur das Land, das die Anerken- nung eines Bürgers von dessen Mordbereitschaft abhängig macht, sondern auch der Fremde, der sein Anerkanntwerden mit diesem Preise zu bezahlen bereit ist. Einer ist des anderen wert.

Herbert Marcuse

Ziele, Formen und Aussichten der Studentenopposition*

Jede Opposition kann heute nur im globalen Rahmen betrachtet werden, als isoliertes Phänomen ist sie von Anfang an verfälscht. Ich werde mir daher erlauben, die Opposition in einem solchen Rahmen mit Ihnen zu diskutieren, besonders am Beispiel der Vereinigten Staaten. Sie wissen, daß ich die Studentenopposition heute für einen der entscheidenden Faktoren in der Welt halte; gewiß halte ich sie nicht, wie man mir vorgeworfen hat, als solche für eine revolutionäre Kraft, wohl aber sehe ich in ihr einen der stärksten Faktoren, der vielleicht einmal zu einer revolutionären Kraft werden kann. Die Herstellung von Beziehungen zwischen den Studentenoppositionen in den verschiedenen Ländern ist deswegen eines der wichtigsten Erfordernisse der Strategie in diesen Jahren. Es bestehen kaum Beziehungen zwischen den Studentenoppositionen in den Vereinigten Staaten und der Studentenopposition hier. Es besteht nicht einmal eine wirksame zentrale Organisation der Studentenopposition in den Vereinigten Staaten. An der Herstellung solcher Beziehungen müssen wir arbeiten — und wenn ich das Thema dieses Vortrags meistens am Beispiel der USA erörtere, geschieht das deswegen, um die Herstellung solcher Beziehungen vorzubereiten. — Die Studentenopposition in den Vereinigten Staaten ist selbst Teil einer etwas größeren Opposition, die man im allgemeinen als die „neue Linke“, „the new left“ bezeichnet, und ich muß damit beginnen, Ihnen wenigstens schlagwortartig darzustellen, was die neue Linke von der alten Linken unterscheidet.

Zunächst ist sie, mit Ausnahme einiger kleiner Gruppen, nicht orthodox marxistisch oder sozialistisch. Sie ist charakterisiert durch ein tiefes Mißtrauen gegen alle Ideologie, auch gegen die sozialistische Ideologie, von der man sich irgendwie verraten glaubt und von der man enttäuscht ist. Die neue Linke ist außerdem in keiner Weise — wiederum mit Ausnahme kleiner Gruppen — auf die Arbeiterklasse als der revolutionären Klasse fixiert. Sie selber kann

* Der hier abgedruckte Text ist die nur unwesentlich veränderte Fassung eines Vortrags, den Herbert Marcuse im Juli 1967 im überfüllten Auditorium Maximum der Freien Universität Berlin gehalten hat. Der Vortrag war vom ASTA angekündigt unter dem Titel „Das Problem der Gewalt in der Opposition“. Zwei weitere Vorträge Marcuses sowie Auszüge aus den anschließenden Diskussionen sind veröffentlicht unter dem Titel „Das Ende der Utopie“ im Verlag v. Maikowski (hrsgg. v. Horst Kurnitzky, Berlin 1967). Dort auch eine stark gekürzte Fassung des hier veröffentlichten Textes.

zudem überhaupt nicht klassenmäßig definiert werden. Sie besteht aus Intellektuellen, aus Gruppen der Bürgerrechtsbewegung und aus der Jugend, besonders aus radikalen Elementen der Jugend, die auf den ersten Blick gar nicht politisch erscheinen, nämlich den sogenannten Hippies, von denen ich noch später sprechen werde. Und, was sehr interessant ist: diese Bewegung hat als Sprecher eigentlich keine traditionellen Politiker, sondern viel eher solche verdächtigen Figuren wie Dichter, wie Poeten. Ich erwähne hier nur Allen Ginsberg, der wirklich auf die neue Linke in Amerika auch politisch einen großen Einfluß hat. Wenn Sie sich diese sehr kurze Skizze vergegenwärtigen, werden Sie zugeben, daß dieser Umstand geradezu ein Alpdruck für „Altmarxisten“ ist. Sie haben hier eine Opposition, die offenbar nichts zu tun hat mit der klassischen revolutionären Kraft im Marxismus; ein Alpdruck — aber ein Alpdruck, der der Wirklichkeit entspricht. Ich glaube, daß diese so ganz unorthodoxe Konstellation der Opposition ein treuer Reflex der autoritär-demokratischen Leistungsgesellschaft ist, der „eindimensionalen Gesellschaft“, wie ich sie zu beschreiben versucht habe¹, und deren Hauptmerkmal die Integration der beherrschten Klasse auf einem sehr materiellen, sehr realen Boden ist, nämlich auf dem Boden gesteuerter und befriedigter Bedürfnisse, die ihrerseits den Monopolkapitalismus reproduzieren — ein gesteuertes und unterdrücktes Bewußtsein. Resultat dieser Konstellation ist: *keine subjektive Notwendigkeit radikaler Umwälzung, deren objektive Notwendigkeit immer brennender wird*. Und unter diesen Umständen konzentriert sich die Opposition wieder auf die Außenseiter innerhalb des Bestehenden, nämlich erstens auf die Unterprivilegierten, deren vitale Bedürfnisse selbst der hochentwickelte Spätkapitalismus nicht befriedigen kann und nicht befriedigen will. Zweitens konzentriert sich die Opposition, am entgegengesetzten Pol der Gesellschaft, auf die Privilegierten, deren Bewußtsein und deren Instinkte die gesellschaftliche Steuerung durchbrechen, oder sich ihr entziehen können. Ich meine diejenigen Schichten der Gesellschaft, die auf Grund ihrer Position und Erziehung noch Zugang zu den Tatsachen — ein Zugang, der wahrhaftig schwer genug ist — und zum Gesamtzusammenhang der Tatsachen haben. Es sind Schichten, die noch ein Wissen und Bewußtsein haben von dem ständig sich verschärfenden Widerspruch und von dem Preis, den die sogenannte *Gesellschaft im Überfluß* ihren Opfern abverlangt. Opposition besteht also an diesen beiden extremen Polen der Gesellschaft, und ich möchte ganz kurz diese beiden extremen Pole beschreiben.

1. *Die Unterprivilegierten*. In den Vereinigten Staaten sind es besonders die nationalen und Rassenminoritäten, die freilich politisch noch weitgehend unorganisiert und oft untereinander antagonistisch sind (z. B. gibt es schwere Konflikte in den Großstädten zwischen den Negern und den Puertorikanern). Insbesondere müssen diejenigen Gruppen als unterprivilegiert gelten, die keine entscheidende

1 „One-Dimensional Man“, bespr. in Argument Nr. 34/1965, S. 49 ff.

Stelle im Produktionsprozeß einnehmen und in Begriffen der Marx'schen Theorie schon aus diesem Grunde nicht — wenigstens nicht ohne weiteres — als potentielle revolutionäre Kräfte angesprochen werden können. Aber im globalen Rahmen sind die Unterprivilegierten, die die ganze Schwere des Systems zu tragen haben, wirklich die Massenbasis des nationalen Befreiungskampfes gegen den Neokolonialismus in der Dritten Welt. Es besteht wiederum noch keine effektive Verbindung zwischen den nationalen und Rassenminoritäten in den Metropolen der kapitalistischen Gesellschaft und den schon im Kampf gegen diese Gesellschaft stehenden Massen in der neokolonialen Welt. Diese Massen können vielleicht schon als *das neue Proletariat* angesprochen werden, und als solches bilden sie meiner Meinung nach heute die größte Gefahr für das Weltsystem des Kapitalismus. Inwieweit zu diesen Gruppen der Unterprivilegierten heute in Europa noch oder wieder die Arbeiterklasse zu rechnen ist, ist ein Problem, das wir gesondert diskutieren müssen. Im Rahmen dessen, was ich heute zu sagen habe, kann ich es nicht. Ich möchte nur darauf aufmerksam machen, daß hier noch ein entscheidender Unterschied besteht: Was wir von der Arbeiterklasse in Amerika sagen können, daß sie in ihrer großen Majorität in das System integriert ist und nicht das Bedürfnis nach einer radikalen Umwandlung hat, können wir wahrscheinlich von der europäischen Arbeiterklasse nicht mehr oder noch nicht sagen.

2. *Die Privilegierten.* Die zweite Gruppe, die heute gegen das spät-kapitalistische System in Opposition steht, möchte ich wieder in zwei Unterabteilungen behandeln. Betrachten wir zunächst die sogenannte *neue Arbeiterklasse*², die bestehen soll aus den Technikern, Ingenieuren, Spezialisten, Wissenschaftlern, usw., die im materiellen Produktionsprozeß — wenn auch in besonderer Position — beschäftigt sind. Auf Grund ihrer Schlüsselstellung scheint diese Gruppe objektiv wirklich den Kern einer umwälzenden Kraft darzustellen, aber gleichzeitig ist sie heute das Liebling des bestehenden Systems und bewußtseinsmäßig diesem System verfallen. Zumindest ist also der Ausdruck „neue Arbeiterklasse“ verfrüht. Zweitens die *Studentenopposition*, von der ich heute fast ausschließlich sprechen werde — und zwar in ihrem weitesten Sinne, einschließlich der sogenannten *drop-outs*. Soweit ich es beurteilen kann, besteht hier wiederum ein wichtiger Unterschied zwischen der amerikanischen Studentenopposition und der deutschen. Viele der in aktiver Opposition stehenden Studenten in Amerika hören auf, Studenten zu sein und beschäftigen sich, man kann sagen als Vollbeschäftigung, mit der Opposition. Darin liegt eine Gefahr — aber vielleicht auch ein Vorzug. — Wogegen ist diese Studentenopposition gerichtet? Im allgemeinen läßt sich das Problem der Opposition unter drei Kategorien behandeln. Erstens ist, wie eben angedeutet, zu fragen, wogegen ist diese Opposition gerichtet; zweitens, welches sind die Formen der Opposition und drittens, welches sind die Aussichten der Opposition?

2 Vgl. hierzu Serge Mallet, *La nouvelle classe ouvrière*, Paris 1963.

Zum Ersten, wogegen ist diese Opposition gerichtet? Die Frage ist äußerst ernst zu nehmen; denn es handelt sich um eine Opposition gegen eine demokratische, gut funktionierende Gesellschaft, die, wenigstens normalerweise, nicht mit Terror arbeitet. Und es ist — darüber sind wir uns in den Vereinigten Staaten völlig klar — eine Opposition gegen die Majorität der Bevölkerung, einschließlich der Arbeiterklasse. Es ist eine Opposition gegen den ganzen sogenannten *way of life* dieses Systems; eine Opposition gegen den Druck, gegen den allgegenwärtigen Druck des Systems, das durch eine repressive und destruktive Produktivität immer unmenschlicher alles zur Ware degradiert, deren Kauf und Verkauf den Lebensunterhalt und Lebensinhalt ausmacht; und eine Opposition gegen den Terror außerhalb der Metropole. Diese Opposition gegen das System als solches ist ausgelöst worden erst durch die Bürgerrechtsbewegung und dann durch den Krieg in Vietnam. Im Zuge der Bürgerrechtsbewegung sind die Studenten aus dem Norden in den Süden gegangen, um zu helfen die Neger für die Wahlen zu registrieren, und haben dann zum erstenmal gesehen, wie dieses freie demokratische System dort unten im Süden eigentlich aussieht, was die Sheriffs da eigentlich tun, wie Morde und Lynchungen an den Negern unbestraft bleiben, obgleich die Täter nur zu bekannt sind. Das hat als traumatische Erfahrung gewirkt und die politische Aktivierung der Studenten, der Intelligenz im allgemeinen in den Vereinigten Staaten veranlaßt. Zweitens ist diese Opposition gestärkt worden durch den Krieg in Vietnam. *Für diese Studenten hat der Krieg in Vietnam zum erstenmal das Wesen der bestehenden Gesellschaft enthüllt: die ihr einwohnende Notwendigkeit der Expansion und Aggression und die Brutalität des Konkurrenzkampfes auf internationalem Boden.*

Ich habe hier leider keine Zeit, die Frage zu diskutieren, ob der Krieg in Vietnam ein imperialistischer Krieg ist — hier nur eine kurze Bemerkung, weil das Problem immer wieder aufkommt: Wenn man unter Imperialismus im alten Sinne versteht, daß die Vereinigten Staaten in Vietnam für Investitionen kämpfen, ist es kein imperialistischer Krieg; obgleich selbst dieser enge Begriff des Imperialismus heute vielleicht schon wieder akut ist. Sie können in der Nummer von ‚*Newsweek*‘ vom 7. Juli diesen Jahres zum Beispiel lesen, daß es sich in Vietnam heute bereits um ein 20-Milliarden-Dollar-Business handelt. Inwieweit trotzdem ein neudefinierter Begriff des Imperialismus hier anwendbar ist, darüber brauchen wir nicht zu spekulieren, das haben maßgebende Sprecher der amerikanischen Regierung selbst gesagt. Es handelt sich in Vietnam darum, einen der strategisch und ökonomisch wichtigsten Bereiche der Welt nicht unter kommunistische Kontrolle fallen zu lassen. Es handelt sich um einen entscheidenden Kampf gegen alle Versuche nationaler Befreiung in allen Ecken der Welt, entscheidend in dem Sinne, daß ein Erfolg des vietnamesischen Befreiungskampfes das Signal abgeben könnte, für die Aktivierung solcher Befreiungskämpfe in anderen Teilen der Welt und viel näher der Metropole, wo wirklich gewaltige Investitionen vorliegen. Wenn in diesem Sinne Vietnam in keiner

Weise nur irgendein Ereignis der Außenpolitik ist, sondern mit dem Wesen des Systems verbunden, so ist es vielleicht auch ein Wendepunkt in der Entwicklung des Systems, vielleicht der Anfang vom Ende. Denn was sich hier gezeigt hat, ist, daß der menschliche Wille und der menschliche Körper mit den ärmsten Waffen das leistungsfähigste Zerstörungssystem aller Zeiten in Schach halten kann. Das ist wiederum ein welthistorisches Novum.

Ich komme jetzt zur zweiten Frage, die ich diskutieren wollte, nämlich die *Formen der Opposition*. Wir sprechen von der Studentenopposition, und ich möchte von vornherein sagen, es handelt sich nicht um eine Politisierung der Universität, denn die Universität ist bereits politisch. Sie brauchen nur daran zu denken, zu welchem Grade zum Beispiel die Naturwissenschaften und sogar solch abstrakte Wissenschaften wie die Mathematik heute unmittelbar in der Produktion und in der militärischen Strategie Verwendung finden. Sie brauchen nur daran zu denken, in welchem Grade die Naturwissenschaften und auch die Soziologie und Psychologie von der finanziellen Unterstützung der Regierung und der großen „Foundations“ abhängen, in welchem Grade die Soziologie und Psychologie sich unmittelbar in den Dienst der Menschenkontrolle und der Marktregulierung gestellt haben. In diesem Sinne können wir sagen, daß die Universität bereits eine politische Institution ist, und daß es sich im besten Falle um eine *Gegenpolitisierung* und nicht um eine Politisierung der Universität handeln kann. Es geht darum, neben der positivistischen Neutralität, die keine ist, deren Kritik zu Wort kommen zu lassen, im Rahmen des Lehrplans und im Rahmen der wissenschaftlichen Diskussion. Daher ist eine der Hauptforderungen der Studentenopposition in den Vereinigten Staaten eine Reform des Lehrplans, so daß diese kritischen Elemente *im Rahmen wissenschaftlicher Diskussion — nicht als Agitation und Propaganda* — zur vollen Geltung kommen können. Wo das nicht möglich ist, geschieht die Gründung sogenannter ‚freier Universitäten‘, hier ‚Kritischer Universitäten‘, außerhalb der Universität, wie wir sie zum Beispiel haben in Berkeley und in Stanford, jetzt auch an einigen der größeren Universitäten des Ostens. Im Rahmen dieser ‚freien Universitäten‘ werden Kurse und Seminare über Lehrgegenstände gehalten, die im regulären Lehrplan nicht oder inadäquat zu Wort kommen, zum Beispiel Marxismus, Psychoanalyse, Imperialismus, die Außenpolitik im Kalten Krieg.

Eine andere Form der Studentenopposition sind die bekannten teach-ins, sit-ins, be-ins, love-ins. Ich möchte Sie nur darauf aufmerksam machen, was hier vorgeht, nämlich, daß offenbar der Rahmen und das Ziel dieser Form der Opposition sich ändert, beginnend mit einer Lehrtätigkeit in kritischer Weise als Gegenlehre und endend — wenigstens bis heute — in etwas, was wir nur als existentielles Zusammensein, als Seinlassen seiner eigenen Existenz: *be-in* — ich habe keine andere Umschreibung, was das ist — oder als *love-in* bezeichnen können. Ich möchte zu der Bedeutung dieser Umwandlung später etwas sagen, weil meiner Meinung nach sich hierin

ausspricht der Zusammenfluß zwischen politischer Rebellion und sexuell-moralischer Rebellion, der ein wichtiger Faktor in der Opposition in Amerika ist. Dann als verbreitete Form der Opposition: die Demonstration, unbewaffnete Demonstration — und für solche Demonstrationen müssen Konfrontationen nicht erst gesucht werden. *Konfrontationen zu suchen, nur um der Konfrontation willen, ist nicht nur unnötig, es ist verantwortungslos.* Die Konfrontationen sind da. Sie brauchen nicht erst gesucht zu werden. Das Suchen nach Konfrontation würde die Gründe, warum Opposition ist, eher verwischen als klären. Die Anlässe sind da: Zum Beispiel jede Eskalation des Krieges in Vietnam; Besuche von Repräsentanten der Kriegspolitik; „picketing“, eine, wie Sie wissen, besondere Form der amerikanischen Demonstration, vor Fabriken, in denen Napalm und andere Giftwaffen hergestellt werden. Diese Demonstrationen sind organisiert, sie sind legal. Sind solche Demonstrationen heute — und was ich jetzt sage, bezieht sich wiederum auf Amerika, aber sie werden sehen, daß Sie sehr leicht den Schluß daraus ziehen können, was für Sie und auf Sie anwendbar ist — sind diese Demonstrationen an sich legal, heute Konfrontationen mit der institutionalisierten Gewalt, die auf die Opposition losgelassen wird? Sie sind es nicht, wenn sie im Rahmen der Legalität bleiben. Hier muß zumindest etwas über die Rolle der Polizei in Amerika gesagt werden. Sie werden es nicht glauben, aber es gibt Fälle — und ich habe sie mit eigenen Augen gesehen — in denen die Polizei die Demonstranten schützt (Beifall). Es wird noch schlimmer: Sie schützt gegen Versuche von Arbeitern, die Demonstranten zu überfallen. Aber, wenn diese Demonstrationen im Rahmen der Legalität bleiben, so müssen wir sofort hinzusetzen, *daß die institutionalisierte Gewalt autonom ihren eigenen Rahmen bestimmt und den Rahmen der Legalität auf ein erstickendes Minimum einschränken kann*, z. B. indem sie Gesetze benutzt, wie unerlaubtes Betreten von Privateigentum oder unerlaubtes Betreten von Staatseigentum, Störung des Verkehrs, Störung der nächtlichen Ruhe usw. Hier kann von einem Augenblick zum andern was legal war, illegal werden, wenn eine völlig friedliche Demonstration die Nachtruhe stört oder willentlich oder unwillentlich Privateigentum betritt usw. In dieser Situation scheinen Konfrontationen mit der Gewalt, mit der institutionalisierten Gewalt, unvermeidlich — es sei denn, daß die Opposition zum harmlosen Ritual wird, zur Beruhigung des Gewissens und zum Kronzeugen für die Rechte und Freiheiten im Rahmen des Bestehenden. Das war die Erfahrung der Bürgerrechtsbewegung, daß nämlich die Gewalt von den andern ausgeübt wird und daß gegen diese Gewalt die Legalität von Anfang an problematisch ist; und das wird auch die Erfahrung der Studentenopposition sein, sobald sich das System von ihr bedroht fühlt. Und dann ist die Opposition vor die fatale Entscheidung gestellt: Opposition als rituelle Veranstaltung, oder Opposition als Widerstand, d. h. *civil disobedience*.

Ich möchte wenigstens ein paar Worte über das Widerstandsrecht sagen, weil ich erstaunt bin, immer wieder zu erfahren, wie wenig

eigentlich ins Bewußtsein gedrungen ist, daß die Anerkennung des Widerstandsrechts, nämlich der *civil disobedience*, zu den ältesten und geheiligsten Elementen der westlichen Zivilisation gehört. Die Idee, daß es ein Recht gibt, das höher ist als das positive Recht, ist so alt als die Zivilisation selbst. Hier ist der Konflikt der Rechte, vor den jede mehr als private Opposition gestellt ist; denn das Bestehende hat das legale Monopol der Gewalt und das positive Recht, ja die Pflicht, diese Gewalt zu seiner Verteidigung auszuüben. Demgegenüber steht die Anerkennung eines höheren Rechts und die Anerkennung der Pflicht des Widerstandes als Triebkraft der geschichtlichen Entwicklung der Freiheit, *civil disobedience als potentielle geschichtliche Gewalt*. Ohne dieses Widerstandsrecht, ohne dieses Ausspielen eines höheren Rechts gegen das bestehende Recht ständen wir heute noch auf der Stufe der primitivsten Barbarei. So deckt, glaube ich, der Begriff der Gewalt zwei sehr differente Formen: Die institutionalisierte Gewalt des Bestehenden und die Gewalt des Widerstandes, die notwendig dem positiven Recht gegenüber illegal bleibt. Von einer Legalität des Widerstandes zu sprechen ist Unsinn. Kein Gesellschaftssystem, selbst das freieste nicht, kann verfassungsmäßig oder in anderer Weise eine gegen dieses System gerichtete Gewalt legalisieren. Jede dieser beiden Formen deckt entgegengesetzte Funktionen. Es gibt eine Gewalt der Befreiung und es gibt eine Gewalt der Unterdrückung. Es gibt eine Gewalt der Verteidigung des Lebens und es gibt eine Gewalt der Aggression. Und beide Formen der Gewalt sind geschichtliche Kräfte gewesen und werden geschichtliche Kräfte bleiben. So steht die Opposition von Anfang an im Felde der Gewalt. Recht steht gegen Recht, nicht nur als abstrakte Versicherung, sondern als Aktion. Und noch einmal: das Bestehende hat das Recht, die Grenzen der Legalität zu bestimmen. Dieser Konflikt der beiden Rechte, des Widerstandsrechts und der institutionalisierten Gewalt bringt die ständige Gefahr des Zusammenstoßes mit der Gewalt mit sich, es sei denn, daß das Recht der Freiheit dem Recht der bestehenden Ordnung geopfert wird und daß, wie immer in der Geschichte, die von der Ordnung geforderten Opfer an Zahl die Opfer, die für die Befreiung fallen, weiterhin übersteigt. *Das aber bedeutet, daß die Predigt der prinzipiellen Gewaltlosigkeit die bestehende institutionalisierte Gewalt reproduziert.* Und diese Gewalt ist in der monopolistischen Industriegesellschaft in noch nie dagewesenem Maße in der Herrschaft konzentriert, die das Ganze der Gesellschaft durchdringt. So handelt es sich im Falle des Gewaltkonflikts um den *Zusammenstoß der allgemeinen mit der besonderen Gewalt und in diesem Zusammenstoß wird die besondere Gewalt geschlagen werden, bis sie selbst eine neue Allgemeinheit der bestehenden gegenüberstellen kann.* Solange die Opposition nicht die gesellschaftliche Kraft einer neuen Allgemeinheit entwickelt hat, ist das Problem der Gewalt primär ein Problem der Taktik. Kann nämlich in bestimmten Fällen der Konfrontation mit der bestehenden Gewalt, bei der die herausfordernde Gewalt des Widerstandes notwendig unterliegen wird, durch die Konfrontation das Kräftever-

hältnis zugunsten der Opposition geändert werden? In der Diskussion dieser Frage ist ein oft angeführtes Argument jedenfalls nicht stichhaltig: nämlich, daß man durch solche Konfrontationen die andere Seite, den Gegner, stärkt. Das geschieht sowieso; selbst wenn von solchen Konfrontationen abgesehen wird. Das geschieht sowieso bei jeder Aktivierung der Opposition und es handelt sich darum, diese Stärkung des Gegners zu einem Durchgangsstadium zu machen. Dann aber hängt die Bewertung der Situation ab von dem Anlaß der Konfrontation und besonders von dem Erfolg einer systematisch durchgeführten Aufklärungsarbeit und von der Organisation der Solidarität. Lassen Sie mich wieder ein Beispiel aus den Vereinigten Staaten geben: Der Krieg gegen Vietnam ist empfunden worden von dieser Opposition als ein die Allgemeinheit treffender Angriff auf die Freiheit, dem das Recht der totalen Verteidigung gegenübersteht. Aber die Majorität, der Bevölkerung unterstützt die Regierung und den Krieg, während die Opposition diffus und nur lokal organisiert ist. Die in dieser Situation legale Form der Opposition, entwickelt sich spontan dann aber zur civil disobedience, zur Verweigerung des Wehrdienstes und zur Organisation dieser Verweigerung. Dies ist bereits illegal, und trägt zur Verschärfung der Situation bei. — Die Demonstrationen sind und werden immer systematischer von einer Aufklärungsarbeit unter der Bevölkerung begleitet. Die so genannte "Community work", daß die Studenten in die armen und ärmsten Distrikte gehen und dort die Bewohner auf ihre eigenen Interessen aufmerksam machen und die offensichtlichsten Mängel — zum Beispiel das Fehlen der primitivsten Hygiene usw. — beseitigen wollen, daß sie diese Forderungen zunächst einmal organisieren, aber gleichzeitig versuchen, das politische Bewußtsein der Bewohner dieser Distrikte zu erwecken. Aber solche Aufklärungsarbeit geschieht nicht nur in den Slums, sondern auch in allen Distrikten. Ein von Tür-zu-Tür gehen, wie die berühmte "door-bell-ringing-campaign", in der mit den Hausfrauen, und, wenn der Ehemann gerade da ist, auch mit dem, diskutiert wird, was eigentlich vor sich geht. Besonders vor den Wahlen ist das wichtig. Ich betone die Diskussion mit den Frauen, weil es sich in der Tat gezeigt hat, wie man allerdings auch erwarten sollte, daß die Frauen menschlichen Argumenten im allgemeinen noch zugänglicher sind, als die Männer; was daran liegt, daß die Frauen noch nicht ganz in den repressiven Produktionsprozeß eingespannt sind. Diese Aufklärungsarbeit ist eine entsetzlich mühsame, eine entsetzlich langsame und eine entsetzlich schwere. Ob sie Erfolg haben wird, können wir noch nicht sagen. Der Erfolg ist meßbar — zum Beispiel an der Stimmenzahl, die die sogenannten „Friedenskandidaten“ in den lokalen, dann in den Staats- und später auch in den Nationalwahlen haben werden. Ich glaube, daß die Aussichten nicht sehr günstig sind.

Als letzte Form der Opposition läßt sich eine Wendung zur Theorie konstatieren, die besonders interessant ist, da die neue Linke, wie ich betont habe, angefangen hat mit einem totalen Ideologieverdacht. Ich glaube, daß man mehr und mehr sieht, daß jede Anstrengung, zu

einer Änderung des Systems beizutragen, der theoretischen Führung bedarf. Und wir haben jetzt in den Vereinigten Staaten und in der Studentenopposition nicht nur Versuche, den Abgrund zwischen der alten Linken und der neuen Linken zu überbrücken, sondern auch eine kritische Theorie auszuarbeiten; zum Beispiel arbeitet der amerikanische SDS (Students for a Democratic Society) an einer Theorie der gesellschaftlichen Umwandlung, das wird in Publikationen verbreitet, so weit verbreitet, wie möglich. Als letzten Aspekt der Opposition möchte ich nun eine neue Dimension des Protestes erwähnen, die in der Einheit von moralisch-sexueller und politischer Rebellion besteht. Ich möchte Ihnen eine Illustration geben, die ich als Augenzeuge kenne, und die in keiner Weise vereinzelt ist, die Ihnen aber auch den Unterschied zeigen wird, zwischen dem, was in den Vereinigten Staaten geschieht, und dem, was hier geschieht. Es war auf einer der großen Anti-Vietnam-Demonstrationen in Berkeley, und die Polizei hatte zwar die Demonstration genehmigt, aber das Ziel der Demonstration, nämlich den Militärbahnhof in Oakland gesperrt; d. h., die Demonstration wäre über einen besonderen und sehr bestimmten Punkt hinaus illegal geworden, hätte gegen das Demonstrationsverbot verstoßen. Als Tausende von Studenten sich dem Punkte näherten, an dem der verbotene Weg anfang, trafen sie auf eine aus ungefähr zehn Reihen bestehende Barrikade schwer bewaffneter, mit schwarzen Uniformen und Stahlhelmen ausgestattete Polizei. Der Zug näherte sich dieser Polizeibarrikade, und wie immer waren an der Spitze des Demonstrationzuges einige, die schrien, man solle nicht halt machen, sondern versuchen, den Polizeikordon zu durchbrechen — was natürlich blutige Köpfe gegeben hätte, ohne zu irgendeinem Ziel zu führen. Der Demonstrationzug selbst hatte einen Gegenkordon eingerichtet, sodaß die Demonstranten zuerst ihren eigenen Kordon hätten durchbrechen müssen, um den Polizeikordon durchbrechen zu können. Das ist natürlich nicht geschehen. Nach zwei, drei ängstlichen Minuten setzten sich die Tausende auf die Straße. Die Gitarren, die Mundharmonikas kamen heraus, das petting, die Liebkosungen begannen, und so ging diese Demonstration zu Ende. Sie können das lächerlich finden; immerhin glaube ich, daß hier noch ganz spontan und anarchisch eine Einheit sich hergestellt hat, die vielleicht letzten Endes ihren Eindruck selbst auf die Feindlichen nicht verfehlen wird.

Ganz kurz drittens, von den *Aussichten der Opposition*. Zunächst einmal darf ich noch einmal die Mißverständnisse beseitigen, als ob ich geglaubt hätte, daß die intellektuelle Opposition an sich schon eine revolutionäre Kraft wäre, oder daß ich in den Hippies das Erbe des Proletariats gesehen hätte. Selbst in den nationalen Befreiungsfronten der Entwicklungsländer können wir, glaube ich, bis heute noch keine effektive revolutionäre Bedrohung des Systems des Spätkapitalismus sehen. *Alle Oppositionskräfte wirken heute zur Vorbereitung und nur zur Vorbereitung, aber auch zur notwendigen Vorbereitung für eine mögliche Krise des Systems.* Und zu dieser Krise tragen gerade die nationalen Befreiungsfronten bei, nicht nur

als militärische Gegner, sondern auch durch die Reduktion des ökonomischen und politischen Spielraums des Systems. Für die Vorbereitung, für die Eventualität einer solchen Krise kann und wird vielleicht auch die Arbeiterklasse politisch radikalisiert werden. Aber wir dürfen uns nicht verhehlen, daß in dieser Situation die Frage noch völlig offen ist: politisch radikalisieren nach links oder nach rechts? Die akute Gefahr des Faschismus oder des Neofaschismus — und der Faschismus ist immer seinem Wesen nach eine Bewegung der Rechten — diese akute Gefahr ist noch in keiner Weise überwunden.

Ich habe von der möglichen Krise, von der Eventualität einer Krise des Systems gesprochen. Die Kräfte, die zu einer solchen Krise beitragen, müssen natürlich gesondert diskutiert werden. Diese Krise, glaube ich, müssen wir sehen als die Konfluenz sehr disparater subjektiver und objektiver Tendenzen ökonomischer Natur, politischer Natur und moralischer Natur, im Osten sowohl wie im Westen. Diese Kräfte sind noch nicht solidarisch organisiert. Sie sind ohne Massenbasis in den entwickelten Ländern des Spätkapitalismus. Und unter diesen Umständen scheint es mir die Aufgabe der Opposition zu sein, *zunächst einmal an der Befreiung des Bewußtseins außerhalb unseres eigenen Kreises zu arbeiten*. Denn in der Tat steht das Leben aller auf dem Spiel und heute sind in der Tat alle, was Veblen "underlying population" nannte, nämlich Beherrschte. Erweckung des Bewußtseins der grauenhaften Politik eines Systems, dessen Macht und dessen Druck mit der Drohung totaler Vernichtung wachsen, das die ihm zur Verfügung stehenden Produktivkräfte zur Reproduktion der Ausbeutung und der Unterdrückung verwendet und das zum Schutze seines Überflusses die sogenannte freie Welt mit Militär- und Polizeidiktaturen ausstattet. Der Totalitarismus auf der anderen Seite kann diese Politik in keiner Weise rechtfertigen. Man kann sehr viel — und man muß sehr viel gegen ihn sagen. Er ist aber nicht expansiv, er ist nicht aggressiv, und er ist immer noch von der Kargheit und von der Armut diktiert; was nichts an der Tatsache ändert, daß auch er zu bekämpfen ist, aber von links zu bekämpfen ist. Die Befreiung des Bewußtseins, von der ich gesprochen habe, meint nun mehr als Diskussion. Sie meint in der Tat — und muß in der erreichten Situation meinen — Demonstration, im wörtlichen Sinne. Zeigen, daß hier der ganze Mensch mitgeht und seinen Willen zum Leben anmeldet, seinen Willen zum Leben, das heißt, seinen Willen zum Leben in Frieden. Und wenn das alles doch nichts hilft, wenn es für uns schädlich ist, Illusionen zu haben, so ist es ebenso schädlich — und vielleicht schädlicher — Defätismus und Quietismus zu predigen, die nur dem System in die Hände spielen können. Tatsache ist, daß wir uns ein System gegenüber befinden, das, seit dem Beginn der faschistischen Periode und heute noch, durch seine Tat die Idee des geschichtlichen Fortschritts selbst desavouiert hat, ein System, dessen innere Widersprüche sich immer von Neuem in unmenschlichen und unnötigen Kriegen manifestieren und dessen wachsende Produktivität wach-

sende Zerstörung und wachsende Verschwendung ist. Ein solches System ist nicht immun. Es wehrt sich bereits gegen die Opposition, selbst gegen die Opposition der Intelligenz an allen Ecken der Welt. Und selbst wenn wir nicht sehen, daß die Opposition hilft, müssen wir weitermachen; müssen wir weitermachen, wenn wir noch als Menschen arbeiten und glücklich sein wollen. Im Bündnis mit dem System können wir das nicht mehr.

Wolfgang Abendroth

Zum Problem der Rolle der Studenten und der Intellektuellen in den Klassenauseinandersetzungen der spätkapitalistischen Gesellschaft

— Kritische Bemerkungen zur Analyse Herbert Marcuses —

Die Studentenrebellion an der Freien Universität Berlin und in der Bundesrepublik hat in der westdeutschen Öffentlichkeit zu Diskussionen darüber geführt, ob in der restaurativen Situation des westdeutschen Staates grundsätzliche Opposition gegen das politische System der langsamen Transformation des parlamentarisch-demokratischen Verfassungsgefüges in ein Regime der autoritären Manipulation zum Monopol von Intellektuellenbewegungen geworden sei. Die Massenkommunikationsmittel der Bundesrepublik, mehr oder minder an offener oder getarnter Absicherung der Politik der Großen Koalition und der Überleitung zum Plankapitalismus im Zeichen der „konzertierten Aktion“ interessiert, haben die Studentenaktionen und insbesondere ihre provokativen Formen „hochgespielt“ und dadurch den Eindruck verstärkt, daß grundsätzlicher Widerstand gegen diesen Umwandlungsprozeß nur noch in dieser Form existiere. Aber entspricht dieser äußere Schein der Realität? Die sozialen Auseinandersetzungen, die nach der Rezession und in Abwehr der Versuche der Unternehmer, eine Offensive gegen die Lebenshaltungsbedingungen der Arbeitnehmer einzuleiten, begonnen haben, sprechen eine andere Sprache. Nicht nur die Bewegung gegen die Notstandsgesetze, die sich auf die Gewerkschaften stützen kann, sondern auch die Veränderung der Stimmung bei den Arbeiterdemonstrationen im Ruhrgebiet und in Württemberg-Baden, wie sie sich darin zeigt, daß alte Kampflieder der Arbeiterbewegung wieder gesungen werden, haben erwiesen, daß auch bei den Arbeiterfunktionären die Kritik an der Gesamtlage der Bundesrepublik nicht mehr auf bloße Vertretung unmittelbarer Tagesinteressen innerhalb der „konzertierten Aktion“ beschränkt ist, auch wenn die

Organisationsspitzen noch daran festhalten, lediglich die „soziale Symmetrie“ innerhalb der Phraseologie Schillers zu schützen.

Herbert Marcuse geht bei seiner Analyse dieser Situation davon aus, daß in der gegenwärtigen Phase des Spätkapitalismus, wie sie von den Dogmatikern der sozialistischen Länder als „staatsmonopolistischer Kapitalismus“ definiert wird, die Klassengegensätze objektiv fortbestehen und sich der Tendenz nach dahin vereinfachen, daß die große Majorität der Bevölkerung um ihrer Lage willen *objektiv* an einer humanistisch-sozialistischen Transformation der gesellschaftlichen Verfassung interessiert sei, während eine schmale Minorität, das Management der großen Konzerne und des Staatsapparates, objektiv die Aufrechterhaltung ihrer Machtstellung und des Systems der irrationalen Manipulierung der Gesamtgesellschaft wünschen müsse, wie es sich gegenwärtig am reinsten in den USA und in der Bundesrepublik Deutschland darstellt. Aber er ist der Ansicht, daß es im allgemeinen nur der kritischen Intelligenz und insbesondere den noch nicht in die Gesellschaft integrierten Intellektuellen, also den Studenten und wenigen aus der Studentenbewegung hervorgegangenen quasi „Berufsrevolutionären“ möglich sei, den Schein der allseitigen Befriedigung von Konsuminteressen zu durchbrechen, der diesen objektiven Interessengegensatz undurchschaubar macht. Darüber hinaus sei dieser Durchbruch nur wenigen Randgruppen der Gesellschaft möglich, die jeweils in besonders starkem Maße in ihrer unmittelbaren Lebenshaltung bedroht sind, wie z. B. in den USA der farbigen Bevölkerung, und vor allem den Massen der Bevölkerung in den sogenannten „Entwicklungsländern“. Er räumt allerdings ein, daß sich dies Schema in einem großen Teil der europäischen Länder durch die Fortexistenz der Tradition der Arbeiterbewegung modifiziert. Er neigt ferner zu der Meinung, daß das Problem der Manipulation durch bürokratische Gruppen und durch das ökonomische Management in den kapitalistischen und in den sozialistischen hochindustriellen Ländern grundsätzlich identisch bleibe. Daraus kann logisch weiter gefolgert werden, daß diese Manipulation durch minoritäre Gruppen auch in den sozialistischen Ländern permanent die demokratische und rationale Mitwirkung der Bevölkerungsmehrheit an der Bestimmung der gesellschaftlichen Zwecke überspielen könne, wenn nur die äußeren materiellen Bedingungen einer lediglich an Konsumerwartung orientierten Wohlstandsgesellschaft erfüllt werden.

Schon diese letztere Erwägung ist nicht überzeugend. Zwar hat unzweifelhaft der hohe Technisierungsgrad der gegenwärtigen spätkapitalistischen Produktionsweise, wie er natürlich auch unter sozialistischen Produktionsbedingungen in Erscheinung tritt, einen ebenso hohen Differenzierungsgrad der beruflichen Ausbildungs- und Betätigungsweise zur Folge. Die sozialistischen Gesellschaften sind im wesentlichen in Gebieten entstanden, die zunächst die ersten Stadien der Industrialisierung nachholen mußten oder — wie die DDR und die Tschechoslowakei — durch ihre Abhängigkeit von der UdSSR und unmittelbare oder mittelbare Reparationsleistungspflicht nach

dem zweiten Weltkrieg in ein wirtschaftliches Entwicklungsstadium zurückgeworfen wurden, das ähnliche Nachholbedarfs-Notwendigkeiten erzeugte. Niemand wird deshalb bezweifeln, daß Manipulationstendenzen, die in dieser Vorgeschichte ihre Wurzel haben, den gegenwärtigen Stand auch der sozialistischen Gesellschaften in hohem Maße bestimmen. Aber sind wirklich die objektiven Interessen, sobald sie langfristig gesehen werden, und also die Bewegungsgesetze der bürokratischen und der „Manager“-Schichten in beiden Gesellschaftssystemen identisch? In den sozialistischen Gesellschaften sind diese Schichten genötigt, obwohl sie vor allem zunächst die Steigerung der Produktivität bewirken müssen, auch aktuell und selbst im Stadium der Frühindustrialisierung Bildungsplanung für die Volksmassen (mag sie noch so sehr durch ideologische Schranken inhaltlich behindert werden) mindestens gleichrangig zu betreiben wie ökonomische Produktionsplanung. In den kapitalistischen Ländern läuft ausnahmslos Bildungsplanung hinter der Produktivitätssteigerung her. Denn das Motiv der wirtschaftlichen Entwicklung der kapitalistischen Länder, die Steigerung des Profits, läßt jede Form der Bildungsplanung lediglich als Teil der Unkosten erscheinen, während in den sozialistischen Ländern Bildungsplanung notwendig Motiv der Gesamtentwicklung bleibt. So zeigt sich schon an diesem Problem, daß trotz aller Verfestigung von Sonderpositionen der technischen und ökonomischen Führungsschichten und der Bürokratie, wie sie unvermeidlich im Übergang zur sozialistischen Produktionsweise auftritt und sich in denjenigen Gesellschaften extrem verstärkt, in denen die Entwicklung der industriellen Produktivität beim Übergang zu sozialistischen Eigentumsverhältnissen noch gering war oder durch Kriegsfolgen und Reparationsverpflichtungen stark zurückgeworfen wurde, sich die Rationalität gesamtgesellschaftlicher Planung mindestens partiell durchsetzt. Durch die Entwicklung der Volksbildung werden aber die Bedingungen der Demokratisierung der gesamten Gesellschaft und der Auflösung der Monopolstellung dieser Schichten erzeugt, und also für diese Schichten völlig andere Entwicklungstendenzen gesetzt, als sie in der spätkapitalistischen Gesellschaft entstehen. *Daß gleichwohl auch in den sozialistischen Gesellschaften diese Demokratisierung sich nicht widerspruchslos und konfliktlos durchsetzt, ist zwar zweifellos richtig. Jedoch ist sie kein Problem eines Klassenkampfes mehr, weil diese Führungsschichten trotz ihrer Vorzugsstellung in der Gesellschaft sich nicht mit den Interessen des auf Erzielung von Sonderprofiten angewiesenen Monopolkapitals verschmelzen können.*

Auf der anderen Seite wächst in den sozialistischen Gesellschaften — mag die Entfremdung der Führungsgruppen in der Gesellschaft zu manipulativen oder sogar terroristischen Methoden vorübergehend noch so groß sein — durch die ständige Verbreiterung von Volksbildung und wissenschaftlicher Spezialbildung sowohl das Angebot für die Besetzung von Führungspositionen als auch die Fähigkeit der Gesamtbevölkerung zu demokratischer Mitwirkung so

rasch, daß unvermeidlich — mögen die ideologischen Schranken durch Dogmatisierung des Marxismus auch zunächst diese Tendenz recht lange hemmen — ein Druck von unten entsteht, der die innergesellschaftlichen Auseinandersetzungen um die Durchsetzung der Demokratisierung der Gesellschaft beschleunigt.

In den spätkapitalistischen Gesellschaften ist umgekehrt die Garantie für Vollbeschäftigung und konsumexpansive Wohlstandsgesellschaft in der Gegenwart offenkundig bisher nur durch den gemeinsamen Nenner des Rüstungskapitalismus und der Rüstungsplanung zu gewährleisten. Rüstungskapitalismus bedeutet aber ständige Gefährdung nicht nur der unterdrückten Bevölkerung der Entwicklungsländer, sondern auch permanente Bedrohung einerseits der sozialistischen Länder, andererseits aber auch der Bevölkerung der spätkapitalistischen Staaten selbst. Die Individuen in diesen Gesellschaften werden also nicht nur durch irrationalen Konsumzwang entfremdet und verkrüppelt, sondern bleiben gleichzeitig ständig durch gesellschaftliche Katastrophen bedroht, zumal auch die planification des Spätkapitalismus Rezessionen nicht ausschließen kann. Deshalb bleibt es auch möglich, diesen Individuen diesen Widerspruch bewußt zu machen und sie in solchen Situationen, in denen diese Bedrohung augenfällig wird, in den Kampf um strukturelle Veränderung der Gesellschaft zu führen. Die soziale Macht von außerhalb des gesellschaftlichen Produktionsprozesses stehenden Intellektuellengruppen (gleichgültig, ob es sich um die Studenten handelt, die erst später in diesen Produktionsprozeß eingegliedert werden sollen, oder um Sondergruppen anderer Art, wie z. B. Schriftsteller etc.) reicht offenkundig nicht aus, um diesen Kampf isoliert zu führen. Die Interessen der Arbeitnehmer sind aber objektiv mit dieser Zielsetzung verbunden; auch wenn sie für deren Majorität z. Z. subjektiv unerkennbar geworden sind, weil ihr Bewußtsein wegen der Verfügungsgewalt der herrschenden Klassen über die Massenkommunikationsmittel und den Bildungsapparat der Gesellschaft durch die Ideologien der herrschenden Klassen überformt ist, so bleibt es gleichwohl das machtpolitisch entscheidende Problem, daß dieser Zwang überwunden und das Klassenbewußtsein der arbeitenden Bevölkerung wiederhergestellt werden muß. In denjenigen Ländern, in denen dies Klassenbewußtsein noch institutionelle Grundlagen in noch nicht zerstörten politischen Organisationen der Arbeiterbewegung hat, läßt sich diese Umwandlung der objektiven Interessen in subjektives Bewußtsein natürlich leichter herstellen als in der Bundesrepublik, in der diese institutionelle Verknüpfung mindestens hinsichtlich der politischen Organisationswelt aus Gründen der besonderen Geschichte dieser Bundesrepublik zerstört werden konnte. Aber auch in der Bundesrepublik ist immerhin noch gewerkschaftliches Bewußtsein vorhanden und organisatorisch gefaßt. Der Kalte Krieg hat in der Bundesrepublik die Gewerkschaften nicht in dem gleichen Maße den politischen Zwecken der herrschenden Klasse unterworfen, wie das in den Vereinigten Staaten möglich gewesen ist. Daß lediglich gewerkschaftliches Bewußtsein nicht genügt, um die Macht der ar-

beitenden Bevölkerung in Richtung auf Strukturveränderung der Gesellschaft durchsetzbar zu machen, liegt zwar auf der Hand. Die gegenwärtige Situation der Bundesrepublik jedoch, in der die Rezession dazu beigetragen hat, den Glauben an die Ewigkeit der Konjunktur schwinden zu lassen, gibt die Chance, mindestens in wachsenden Minoritäten innerhalb der arbeitenden Bevölkerung auch wieder Zentren für die bewußte Regenerierung politischen Klassenbewußtseins entstehen zu lassen, die sich nicht mit der bloßen Verteidigung der Lebenshaltungsbedingungen des jeweiligen Tages begnügen. Die Unzufriedenheit jener Teile der Intelligenz, die mehr oder minder bewußt die Widersprüchlichkeiten der Scheindemokratie in einer spätkapitalistischen manipulierten Gesellschaft durchschauen, kann sich in reale gesellschaftliche Macht nur unter der Bedingung verwandeln, daß es gelingt, derartige politische Zentren für eine künftige Massenbewegung der Arbeitnehmer zu bilden.

So ist es denn auch kein Zufall, daß in denjenigen westeuropäischen Ländern, in denen (trotz aller bürokratischen Entfremdungen, die unvermeidlich auch in ihrer Organisationswelt eine nicht unbedeutende Rolle spielen) noch politische Parteien bestehen, die bewußt klassenkämpferisches Denken gegenüber dem Spätkapitalismus repräsentieren, die Hinwendung von jungen Schichten der Intelligenz zu kritischem Denken sich in mehr oder minder starkem Maße an diese Parteien angliedert. Das hat dann zur Folge, daß ein großer Teil der provokativ-anarchoiden Züge der Studentenbewegung, wie wir sie sowohl in der Bundesrepublik als auch in den Vereinigten Staaten kennen, entfällt, und daß auch das Maß an gesellschaftsanalytischer Rationalität innerhalb der Studentenbewegungen dieser Länder größer ist als in den USA oder der Bundesrepublik. Die anarchoiden Züge im Verhalten wie in der Theorie der Intellektuellenbewegungen in der Bundesrepublik und in den USA beruhen darauf, daß auf Grund der Isolierung der kritischen Intelligenz die konkrete Negation von Entartungen der Gesellschaft und ihres politischen Apparates und die aus der Bekämpfung dieser Entartungen gefolgerte praktische Politik durch abstrakte Negation ohne unmittelbare Verbindung mit der sozialen Realität ersetzt wird. So wiederholen sich in diesen Studenten- und Intellektuellenzirkeln ideologische Züge, die im Verlauf der Entstehung der modernen Arbeiterbewegung in allen industriellen Ländern aufgetreten sind, solange diese Arbeiterbewegung noch keinerlei gesellschaftliche Macht dargestellt hat. Die Konkretisierung und Rationalisierung dieses Denkens kann jedoch selbst nur in der Weise erfolgen, daß diese Intellektuellengruppen lernen, durch Mobilisierung des Bewußtseins breiterer Bevölkerungsschichten politisch erfolgreich zu handeln.

Die Aufklärungsarbeit der Studenten und Schriftsteller muß deshalb darauf gerichtet werden, Zentren realen politischen Selbstbewußtseins auch außerhalb der Intellektuellenschichten bei den Massen der Arbeitnehmer zu schaffen. Um dieser Zielsetzung willen müssen die Studenten lernen, ihre provokativen Methoden zu überprüfen und nur dort anzuwenden, wo sie der Entwicklung von poli-

tischem Bewußtsein auch außerhalb der Universitäten, innerhalb der Arbeitnehmerbewegung dienen. So muß das Prinzip der Aufklärung sich auch gegen den heutigen Bewußtseinsstand dieser Studentenbewegungen selbst wenden. In der Bundesrepublik Deutschland kann sich — falls es gelingt, unter diesem Vorzeichen größere Teile der gegenwärtigen Studentenbewegung zu rationalisieren — dann die gleiche Erfahrung bewahrheiten, die sich in früheren Entwicklungsstadien der europäischen Arbeiterbewegung immer wieder gezeigt hat: Daß nämlich relativ hohes Lebenshaltungsniveau unterdrückter Klassen der Entwicklung ihres politischen Selbstbewußtseins nicht notwendig entgegensteht. Der ökonomische Aufschwung und die Steigerung des Lebensstandards auch der Arbeitnehmer zu Beginn des ersten Jahrzehnts des vorigen Jahrhunderts hat in allen europäischen Staaten die Entwicklung der sozialistischen Parteien nicht gehindert, sondern gefördert. In einer institutionalisierten Gesellschaft wie der unséren bedarf aber auch die Entwicklung des Klassenbewußtseins der unterdrückten Klassen der Institutionalisierung. Jede Institutionalisierung gebiert zwar ohne Zweifel Entfremdungsgefahren in Richtung auf bürokratisches Bewußtsein. Aber man kann diesen Gefahren nicht dadurch ausweichen, daß man sich abstrakt neben die Realität stellt. Man wird sie vielmehr stets dann konkret angreifen müssen, wenn sie sich an konkreten Problemen zeigen. So wird die junge kritische Intelligenz im Laufe der Entwicklung neuer Organisationsformen für das politische Selbstbewußtsein der Arbeiterbewegung sicherlich in deren Rahmen die Funktion ständiger Kritik an konkreten Fehlentscheidungen behalten und dafür eintreten müssen, daß in diesen neuen Organisationsformen die Permanenz demokratischer Diskussion garantiert bleibt. Aber sie darf nicht aus Furcht vor diesen Gefahren der Notwendigkeit ausweichen, solche Organisationsformen zu schaffen.

Dieter Hirschfeld

„Kritik der progressiven Intelligenz“

(Kursbuch-Lektüre)

In der Phase der objektiven und subjektiven Ohnmacht, in der die „Naivität der Ideen“ gebrochen ist, reflektiert die Intelligenz auf sich selber. So wie Mannheim die Intelligenz unbeschadet der konkreten Substantialität des von ihr Vertretenen als Schicht faßt und so wie in den traditionellen bürgerlichen Gesellschaften als Intelligenz klassifiziert wird, was nicht unmittelbar den bestehenden Verhältnissen dient (idéologues, dreyfusistes), so rasonieren schließlich die Betroffenen selber über die ihnen zugedachte exterritoriale Stellung und Funktion: Das Selbstverständnis der Intellektuellen als

Intellektueller hinkt hinter ihrer gesellschaftlichen Fixierung nach, es ist ein Spätprodukt angesichts ihrer vorgängigen, pejorativen Aussonderung und formalistisch wie die offizielle Soziologie. Zwei Aufsätze des „Kursbuches“¹ dokumentieren diese Tendenz. Sie sind durch eine schroffe Kritik der subjektivistischen und ästhetischen Wendung der kritischen Intelligenz in den westlichen Ländern gekennzeichnet. Die formale Kohärenz der Intelligenz als Schicht, die ihrer gesellschaftlichen Absonderung abgesehen ist, wird durch einen — schon von Mannheim beobachteten — Konkurrenzmechanismus aufgesplittet. Die Kritik gilt weniger den realen Machtverhältnissen als den ohnmächtigen Verfehlungen der kritischen Intelligenz selber, deren subjektiv begriffene Schuldhaftigkeit bis hinunter zum begriffslosen Protest schonungslos aber auch hämisch decouvriert wird. Es herrscht die Tendenz, nicht nur die vorgegebene Kategorie der Intelligenz unkritisch und undifferenziert zu übernehmen, d. h. sich ihre funktionalistische Deutung zu eigen zu machen, sondern auch die Bedingungen und die spezifische ratio des „Scheiterns“ der in Intention und sozialer Lage kompakt vorgestellten Intelligenz zu verkennen.

Eine besondere Art zu „scheitern“ läßt auch das „Kursbuch“ erkennen. Die freundliche Liberalität, mit der in der Gestalt des Aufsatzes „Zur Kritik der progressiven Intelligenz in Deutschland“ der schonungslose Verriß des „Kursbuches“ selber registriert wird, deutet auf die Nonchalance, unter der die Kritik der Kritik steht und verringert deren Schärfe, die die deutschen Intellektuellen mores lehren will, zum Bramarbarsieren der Konkurrenz: Die Radikalität ist scheinbar, sie ist für eine formalsoziologisch verstandene Intelligenz konstitutiv und fällt trotz der Kautele „aus der dritten Welt“ so wenig heraus wie der antiintellektuelle Intellektualismus überhaupt. Die Kritik der „progressiven Intelligenz“ ist dort formalistisch, wo die bloße Funktions- und Bewegungsanalyse von den theoretischen Inhalten abstrahiert oder, wie im Falle des zu besprechenden Aufsatzes, Theorieteile der inkriminierten „progressiven Intelligenz“ festhält. Dies drückt sich etwa in Setzungen aus, die ihr Vorbild, die „Dialektik der Aufklärung“, in eine Art linken Jargon der Eigentlichkeit überführen: „Vom deutschen Idealismus führt eine direkte Linie zu Maos Guerillastrategie“². Schwer erträgliche, apodiktische Sätze von dieser Art sind im „Kursbuch“, wo man unter sich ist, nicht bloß demonstrativ, sondern enthalten darüber hinaus einen zu erläuternden theoretischen Sinn.

Den Kern der Argumentation bildet zunächst ein durchaus familiärer Gedanke, den man allerdings nach dem kritischen Zerfall mit seinen Vertretern am wenigsten erwartet hätte, nämlich der des „sich zementierenden Ganzen“. Die theoretische tour de force, die in

1 A. A., Zur Kritik der progressiven Intelligenz in Deutschland. Eine Stimme aus der dritten Welt. In: Kursbuch 9, Frankfurt/M. 1967 und K. M. Michel, „Die sprachlose Intelligenz“, ebd., 1, 4, und 9.

2 Ebd., 9, S. 184.

der sorglosen Verwendung des Begriffs des „Systems“ sich der spezifischen Differenzen begibt, produziert konsequent den Phoenix des politischen Aktivismus, der aus der Asche des „zementierten Ganzen“, der theoretisch zertrümmerten Welt sich erhebt. Die „Große Koalition der Reichen mit den Neureichen“ — der „ersten“ mit der „zweiten“ Welt — gerät zur großen imperialistischen Weltverschwörung, zur monströsen „Industriegesellschaft“, der sich die Oppositionen entweder als marktgängige Kulturkritik oder aber als „soziale Fürsorge“ einverleiben. Die Mechanismen der Anpassung der oppositionellen Intelligenz werden allerdings für ideologische ausgegeben. Was aber gilt als Ideologie? Hier schwimmt die Option in aporetischen, tautologischen und mißverständlichen Benennungen sich aufspreizender Konfusion. Wir versuchen zu referieren. Ideologien (welche?) in der „Hand der Herrschenden“ verlieren ihre „sprengende Kraft“ und werden zum „Garanten des Bestehenden“; ihrem manipulativen Charakter unterliegen die Intellektuellen, sofern sie die nur partikuläre Kritik oder die „Linderung der Leiden der Opfer“ betreiben. Jedoch:

„Bewußtsein ist immer ideologisch, gebunden an den geschichtlichen Standort. Ideologie könnte erst in einer vollkommen freien Gesellschaft erlöschen, in der es keine Ausbeutung, und das heißt keine Geschichte mehr gäbe.“³

Das Ideologieproblem erscheint zwielichtiger denn je: Ideologie — völlig irreführend mit Bewußtsein in eins gesetzt — oszilliert begrifflich zwischen schlichtem soziologischen Relativismus und metaphysischem Determinismus, ganz zu schweigen von der falschen Emphase des Geschichtsbegriffs. Durchbrochen wird diese Konstellation allerdings durch eine Art autonomes Bewußtsein:

„Die Determinierung durch den Unterbau wirkt solange nicht einschränkend auf das Bewußtsein wie dieses beweglich (?) genug ist, auch die Entwicklung, die Veränderung im Unterbau zu notieren und nachzuvollziehen.“⁴ „Ideologie birgt revolutionäre Kraft, solange sie mit dem Unterbau auf gleicher Höhe bleibt, denn so lange formuliert sie die gesellschaftliche Umwälzung, wie die Entwicklung der Produktionsweise (?) sie fordert.“⁵

Auf der Basis der Theorie vom „zementierten Ganzen“ wird die Beziehung von „Unterbau“ und „Ideologie“ einerseits als mechanistische entfaltet, andererseits bildet die „Beweglichkeit“ der „Ideologie“ ein spirituelles Drittes, das der Mechanik von „Unterbau“ und „Ideologie“ nicht innewohnt. Der Satz „Vom deutschen Idealismus führt eine direkte Linie zu Maos Guerillastrategie“ bekommt so einen neuen Stellenwert: Die im a priori hypostasierten Begriff des „zementierten Ganzen“ aufgegebenen Differenzierungen, etwa der Be-

3 Ebd., S. 183.

4 Ebd.

5 Ebd., S. 184.

ziehung von Produktivkräften und Produktionsverhältnissen oder des Verhältnisses von Bewußtsein und Ideologie ist geeignet, ein enthobenes theoretisches Bewußtsein, das in der Tat sich dann „horizontal“ vom „deutschen Idealismus“ zur „Guerillastrategie“ gleichsam teleologisch entwickeln muß, zu konstruieren. Die Theorie sitzt dann dem „zementierten Ganzen“ als separates Element auf und wird nicht mehr aus jenem entfaltet, wie der vorgetragene Ideologiebegriff zunächst vermuten ließ. Das anspruchsvoll durchgehaltene „zementierte Ganze“ wird merkwürdigerweise dann aber durch Günter Grass und die Zeitschrift „konkret“ für durchbrochen erklärt, die als intransigent beschworene „Zementierung“ findet also doch in den zuvor schroff kritisierten systemimmanenten Oppositionen ihre Grenze.

Der instruktive und kenntnisreiche Aufsatz Michels „Die sprachlose Intelligenz“ geht analogen Problemen mit größerer Vorsicht nach. Nicht der Kraftakt, die kritische Intelligenz in Bausch und Bogen abzufertigen, sondern das Ermitteln ihres historischen Standorts steht im Mittelpunkt. Nach Michel sind die Konflikte der Intelligenz Elemente einerseits in der „Blamage“ der „Ideen“, die die Intelligenz „introvertieren“ aber nicht „beschädigen“, andererseits im Gang der deutschen Geschichte begründet. Was als „linke“ Intelligenz gelten mag, ist nichts anderes als der „Nachholbedarf“ an „liberaler“; was der Liberalismus in Deutschland nie realisiert hat, wird in der Form „liberaler Kritik“ verspätet nachvollzogen. Im Rahmen dieser historischen Konstellation ist die Forderung nach einer ultra-progressiven Intelligenz abstrakt und von einiger Gewaltbarkeit: Die liberale Kritik ist gegenüber den illiberalen Zuständen die Forderung des Tages. Allerdings wird in der Bestimmung der liberalen Kritik ein Moment hypostasiert, das den historischen Ansatz zerstört. Einzig die „gesellschaftstheoretische Blindheit“ der „Unabhängigen“, deren „utopisches“ Interesse „dem Menschen“ und nicht konkurrierenden Gruppeninteressen gilt, hat die Chance, jenseits des linken (Adorno) und des rechten (Gehlen) Hermetismus, gesellschaftskritische Praxis zu avisieren:

„Die Ideen, die zeitlos sind, weil sie jeder konkreten Gesellschaftstheorie abschwören, stehen schon im Konflikt mit dem status quo, der ein Anachronismus ist und sie werden, wie die ewige Mission des Geistes es verspricht, über ihn triumphieren —: *weil andere Kräfte die Arbeit tun.*“⁶

Die sich anschließende Konstruktion des Gegensatzes einer „ewigen Linken“ und einer „ewigen Rechten“ erscheint einigermaßen fragwürdig, wie denn auch den Autor die Übereinstimmung mit G. Zehm⁷ wundert, dessen Resistenz gegen den Tageskampf sonderbare Übereinstimmungen mit einer „ewigen Linken“ zeitigt: So wie der

⁶ Ebd., 4, S. 194.

⁷ Zu Zehm vgl. die Rezensionen in „Das Argument“ Nr. 33, S. 58 f. und Nr. 37, S. 142 f.

Hermetismus Adornos und der Gehlens konvergieren, stimmen auch die Sitze der „ewigen“ Linken und Rechten zusammen. Was dann die Kritik an Praxis leistet, leistet sie als immanente, als Wahrnehmen des präbendierten Sinns der bestehenden Einrichtungen, nicht als transzendente, die sie zerschlägt, ein Vorgang, den Michel als „geplante permanente Revolution“ der Intellektuellen versteht:

„Es gilt, alle jene Worte, in denen Geschichte als unerfüllte, als Perspektive auf die Zukunft gegenwärtig ist, zu bewahren und zu aktivieren — vorausgesetzt nur, sie lassen sich realistisch verstehen, sie bleiben nicht in Intension und Extension hinter dem real Gegebenen zurück. Sie realistisch zu verstehen, hieße, sie aneinander zu erproben und zugleich an dem zu messen, was sie selbst zu messen begehren; sie nicht um ihrer selbst willen zu restaurieren, sondern um des kritischen Bewußtseins willen, das sie gespeichert haben und freisetzen können, wenn sie auf Wirkliches treffen.“⁸

Hier bleibt die reflektierte „Introversion“ vor dem Problem der materiellen Basis wie auch der Organisation stehen, die Schwäche auch einer Position, die zwar Hermetismus und Dezision durchaus als zwei Seiten einer Sache auffaßt, die „permanente Revolution“ jedoch auch nur als immanente Kritik definiert.

8 Kursbuch 9, S. 224.

Karl Theodor Schuon

Fanons Lehre von der befreienden Gewalt*

„Entschließen wir uns, Europa nicht zu imitieren. Spannen wir unsere Muskeln und Gehirne für einen neuen Kurs an. Versuchen wir den totalen Menschen zu erfinden, den zum Siege zu führen Europa unfähig war (240).“ Dieser Satz des großen Schlußappells aus dem Hauptwerk Frantz Fanons enthält die Quintessenz seines revolutionären Programms: gegen ein korruptes Europa, „das nicht aufhört, vom Menschen zu reden, und ihn dabei niedermetzelt, wo es ihn trifft“ (239), wird die Welt der Kolonisierten aufgerufen, „durch die absolute Gewalt“ (29) die Kolonialherrschaft zu brechen und einen neuen Menschen, den „totalen Menschen“ zu schaffen — eine neue Qualität in der Entwicklung der Geschichte der Menschheit. Das ist, man möchte fast

* Fanon, Frantz: Die Verdammten dieser Erde. Vorwort von Jean Paul Sartre. Aus dem Französischen von Traugott König. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1966 (242 S., kart., 12,— DM).

sagen, die ideologische Einkleidung einer Theorie der afrikanischen und südamerikanischen Revolution, die Fanon in mitreißenden Formulierungen, pathetischen Ausbrüchen, aber auch detaillierter Beschreibung gesellschaftlicher Zustände in diesem seinem Hauptwerk gleichsam als Testament hinterließ — am Tage seines Todes im Dezember 1961 wurde das Buch in Paris veröffentlicht. Inzwischen ist es nicht nur das meistgelesene Buch der Revolutionäre Afrikas und Südamerikas. Es ist auch die Bibel der „Black Power“-Bewegung geworden und Fanon ihr Prophet. Der 1924 in Martinique geborene Bauernsohn studierte in Frankreich Philosophie und Medizin, ging 1953 als Arzt nach Algerien und wurde Chefarzt der psychiatrischen Klinik in Blida-Joiville. Drei Jahre später demissionierte er und unterstützte nun den Kampf der Nationalen Befreiungsfront, zeitweilig als Botschafter der provisorischen algerischen Regierung in Accra, bis er einer unheilbaren Krankheit erlag.

Fanons Theorie der kolonialen Revolution basiert auf den Grundkenntnissen von Marx, kann aber starke Einflüsse Hegels nicht verleugnen. Die Dialektik von Herr und Knecht (von Sartre unnötigerweise im Vorwort noch einmal ausgebreitet, doch ohne empirische Relevanz) wird von Fanon massenpsychologisch fundiert und ausgeweitet, nicht so sehr ökonomisch, was ihm ermöglicht, den „totalen Menschen“ zu fordern, der im Prozeß der Dekolonisation entsteht, der in diesem Befreiungsprozeß geschaffen wird aus einem Wesen, das bis dahin kein Mensch, sondern ein Halbtier oder Halb-mensch war. Denn der Gegensatz des Kolonisierten zum Kolonialherrscher ist kein menschlicher Gegensatz, sondern der Gegensatz zwischen Mensch und Unmensch. Nur die gewaltsame Revolution schafft den Eingeborenen wieder als Mensch, befreit ihn von Frustration, Repression und ungerichteter, selbstzerstörender Aggression, lenkt diese auf das einzig sinnvolle Ziel, seinen Unterdrücker und Zerstörer seines Menschseins. Die Analyse der Kolonialwelt als einer zweigeteilten Welt, einer in Abteile getrennten Welt liefert die Basis dieser radikalen Forderungen, wie sie seit Sorel nicht mehr gehört wurden. Sorels Theorie einer befreiend wirkenden Gewalt entbehrt allerdings einer vergleichbaren empirischen und rationalen Basis. Die zweigeteilte Welt des Kolonisierten ist gekennzeichnet durch nackten Terror der Polizei und der Armee; keine Manipulationsmechanismen, keine tradierte Moral oder eingespielte Verhaltensmuster halten die Herrschaft aufrecht, sondern unverhüllte, zur Schau gestellte Gewalt. Die Wohnplätze sind räumlich getrennt in Beton- und Asphaltstädte und ausgehungerte, unzivilisierte Negerdörfer. Keine autochthone Herrenschaft, sondern eine fremde Rasse zieht eine genaue Grenze zwischen sich und den farbigen Unmenschlichen. Die Ökonomie ist damit Unterbau und Überbau zugleich, die rassische Unterteilung ist nicht zu überspringen. Bis hinein in die Sprache wird der Kolonisierte als Nicht-Mensch behandelt; die Sprache ist eine zoologische, wenn sie vom Kolonisierten spricht: seinen Ausdünstungen, seinem Gestank, von den Horden, dem Gewucher und Gewimmel. „Der Kolonisierte weiß das alles und lacht,

wenn er in den Worten des andern als Tier auftritt. Denn er weiß, daß er kein Tier ist. Und genau zur selben Zeit, da er seine Menschlichkeit entdeckt, beginnt er seine Waffen zu reinigen, um diese Menschlichkeit triumphieren zu lassen (33).“

Als Unterdrückter richtet der Kolonisierte seine Aggressivität zunächst gegen seinesgleichen. Periodische blutige Explosionen in Stammesfehden, Cof-Kämpfen und Schlägereien sind kollektive Formen von Ersatzhandlung. „In den Stammesfehden leben die alten, in das kollektive Gedächtnis eingegangenen Ressentiments wieder auf. Der Kolonisierte stürzt sich mit Haut und Haaren in derartige Racheakte und will sich dadurch einreden, daß der Kolonialismus nicht existiere, daß alles so geblieben sei wie früher, daß seine Geschichte einfach weitergehe (42).“ Die Kriminalität, die von den Psychologen der psychiatrischen Schule von Algier auf die besondere Gehirnstruktur und Anlage des Nervensystems des Nordafrikaners zurückgeführt wurde, ist in Wirklichkeit die Reaktion auf eine Atmosphäre der Unterdrückung, in der leben nicht mehr „Werte verkörpern“ heißt, sondern lediglich: nicht sterben. Fanon liefert in einem Anhang eine vernichtende Kritik dieser Theorie der Kolonialprofessoren, die jahrzehntelang auf den Lehrstühlen für Psychiatrie in Algier vertreten wurde und jetzt zusammenbrechen muß, weil sie nicht mehr erklären kann, warum seit 1954, dem Beginn des Befreiungskampfes, ein fast vollständiges Verschwinden der Verbrechen registriert wird und vor allem: „In den schon befreiten Ländern des Maghreb bleibt... diese während der Befreiungskämpfe festgestellte Erscheinung bestehen und konsolidiert sich mit der Unabhängigkeit (236).“ Die andere Art mit der ständigen Bedrohung fertig zu werden ist die Flucht in eine fatalistische, magische Religion, mit ihren Tänzen und ihrer „Besessenheit“ als Entladung von Aggressivität.

In dieser Situation gibt es nach Fanon nur ein Mittel, das wirklich helfen kann: den offenen, bewaffneten Kampf gegen den Kolonialherrn. Nur in diesem Kampf kann der Kolonisierte sich als Mensch wieder finden. Der Kampf gegen den Kolonialherrn ist seine „Arbeit“, die ihn zum Menschen macht. Der Marxsche Arbeitsbegriff bekommt hier eine andere Grundlage, jedoch kaum eine neue Bedeutung. Fanon geht damit — wenn auch unausgesprochen —, auf eine Erkenntnis von Hegel zurück, der die Selbstbestätigung des Menschen als konstitutive Bedingung des menschlichen Seins auch im Kampf des Menschen gegen seinesgleichen gegeben sieht, diese Form allerdings verwirft, weil sie keine Dauer habe. Für Fanon stellt sie eine Übergangsform dar, die integrierend und bestätigend wirkt. „Arbeiten heißt, am Tod des Kolonialherrn arbeiten (66).“ Durch diese „Arbeit“ werden die subjektiven und objektiven Möglichkeiten einer neuen Nation geschaffen. Es entsteht eine neue integrierte Gesellschaft, die den Kampf gegen Elend, Analphabetentum und Unterentwicklung ermöglicht und deren einzelne Glieder ihren Minderwertigkeitskomplex und ihre kontemplative Haltung verwandelt haben in Aktivität.

Fanons politisches Konzept mündet in eine kühne Vision, wenn er es auf die internationale, globale Machtkonstellation bezieht. Aus eigener Kraft und ohne Unterstützung durch die Länder, die jahrhundertlang die Kolonisierten beraubten und ausbeuteten, würden diese wiederum Jahrhunderte brauchen, um die ehemaligen „Mutterländer“ einzuholen. Geht man aber auf die Bedingungen der Schutzmacht ein, die sie für ihre Hilfe stellt, wird man ein „ökonomisch abhängiges Land“ (76). In dieser Lage hilft nur eine „autarke Kollektivwirtschaft“ (82) aller unterentwickelten Länder, die die westliche Industrie ihrer Absatzmärkte beraubt, damit Arbeitslosigkeit in den Industrieländern erzeugt und so den Kampf des Proletariats gegen das Kapital entzündet und verschärft. Die Monopole müssen nun den unterentwickelten Ländern „massiv und ohne allzu viele Bedingungen“ (82) helfen. Aber, so möchte man fragen, wenn nun dieses „Proletariat“ lieber in einen Krieg zieht? Das sei, nach Fanon, nicht mehr möglich, da jeder „Aufstand, jede Erhebung in der Dritten Welt . . . im Rahmen des Kalten Krieges Bedeutung“ gewinnt. Keine Seite könne sich eine solche Blöße geben. Wenn aber nun der Kalte Krieg zu Ende geht? Fanon hat es nicht mehr erlebt.

Die große, gewaltsame Revolution der Befreiung hat sich in den Ländern der Kolonisierten nach Fanon nicht auf das Proletariat, eine privilegierte kleine Schicht von kaum mehr als 1 % der Bevölkerung zu stützen, sondern auf die Masse der Verarmten und Hungernden, die Bauern. Vietnam beweist die Richtigkeit dieser These täglich. Fanons Argumentationen sind in diesem zweiten Teil seines Buches schwächer, weil sie konkreter sein müssen. Seine Stärke liegt in allgemeineren, philosophischen oder psychologischen Aussagen, doch deren Richtigkeit müßte konkret begründbar sein. — Die bäuerliche Masse verteidigt nach Fanon „hartnäckig (ihre) Traditionen und stellt in der kolonisierten Gesellschaft das disziplinierte Element dar, dessen Sozialstruktur eine gemeinschaftliche bleibt“ (87). Hier bietet sich der Ansatzpunkt revolutionärer Praxis, denn das Proletariat der Städte neigt zum Kompromiß mit den Kolonialisten und das Lumpenproletariat der städtischen Slums braucht eine Führung, ohne die es jederzeit konterrevolutionär mobilisiert und in Söldnerheeren aktiviert werden kann. Die bürgerliche Oberschicht kennt lediglich den Handel oder landwirtschaftliche Großunternehmen. Sie ist niemals an industrieller Produktion und Aufbau interessiert, sondern lediglich an Vermittlungstätigkeiten und „gefällt sich . . . in der Rolle eines Geschäftsvertreters der westlichen Bourgeoisie“ (118). Gewinn wird nicht investiert, sondern in Luxuskonsum verbraucht oder ins Ausland abgeschoben. Die politische Form der Herrschaft dieser bürgerlichen Oberschicht ist die Diktatur eines Führers, der „Schmalspur-Faschismus“ (132) lateinamerikanischer Prägung. „Eine bürgerliche Phase ist in den unterentwickelten Ländern unmöglich“. (134) Die Bauern also sind das revolutionäre Subjekt. Sie lassen sich allerdings nur gewinnen, wenn man die Geschichte des Dorfes, die Geschichte der traditionellen Klan- und Stammeskonflikte „harmonisch in die entscheidende Aktion . . . einfügen“ (88)

kann. Wie aber soll das geschehen? Fanon antwortet darauf mit der Forderung, die ländlichen Massen zu organisieren und zu politisieren, sie in einen rasanten Bildungsprozeß einzubeziehen. Anknüpfend an bestehende Institutionen des Landes, wie z. B. Dorfversammlungen, sollen die Massen in einer demokratischen Organisation von einem undifferenzierten Nationalismus zu sozialem und wirtschaftlichem Bewußtsein gelangen. Fanons Vision ist ebenso einleuchtend wie nichtssagend. Denn daß eine demokratische Organisation der bäuerlichen Massen allein eine diktatorische Manipulation verhindern kann, ist auch dann eine Binsenweisheit, wenn man sie mit dem schillernden Begriff „dialektisch“ auf ein vorgeblich sozialistisches Begriffsniveau hebt. Es leuchtet nicht ein, daß diese in magischen Riten und uralten Stamme Traditionen erzogenen ländlichen Massen z. B. Afrikas innerhalb kurzer Zeit, wie lange auch der Revolutionsprozeß im einzelnen dauern mag, in der Lage wären, auf der Grundlage rationaler Einsicht demokratisch zu agieren. Daß Fanon das Problem der Führung der Massen nicht eingehend reflektiert, macht sein Buch fast gefährlich. Die revolutionäre Mobilisierung der Massen ist ohne Zweifel als notwendig nachgewiesen, doch wozu kann sie führen, wenn das Problem ihrer rationalen Führung bei nur bedingter demokratischer Kontrolle durch allgemeine Phrasen der Demokratisierung des Volkes beiseitegeschoben wird!? Die schnell herbeigezauerte Formel des „Dialektischen Widerspruchs“ sollte nicht darüber hinwegtäuschen, daß nur eine detaillierte ökonomische wie sozialpsychologische Analyse und Theorie die Garantie dafür liefern kann, daß die revolutionäre Praxis auch das intendierte Ergebnis zeitigt.

Im Anhang trägt Fanon einige Beispiele psychischer Störungen im Kolonialkrieg (nicht in der vorrevolutionären Kolonialepoche!) zusammen. Fanon stellt hier an einer einzigen Stelle die Frage, die Europäer vielleicht mehr bewegt, als die, für die Fanon geschrieben hat: Welchen Preis zahlt der Revolutionär oder hat er nur zu gewinnen? Der durch die Revolution zum „Menschen“ gewordene Halbmensch leidet nun z. B. periodisch an Schwindelanfällen. Fanon beschließt diesen Abschnitt mit dem Satz: „Wer wagte zu behaupten, daß das Schwindelgefühl nicht jede Existenz heimsucht? (193)“ Diese Anthropologisierung kommt uns ihrerseits gewagt vor. Sie ist ein wesentliches Element in Fanons Theorie der Menschwerdung durch Gewalt. Wo bleibt aber dann die neue Qualität eines „totalen Menschen“? — Trotzdem bleibt diese Theorie die große geistige Herausforderung der von Europa geprägten Zivilisation. Vietnam und „Black Power“ sind heute die Parallelen der Realität.

Bassam Tibi

Léopold Senghors „Négritude“*

Bücher, die Geschwätz enthalten, legt man nach Lektüre der ersten Seiten beiseite. Jedoch kann man nicht immer auf diese Weise verfahren, denn am Einfluß mancher Bücher kommt man einfach nicht vorbei. Senghors Publikation gehört zu dieser Kategorie. Ohne Kenntnis seiner „Négritude“ ist vieles, was heute in Afrika geschieht, nicht zu begreifen.

Gewiß: der Ansatz der Négritude ist progressiv. Négritude meint Wiedererlangung der durch das Kolonialsystem zerstörten kulturellen Identität. So verstand sie zumindest Aimé Césaire, der Begründer. Bei Senghor wird sie aber zu „einem antirassistischen Rassismus“ (Sartre). Sie wird zum unreflektierten Prinzip allen Tuns und Denkens. Und wozu auch braucht Senghor die Reflektion, wo er doch — die Rassenideologie reproduzierend — hervorhebt, daß „die Emotion . . . negerhaft wie die Vernunft griechisch ist“ (11).

Négritude ist „die negro-afrikanische Kollektivpersönlichkeit“ (6). Nordafrika wird ausgeklammert, denn Négritude ist nur „die Gesamtheit der kulturellen Werte der schwarzen Welt . . .“ (7). Dennoch: „Négritude ist kein Rassismus . . . In Wahrheit ist Négritude ein Humanismus“ (Ebd.). Senghor rechtfertigt die Ausklammerung Nordafrikas mit dem Hinweis auf Frobenius' These von der Einheitlichkeit der afrikanischen Kultur südlich der Sahara. Solches hatte Frobenius jedoch nie behauptet. Der Herausgeber Jahn bemerkt, daß sich in die französische Übersetzung ein Fehler eingeschlichen habe; der deutsche Originaltext von Frobenius besage anderes (Cf. 10, Fußnote).

Die vorliegende Ausgabe enthält Senghors Aufsätze und Reden aus den Jahren 1939—63. In der Sammlung zeichnet sich zwar eine Entwicklung ab, aber Senghor geht nicht wesentlich über seine frühen Positionen hinaus. Vielleicht nur in der Frage der Assimilation. Bekanntlich versuchte das französische Kolonialsystem, eine afrikanische Elite zu ‚züchten‘ und an die französische Kultur zu assimilieren. Diese Elite sollte dann als Vermittler des Kolonialsystems fungieren. Sékou Touré definierte daher mit Recht die Assimilation als Deafrikanisation. Der chevalereske Senghor plädierte schon sehr früh für eine „modifizierte Assimilation“. Nach ihm ist es ein „weitverbreiteter Irrtum zu glauben, daß die einheimische Elite dem Volk

* Senghor, Léopold S.: Négritude und Humanismus, (Négritude et humanisme, Paris 1964) ins Deutsche übertragen und herausgegeben von J. Jahn, Eugen Diederichs Verlag, Düsseldorf-Köln 1967 (324 S., Ln., 25,— DM).

entfremdet sei“ (52). Ja sogar: „Wir (!) Negro-Afrikaner sind gegen diese falsche Assimilation, die nur Identifikation ist. Aber wir wehren uns gegen den landläufigen Antiassimilationismus“ (35). Diese Position revidierte Senghor später; 1959 war er überzeugt, daß „der kulturelle Kolonialismus unter der Form der Assimilation der schlimmste von allen ist“ (228), und: „Der kulturelle Imperialismus, das vergessen wir nur zu oft, ist die gefährlichste Form des Kolonialismus, er verdunkelt das Selbstbewußtsein“ (224).

Während der Kolonialperiode setzte sich Senghor gegen den Befreiungskampf ein. Der Afrikaner — so schreibt er — „vermochte . . ., wie stets, zwischen den Irrtümern der Lokalverwaltung und dem Geist des Mutterlandes zu unterscheiden. Schwarzafrika erhob sich nicht“ (30). Nicht genug: „Ohne Zweifel kann und sollte die Kolonisation für die eingessene Bevölkerung von Vorteil sein“ (Ebd.). Senghor predigt für das Kolonialsystem: Man könne nicht (unverschämt) „von den Eroberern . . . verlangen, daß sie Heilige seien. Frankreich braucht seine Kolonialeroberungen so wenig zu rechtfertigen wie die Annexion der Bretagne oder des Baskenlandes. Es muß nur seine Interessen mit denen der Einheimischen in Einklang bringen. Das Kolonialproblem ist im Grunde nichts anderes als ein Provinzialproblem, ein menschliches Problem“ (Ebd.). Diese Demut hat Senghor — und eine ganze Generation seinesgleichen — bis heute nicht überwunden. In dem 1964 verfaßten Vorwort schreibt er geradezu masochistisch: „Wir haben alles vergessen, wie wir schon immer zu vergessen verstanden: die zweihundert Millionen Toten des Handels mit Negersklaven, die Gewalttaten der Eroberung Afrikas, die Demütigungen des Eingeborenenstatus. Wir haben davon nichts bewahrt als die positiven Errungenschaften“ (8). Die Demut erscheint noch gesteigert in einer 1961 in der Sorbonne gehaltenen Rede, worin er um Vergebung bittet, weil er seine Herren verraten habe, indem er seine angeblich afrikanische Theorie der Négritude entwickelte: „Ich bekenne mich schuldig . . . Wenn ich Sie verraten habe, so nur darum, weil ich Ihnen treu, zu treu bleiben wollte . . .“ (239 f).

Es scheint hier interessant, Marcuses unpräzise These von dem angeblich progressiven Charakter der vortechnischen Kulturen an Hand von Senghors Text zu diskutieren. Marcuse behauptet nämlich: „Wenn die Industrialisierung und die Einführung der Technik in den rückständigen Ländern auf starken Widerstand seitens der einheimischen und traditionellen Lebens- und Arbeitsweisen stoßen — ein Widerstand, der nicht einmal bei der sehr handgreiflichen Aussicht auf ein besseres und leichteres Leben aufgegeben wird — könnte diese vortechnische Tradition selbst zur Quelle von Fortschritt und Industrialisierung werden?“ (cf. Der eindimensionale Mensch, Neuwied 1967, S. 67). Im Gegensatz zu Marcuses Verklärung dieses Widerstandes gilt, daß die imperialistischen Mächte eine solche, die vortechnischen Kulturen verherrlichende Denkweise fördern, wie sie hier sich demonstrieren läßt. Senghor sieht in der Arbeit „die Verwirklichung und Erweiterung des Seins. Ich muß hervorheben, daß in der Negergesellschaft die Arbeit an der Erde die edelste aller

Arbeiten ist“ (19). Senghor bringt sein Unbehagen über Modernisierungsprojekte in der Agrarwirtschaft zum Ausdruck. „Mein afrikanischer und bäuerlicher Sinn steht ihnen nicht ohne Mißtrauen gegenüber“ (55 f). Er mißtraut diesen Projekten, „weil die Wissenschaft ihr Fundament war und nicht die Gräber der Ahnen, weil die Trompete ihrem Leben den Rhythmus gab und nicht das traditionelle Tam-Tam“ (56). Die industrielle Arbeit lehnt Senghor ab. „Denn die Handarbeit ist eine natürliche Tätigkeit des Menschen, sie schafft die Gesundheit des Leibes und auch die Gesundheit der Seele. Nicht nur weil diese durch jene bedingt wird, sondern auch weil die Arbeit ihren eigenen Wert hat: Sie entwickelt die Freude an der Anstrengung . . .“ (59). Anstrengung und Mühsal werden gefeiert. Und Senghor lehrt uns: „Ich wiederhole: Der Negro-Afrikaner ist ein Bauer, der von der Erde lebt“ (194). Die Afrikaner — so Senghor — „wußten vor allem, daß Wissenschaft und Technik weiß waren, daß die Natur, um die es sich handelte, das Arbeitsfeld der Techniker und nicht der Bauern war“ (103). Daher versteht Senghor das „Sich zu seinem Neger-Sein bekennen“ als „den . . . westlichen Werten den Rücken kehren: der Technik, der Wissenschaft, der Vernunft“ (103). Ob aus solchem vortechnischen Widerstand gegen Industrialisierung und Vernunft schlechthin jemals eine nicht repressive humanistische Modernisierung hervorgehen kann, ist eine müßige Spekulation.

All dies gilt auch dort, wo es gegen die — in der Tat zu bekämpfende — kapitalistische Herrschaftsrationalität geht. Senghor setzt sich vehement gegen die Vernunft ein; er demütigt sich Frankreich gegenüber bis zum Masochismus — sobald es aber um die Vernunft geht, will er seine „Afrikanität“ bewahren, lehnt er Europa ab als „die Zivilisation der diskursiven Vernunft: der Analyse . . .“ (241). „Wir wollen uns tief in die Afrikanität verwurzeln“ (243). Diese ist eine magische Welt „jenseits der Vernunftswelt, jenseits dieser sichtbaren Welt der Erscheinungen“ (201). Die dem Neger angeblich naturhafte Emotion ist „kein ‚Sturz des Bewußtseins‘, sondern im Gegenteil das Hinaufsteigen auf eine höhere Stufe der Erkenntnis“ (203). Die Vernunft wird von Senghor gespalten in eine europäische und eine negerische. „Die negerische Vernunft macht die Dinge nicht arm, raubt ihnen nicht Saft und Kraft, um sie in steife Schemata zu pressen. Sie schlüpft in die Adern der Dinge, nimmt alle ihre Formen an, um sich am lebendigen Herzen der Wirklichkeit einzunisten. Die weiße Vernunft ist um der Nutzbarmachung willen analytisch, die Negervernunft ist aus Anteilnahme intuitiv“ (157). Senghor spricht sogar von einer „Psychophysiologie des Negers“ (Ebd.). Diese „erklärt seine Metaphysik und weiterhin sein soziales Leben“ (Ebd.). Senghor betont, daß die Metaphysik „eine Ontologie ist, ein Wissen vom Sein“ (203), aber diese „Metaphysik ist eine Existentialontologie“ (158). „Das Verdienst dieser Existentialontologie besteht darin, daß sie eine harmonische Zivilisation hervorgebracht hat. Und vor allem eine authentische Religion“ (159). „Was ins Auge fällt, ist der menschliche Wert der negro-afrikanischen Ontologie, ihr kultureller Wert“ (205). Ihre Hauptzüge sind die „Hierarchie der Lebenskräfte“

und „die Bedeutung, die der lebendige Mensch in dieser Hierarchie ... einnimmt“ (205 f). Zum reaktionären Rassismus wird dieser Protest dort, wo auf „Kultur und Hautfarbe zurückgeführt wird, was in Wirklichkeit ein Prinzip des Kapitalismus ist. Senghor geht in seiner Absurdität so weit, daß er dem „Negro-Afrikaner“ eine spezifische Form der Erkenntnis zuschreibt. Denn: „Die Neger-Vernunft ... ist nicht ... die urteilende Vernunft des Europäers, die Augen-Vernunft, sondern die Berührungs-Vernunft, die sympathische Vernunft, die mehr vom logos als von der ratio hat“ (199). Gemäß dieser Vernunft kenne der Afrikaner das Subjekt-Objekt-Verhältnis nicht, denn er sei als Subjekt im Objekt selbst. Der Negro-Afrikaner „ist ein Sinnesmensch, ein Wesen mit offenen Sinnen, ohne Mittler zwischen Subjekt und Objekt, er ist Subjekt und Objekt zugleich“ (156). Er sieht das Objekt nicht, er fühlt es“ (198). „Der Negro-Afrikaner also sympathisiert und identifiziert sich und entsagt sich selbst, um wiedergeboren zu werden im Anderen“ (198). In solchem entfremdeten Protest gegen die dualistische Herrschaftsvernunft reproduziert Senghor naiv Rassenideologie. Schon Hegel verachtet die Afrikaner, die keine Objektivität kennen, und betont, „daß im inneren Afrika das Bewußtsein überhaupt noch nicht zu der Anschauung eines festen Objektiven, einer Objektivität gekommen ist“ (Cf. Die Vernunft in der Geschichte, Hamburg 1955, S. 217). Und: „Bei den Negern ist nämlich das Charakteristische gerade, daß ihr Bewußtsein noch nicht zur Anschauung irgendeiner festen Objektivität gekommen ist“ (Ebd., 218). Was Hegel eigentlich unter Afrika versteht, „das ist das Geschichtslose und Unaufgeschlossene, das noch ganz im natürlichen Geiste befangen ist ...“ (Ebd., 234) — Fanon zitiert „jenes grimme Wort der senegalesischen Patrioten“ über die Manöver ihres Präsidenten Senghor: „Wir haben die Afrikanisierung der Kader verlangt, und siehe da, Senghor afrikanisiert die Europäer“ (Die Verdammten dieser Erde, Frankfurt 1966, S. 35). Fanon hätte ergänzen können: Selbst Hegels ‚gelehrsamen‘ Dilettantismus über Afrika vermochte Senghor zu ‚afrikanisieren‘.

Baber Johansen

Der arabisch-israelische Konflikt

I. Zur Entstehungsgeschichte

Sykes, Christopher: Kreuzwege nach Israel. Die Vorgeschichte des jüdischen Staates. C. H. Beck Verlag, München 1967 (448 S., Ln., 38,— DM).

Das Werk Sykes setzt ein mit der Balfour-Declaration, schildert die damit schwer vereinbaren Zusagen der Alliierten gegenüber den

Arabern, die wenigen Ansätze jüdisch-arabischer Verhandlungen und beschreibt endlich die Haltung des jüdischen und arabischen Nationalismus gegenüber der Mandatsmacht. Es zeigt die negativen Folgeerscheinungen der Zusammenarbeit der zionistischen Siedlungsbewegungen mit den arabischen absentee-landlords beim Landtransfer und macht begreifbar, daß es die durch diese Kooperation vertriebenen Pächter und das um sein Land fürchtende Kleinbauerntum sind, die die großen arabischen Aufstände der dreißiger Jahre gegen die Mandatsmacht und die Terrorakte gegen die jüdischen Siedler auslösen. Die gegenseitige Seklusion der jüdischen und arabischen Gemeinden, deren materielle Last in erster Linie die arabischen Arbeiter zu tragen haben, wird dargestellt. Die verschiedenen Stadien der Auseinandersetzung zwischen den beiden neu entstandenen Nationalismen, dem jüdischen und dem arabischen, werden detailliert geschildert.

Deutlich wird in Sykes Darstellung auch die unterschiedliche Haltung des jüdischen und des arabischen Nationalismus zur Politik. Die zionistische Bewegung, die aus dem Protest gegen den Anti-Semitismus Europas entsteht, übernimmt das herrschaftliche Bewußtsein dieses Europa gegenüber den Arabern. So sehr sie sich einerseits der Bevormundung durch London entzieht, sich endlich in der militärischen Auseinandersetzung von ihr emanzipiert — und sich daher zu Recht durch den klassischen Kolonialismus-Begriff nicht getroffen fühlt —, so sehr betrachtet sie doch die Araber Palästinas als Objekte ihrer Politik, deren Bemühungen, Subjekte ihrer eigenen Geschichte zu werden, sie zu einem Hindernis auf dem Wege zur Erringung des jüdischen Staats machten. Es gelingt der zionistischen Bewegung, ihre Ziele — deren Gerechtigkeit sie ebenso aus der biblischen Verheißung wie aus der historischen Tradition des jüdischen Volkes und den Leiden der Juden unter den Verbrechen des europäischen Anti-Semitismus ableitet — so zu formulieren, daß sie ihnen selbst bei zeitweiligen taktischen Abweichungen näherkommt. Dem steht die Unfähigkeit der arabischen Führung gegenüber, die Forderung nach uneingeschränkter Anerkennung des Rechts der arabischen Bevölkerung Palästinas, die Zukunft ihres Landes ohne europäische Einmischung zu bestimmen, politisch wirkungsvoll zu vertreten. Die Gerechtigkeit ihrer Forderung leiten sie ab aus ihrer mehr als tausendjährigen Anwesenheit im Land, der Tatsache, daß 90 % der Einwohner Palästinas Araber sind und aus den Versprechungen der Westmächte während des ersten Weltkriegs. Ihr Festhalten an diesem als absolut gesetzten Recht bedingt den Unwillen zum taktischen Ausgleich, kurz ein eher juristischer als politischer Realitätsbegriff, verurteilen ihren politischen Kampf zur Ausweglosigkeit. Die Gerechtigkeit der arabischen Position bleibt hilflos und abstrakt, weil der arabischen Führung ein historisch-politisches Bewußtsein fehlt.

Dieser Mangel wird auch deutlich in den Aktionen der Araber während der letzten Jahre vor der Gründung Israels. In deren Darstellung widmet Sykes der militärischen Auseinandersetzung zwischen Juden und Arabern und der Entstehung des arabischen Flücht-

lingsproblems viel Raum. Dabei weist er — zurückgreifend auf die von Childers durchgeführten Untersuchungen und die Kontroverse im Observer — die offizielle israelische Darstellung zurück. Ebenso informativ beschreibt er die Haltung der Großmächte. Er zeigt die verantwortungslose Haltung der englischen Mandatsmacht, die entmutigt ihren Rückzug aus dem Nahen Osten einleitet und in Palästina nicht einmal mehr die elementarsten Ordnungsfunktionen erfüllt. Er stellt die schwankende Haltung der USA dar, in der das White House aus innenpolitischen Gründen den Zionismus unterstützt, während das State Departement aus Rücksicht auf die amerikanischen Öl-Interessen die Araber nicht verärgern will, und es schildert die Hilfsaktionen der Sowjet-Union und der Tschechoslowakei für Israel.

An einigen Stellen des Buches vermißt man die begriffliche Zusammenfassung des vorgelegten Materials. So wäre eine Diskussion des ambivalenten Verhältnisses der zionistischen Bewegung zum europäischen Kolonialismus wünschenswert und auch die Frage nach den Möglichkeiten, die sich aus der Haltung der Großmächte bei der Gründung des Staates Israel für die verschiedenen politischen Gruppierungen im Nahen Osten ergaben, wäre zu begrüßen. Trotz der an verschiedenen Punkten fehlenden Systematisierungen des vorgelegten Materials bleibt Sykes Buch eine detaillierte und verlässliche Einführung in die Entstehungsgeschichte des israelisch-arabischen Konflikts.

II. Die Diskussion seiner gegenwärtigen Aspekte

Le conflit israélo-arabe. Dossier. Les temps modernes,
22^e année 1967, N° 253 (991 S., Kart., 19.— frs).

Das Sonderheft der von Sartre herausgegebenen Temps Modernes ist dem arabisch-israelischen Konflikt gewidmet. Seine Autoren sind Araber und Israeli. Nur drei Vertreter der französischen Linken äußern sich aus europäischer Sicht zu diesem Problem: Sartre, der sich darauf beschränkt, das schlechte Gewissen der europäischen Linken gegenüber beiden Parteien hervorzuheben (kurz nach dem letzten Krieg gab er in der ägyptischen Zeitung al-Ahram eine modifizierte Stellungnahme ab: Israels Handlungen ergäben sich subjektiv aus der externen und internen Situation des Staates selbst, objektiv aber dienten sie den amerikanischen Interessen). Rodinson, der bekannte Soziologe und Orientalist, der in einer detaillierten soziohistorischen Abhandlung die Zusammenhänge der zionistischen Bewegung mit dem europäischen Kolonialismus nachweist und zu dem Ergebnis kommt, Israel sei ein fait colonial (dabei scheint sein Kolonialismus-Begriff zu reduziert); endlich der Philosoph Misrahi, der mit Entschiedenheit die israelische Partei ergreift, dabei an Versöhnungskonzeptionen und Lösungsvorschlägen weniger bietet als die Mehrzahl der in diesem Buch vertretenen Israeli.

Die annähernd fünfzig arabischen und israelischen Beiträge einzeln zu rezensieren, ist unmöglich. Ich versuche daher, die den verschiedenen Autoren gemeinsamen Thesen zu formulieren. Diese lauten auf arabischer Seite:

1. In allen Konfliktsituationen entscheide sich die europäische Linke für Israel. Das sei ein Beweis dafür, daß sie sich aus ihrer europazentrischen Betrachtungsweise nicht lösen können und den Schuldkomplex, den sie aufgrund des europäischen Anti-Semitismus gegenüber den Juden habe, auf Kosten der Araber ausgleichen wolle (siehe Lotfallah Soliman: *un transfer de culpabilité* und den ausgezeichneten Aufsatz von Abdallah Laroui: *un problème de l'occident*).
2. Israel, entstanden durch den europäischen Kolonialismus, reproduziere dieses koloniale Element seiner Entstehungsgeschichte durch seine andauernde Identifizierung mit der neokolonialistischen Politik der Westmächte, wie sie deutlich werde in der Allianz Israels mit England und Frankreich im Suez-Krieg, der um die Restitution kolonialer Vorrechte geführt wurde, und der Unterstützung Israels für Frankreich im Kampf gegen die nationale Unabhängigkeitsbewegung Algeriens sowie der indirekten Hilfe für die reaktionären Kräfte der arabischen Länder.
3. Die Idee, die der israelischen Staatsgründung zugrunde liege und die Bindung an das ganze jüdische Volk als potentiell Staatsvolk zwängen Israel zu einer expansiven Politik.
4. Es könne keine Verhandlungen zwischen Arabern und Israeli geben, solange nicht vorher das palästinensische Flüchtlingsproblem gelöst werde, indem man — wie es die UNO gefordert hat — allen Flüchtlingen die Wahl gebe, sich zu entscheiden, ob sie eine Entschädigung für die in Palästina zurückgelassenen Güter oder die Rückkehr und Wiederansiedlung in Israel vorzögen; solange nicht die arabischen Israeli die gleichen Rechte und Möglichkeiten hätten wie die jüdischen Staatsbürger und solange Israel nicht seine Bindungen an den Westen und die Idee des Zionismus aufgebe.

So sehr man den arabischen Autoren im ersten Punkt recht geben muß, so scheint doch in den anderen Punkten die ursprüngliche Ambivalenz Israels nicht ausreichend reflektiert. Zwar ist es entstanden im Zusammenhang der europäischen kolonialen Expansion, aber es stellte in seiner inneren Organisation durchaus die progressivste Form eines Nah-Ost-Staates dar — allerdings gleichzeitig die repressivste für die nicht jüdische Bevölkerung. Dadurch, daß sich die Sowjet-Union zeitweilig mit Israel gegen die unter dem Einfluß der westlichen Großmächte stehenden mehr oder weniger reaktionären Führungsschichten der arabischen Länder verbündete, schien es in den ersten Jahren seiner Entstehung eine progressive Rolle im Nahen Osten übernehmen zu können. Diese Möglichkeit ist seinerzeit offensichtlich von der arabischen Linken sehr genau reflektiert worden. Viele Vertreter der arabischen Linken haben sich seinerzeit gegen die bewaffnete Auseinandersetzung mit Israel ausgesprochen, in dem sie einen potentiellen Verbündeten gegen die eigene Reaktion sahen und die zu Beginn der fünfziger Jahre an die Macht kom-

menden Revolutionsregimes zeigten anfangs eine gewisse Bereitwilligkeit zur Zusammenarbeit mit Israel auch in der schwierigen Flüchtlingsfrage (Aber die damals gegebenen Möglichkeiten werden von den hier vertretenen arabischen Autoren nicht mehr erwähnt).

Diejenigen der israelischen Autoren, die der offiziellen Politik ihres Landes am nächsten stehen, setzen der arabischen Argumentation folgende Thesen entgegen:

1. Das Recht der Juden auf Palästina ergebe sich aus der Verheißung der Genesis und der historischen Tradition des jüdischen Volkes, nicht aus der Balfour-Declaration.
2. Die Feindseligkeit der Araber gegen Israel habe dessen Bindung an den Westen notwendig gemacht und ihm keinen Spielraum zu einer kooperativen Nah-Ost-Politik gelassen. Dies bedeute nicht, daß Israel kolonialistisch oder imperialistisch sei, da es seine Politik nicht von den westlichen Großmächten bestimmen lasse und in Afrika eine durchaus fortschrittliche Entwicklungs- und Hilfspolitik betreibe.
3. Über Jahrtausende hinweg habe das jüdische Volk in der Diaspora seine Identität bewahrt. Erst durch die Aufklärung und die damit verbundenen Hoffnungen auf Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit aller Menschen sei diese Identität in Frage gestellt und der Hang zur Assimilation an die umgebenden Gesellschaften gestärkt worden. Die Zerstörung aller Hoffnungen der Aufklärung, die die rationalisierte Ermordung der Juden in den deutschen KZs manifest gemacht hat, bezeuge die permanente Bedrohung aller Juden in der Diaspora. Es sei daher notwendig, daß der Staat Israel auch der überwiegenden Majorität der Juden, die noch nicht seine Bürger sind, als Zufluchtsort in Zeiten der akuten Gefahr offen stehe.
4. Das Flüchtlingsproblem sei durch den Krieg der Araber gegen Israel entstanden, daher trügen die Araber die Verantwortung für seine Lösung.
5. Ein Ansatz zu einer Verständigung ergebe sich erst dann, wenn die Araber bereit seien, Israels Recht auf staatliche Existenz anzuerkennen und mit ihm zusammenzuarbeiten.

Der Konflikt bewahrt also in diesem Zusammenprall die ausweglose Feindseligkeit zweier Nationalismen. Dazu gewinnt er eine neue Dimension durch den Kampf der Araber gegen den Einfluß der Westmächte auf ihre Wirtschaft und ihre politischen Entscheidungen, insofern sich Israel, um seine Staatlichkeit zu bewahren, auf die Seite der Westmächte stellt.

Die hilflosesten Opfer dieses Konflikts sind neben den Flüchtlingen — das machen ihre Beiträge in diesem Band deutlich — die in Israel wohnenden Araber. Ihre Aufstiegschancen und ihre Möglichkeiten zur Beteiligung am öffentlichen Leben sind gering. Sie fühlen sich als Bürger zweiter Klasse. Es gelingt ihnen nicht, eine arabische oder israelische Identität zu gewinnen. Sie leben in einem „univers concentrationnaire psychologique qui les emprisonne“ (Atallah Mansour: *Pour éliminer les poussières des retombées radioactives de la haine*).

Neue Konzeptionen, die von der offiziellen Politik ihres Landes abweichen, legen nur die Vertreter der äußersten israelischen Linken vor. Sie fordern eine Lösung des Flüchtlingsproblems durch teilweise Wiederansiedlung der arabischen Flüchtlinge in Israel (so die Vertreter der Mapam) oder die Erfüllung des UNO-Beschlusses (so die Kommunisten M. Sneh, M. Vilner, auch Uri Avnery, Yossi Amitay etc.). Sie fordern die Lösung Israels aus der einseitigen westlichen Bindung und eine stärkere Solidarisierung mit den arabischen Unabhängigkeitsbestrebungen (so die Vertreter der Mapam und der Kommunisten, auch Avnery und Amitay). Sie kritisieren — detaillierter als die arabischen Vertreter — die durch die Bindung an den Westen verursachte Unterstützung der reaktionären Kräfte im arabischen Raum, wie sie sich in den Worten des Präsidenten des Komitees für Verteidigung und auswärtige Angelegenheiten im Knesset manifestiert: „Ceci peut paraître paradoxal, mais il est néanmoins exact que le régime politique en Jordanie, au Liban et peut-être aussi en Arabie Séoudite est sous la protection des forces de défense israéliennes.“ (Diese und ähnliche Zitate, in denen der Zusammenhang dargestellt wird, siehe Meir Vilner: *Le Problème Palestinien et le conflit Israélo-Arabe*). Am radikalsten geht dabei der einzige Vertreter der Haolam Hazé im Knesset, Uri Avnery, vor. Er fordert die Lösung vom Zionismus und die Aufgabe der Idee, daß alle Juden der Welt das potentielle Staatsvolk Israels darstellen, Trennung von Religion und Staat und — dies wieder in Einklang mit den anderen Vertretern der äußersten Linken — die Aufhebung der gesetzlichen und sozialen Diskriminierung der arabischen Bevölkerung in Israel.

Zum arabischen Sozialismus haben diese Vertreter der israelischen Linken ein differenziertes Verhältnis. Seine progressive Rolle für die Umgestaltung der arabischen Gesellschaft in Richtung auf sozialistische Modelle wird anerkannt. Ebenso begrüßen sie seinen Unabhängigkeitskampf. Aber sie sehen auch die (übrigens auch von dem ägyptischen Autor Lotfallah Soliman und dem Marokkaner Laraoui scharf kritisierten) kleinbürgerlich-chauvinistischen Züge und den Anti-Judaismus, von denen er sich in einem Stadium, in dem immer noch fundamentalistisch-irrationale Bewegungen wie die der Muslim-Brüder eine politische Rolle spielen, nicht freigemacht hat.

Diese differenzierte Analyse des politischen Gegners und die kritische Distanz zur Politik der eigenen Regierung lassen die Vertreter der arabischen Linken (unter denen allerdings die führenden Kommunisten nicht zu Worte kommen) vermissen. Ihre Haltung gegenüber Israel ist geprägt von der Erfahrung der Niederlage und der psychologischen und politischen Defensive. Sie erheben daher die Forderung nach der völligen Aufhebung des den Arabern in Palästina widerfahrenen Unrechts und es gelingt ihnen nicht, ihr absolutes Gerechtigkeitsideal in dialektisch-politischen Gerechtigkeitsforderungen aufzuheben, die über das Alles oder Nichts hinausgingen. Man darf bezweifeln, daß die israelischen Forderungen nach dem letzten Krieg, die von Aba Eban „neuer regionaler und nationaler Wirklichkeit“ (NZZ 11. 6. 1967) bis zu Dayans Feststellung, daß auch die direkten Verhandlungen

gen mit den Arabern nur auf die Anerkennung der gegenwärtigen Waffenstillstandslinien als endgültige Grenzen hinauslaufen könnten (NZZ 20. 9. 1967), nur von einer Verhärtung der Politik der Stärke zeugen, es der arabischen Linken erleichtern werden, ein neues Bewußtsein in dieser Frage zu entwickeln.

Es hängt von der Politik der nächsten Monate ab, ob das böse arabische Wort vom Südafrika des Nahen Ostens und das Verdikt Rodinsons über Israel als fait colonial sowie die arabische These vom Expansionismus sich als wahr erweisen werden. Damit wäre die Ambivalenz Israels zerstört. Seine progressiven Möglichkeiten für den Nahen Osten wären aufgehoben. An ihre Stelle träte eine eindeutig auf Unterwerfung gerichtete Politik, die alle Hoffnungen auf eine größere Kompromißbereitschaft der arabischen Regierungen illusorisch machen und den Gewinn einer selbständigen Position der arabischen Linken in dieser Frage außerordentlich erschweren würde. Es ist zu befürchten, daß die in diesem Heft vertretene äußerste israelische Linke keinen großen Einfluß auf die Entscheidungen der nächsten Monate ausüben kann.

Georg W. Alsheimer (Saigon)

Bernard Fall †

Bernard Fall ist im März 1967 in Vietnam ums Leben gekommen: in den Reisfeldern und Dünen der „Rue sans joie“, der er sein erstes Buch gewidmet hatte. Amerikanischen Berichten zufolge wurde ausgerechnet er — dessen Kompetenz als Experte für Kriegstechniken der vietnamesischen Guerillas unbestritten ist — von einer explodierenden „booby trap“ zerrissen — einer jener harmlos aussehenden, in Früchte, Schlingpflanzen, Baumäste etc. eingebauten Sprengstoff-Fallen, die ihre Opfer vor allem unter den unerfahrenen Neuankömmlingen des amerikanischen Expeditionskorps fordern.

Hinterlassen hat er — mit knapp 41 Jahren — ein imposantes Werk: 5 eigene Bücher, 5 Buch-Beiträge und an die 45 Artikel über Vietnam, alle in den Jahren 1953—1967 erschienen. *Viet Nam Witness** ist eine Zusammenstellung von 26 seiner interessantesten Aufsätze aus diesem Zeitraum. Fall hat diese Artikel-Sammlung unverändert abdrucken lassen: lediglich einige neue Fußnoten, ein Vorwort und ein Epilog sind von ihm angefügt. Seine Prognosen, z. B. hinsichtlich des Wiederaufflammens des Konfliktes (1956/57), der zu erwartenden Erfolge der „Befreiungsfront“, des Fortgangs der Eskalation und schließlich des Patts als ihrem Endergebnis haben sich zumeist be-

* Bernhard B. Fall: VIET NAM WITNESS 1953—66. Praeger, New York 1966 (363 S., 6.95 \$).

wahrheitet. Schon diese Tatsache spricht für seinen Rang als politischer Journalist und Wissenschaftler: man stelle sich im Kontrast dazu nur vor, was für ein widerspruchsvoller Unsinn herauskäme, wenn jemand eine Zusammenstellung der Kommentare Joseph Alsops oder Adalbert Weinsteins zu dem gleichen Thema, nur aus den letzten drei Jahren, auf den Markt brächte.

Fall ist weder Moralist noch Ideologe noch sozialkritischer Theoretiker. Eine Anzahl wichtiger Themen, wie z. B. das Interesse der kapitalistischen Industriegesellschaft an der Reproduktion des neokolonialistischen Unterdrückungssystems, bleiben außerhalb seiner Erörterungen. Aber gerade seine Orientierung an der „Oberfläche“ der dargebotenen offiziellen Statistiken und anekdotischen Erfahrungsberichte, gerade das Fehlen jeder tieferschürfenden (und deshalb schon auf Kommunismus verdächtigen) Motivanalyse bezüglich des amerikanischen Engagements in Vietnam, haben ihm in den Vereinigten Staaten die Wirkung auf einen breiten Leserkreis und das Prestige bei allen Sachkennern eingetragen, die die Besorgnis erklären, mit der sowohl das Washingtoner als auch das Saigoner Establishment jedem neuen Besuch Falls in Vietnam entgegensahen.

Fall hat in allen seinen Schriften der fetischistischen Verblendung Rechnung getragen, die den Durchschnitts-Amerikaner angesichts der Darbietung von Sachverhalten in Form von sog. „Facts“ befällt. Deshalb hat er die publizistische und politische Wirksamkeit der offiziellen, als „facts“ drapierten Thesen einfach dadurch zu untergraben gesucht, daß er ihnen ihre wesentlichste Existenz-Bedingung entzog, die darin bestand, daß die sie stützenden Einzelbehauptungen schon unmittelbar nach ihrer Aufstellung sanftem Vergessen anheimfallen durften. Fall hat sie alle aus den Gedächtnislöchern des öffentlichen Bewußtseins wieder ausgegraben, in die sie inzwischen versunken waren. Das Ergebnis ist vernichtend für die offizielle amerikanische Vietnam-Version. Ihre vom momentanen Interesse gesteuerte Fakten-Manipulation tritt bereits durch den simplen Vorgang der Wieder-Erinnerung ans Licht. Es läßt sich auf diese Weise z. B. klarlegen, daß die offiziell angegebenen Verlust-Ziffern des Viet Cong die proklamierte Totalstärke des Gegners — einschließlich inzwischen erfolgter Infiltration aus dem Norden — weit übertreffen . . . Ebenso, daß die angeführten Infiltrationsziffern nordvietnamesischer Soldaten gelegentlich rapide im Dienste des propagandistischen Interesses variiert werden, entweder den Erfolg der bisherigen Eskalation zu beweisen (These: das Bombardement Nordvietnams zeitigt greifbare Erfolge — es war eine richtige Entscheidung) — dann gehen sie nämlich zurück — oder aber, eine noch weitergehende Eskalation zu forcieren — (These: wir brauchen mehr Truppen, neue Bombenziele in Nordvietnam, die bisherigen Aktionen genügen nicht) — dann steigen sie nämlich an. Bei solchen entlarvenden Gegenüberstellungen verstößt Fall nicht nur gegen die „be nice“-Ideologie der Amerikaner, sondern auch gegen das Widerspruchstabu in seiner modernsten Gestalt: es befiehlt der amerikanischen Gesellschaft nicht mehr, logische Widersprüche zu ver-

meiden, sondern statt dessen, durch alternierende Amnesie die Widersprüchlichkeit gemachter Aussagen erfolgreich zu *verdrängen*. Auf sie aufmerksam zu machen, hat heute den gleichen anstößigen, unredlichen, teamfeindlichen, außenseiferhaften, infantil-trotzigen Einschlag, den die logische Widersprüchlichkeit selbst ehemals besaß.

Falls Wieder-Erinnerung an den Indochina-Krieg 1946—1954 erschüttert aber auch die offiziellen Thesen von der Erstmaligkeit „besonders erfolgreicher“ amerikanischer Kampfmethoden auf militärischem wie auf politischem Sektor. Nahezu alle sind von den Franzosen ausprobiert, einige davon wegen mangelnder Wirksamkeit wieder verworfen worden: Guerillajagd durch kleine Patrouillen besonders geschulter Dschungelkrieger, Monster-Offensiven in Divisions- und Korpsstärke, Anti-Guerilla-Cadres in den Dörfern, Bevölkerungskontrolle, Bodenreform, Korruption und Korruptionsbekämpfung. Ebenso verhält es sich natürlich mit der Folter und dem alterwürdigen Napalm. Nach der Lektüre Falls läßt sich die Überzeugung nur schwer aufrechterhalten, ihre Anwendung garantiere bereits in naher Zukunft den Endsieg. Auch die immer wieder aufgestellte Behauptung, amerikanische Marines oder Luft-Kavalleristen kämpten „seit 12 oder gar 30 Jahren unbestrittenes“ Viet Cong-Territorium „zum ersten Male“, durch, wird zweifelhaft, wenn man bei Fall von drei- oder viermaligen „mopping up-operations“ liest, die alleine während des Diem-Regimes in derselben Gegend abgelaufen sind: z. B. in der Zone D oder im „eisernen Dreieck“ nördlich von Saigon. Auch die „nun-geht-es-aber-wirklich-los!“-Parole, die die Amerikaner der Welt aufzuschwätzen versuchen, fällt durch Fall dem sog. „credibility gap“ zum Opfer: einem Euphemismus für die Tatsache, daß die Leute endlich zu merken beginnen, wie skrupellos sie von ihrer Regierung belogen werden. Wirklich neu ist lediglich das riesige Vernichtungspotential, das die Amerikaner in Vietnam bereitgestellt haben und das sie offensichtlich auch bereit sind, bis zum Genozid einzusetzen.

Forcierte Wiedererinnerung erzeugt Aggressivität: dieses Schicksal ist auch Fall nicht erspart geblieben. Mehrere „linientreuerere“ Ostasienkenner sind mobilisiert worden, um ihm „Fehler“ nachzuweisen (z. B. M. Sacks). Falls Gedächtnis („eine vollautomatische Registrierapparatur“, sagte vor Jahren sein Freund D. Lancaster) erwies sich aber fast immer als zuverlässiger als dasjenige seiner Kontrahenten. So konnte man ihn nur bei einer einzigen Schwäche zu fassen bekommen: bei seiner gelegentlichen Nachsicht mit einzelnen „heroischen Gestalten“ des französischen Kolonialismus, eine Nachsicht, die mit seiner rücksichtslosen Bloßstellung amerikanischer Irrtümer in Vietnam scharf kontrastierte. Als ob seine größere Sympathie mit der unschädlich gemachten Vergangenheit seine Kritik an der tödlichen Gegenwart im Geringsten beeinträchtigte!

Als Fall Anfang 1967 zum letzten Male nach Vietnam kam, wußten weder er selbst noch seine Freunde, wieviel Zeit ihm die heimtückische Krankheit noch lassen würde, die ihn seit 2 Jahren in Atem hielt. Ob unter dem Druck dieser Drohung oder unter dem Druck der

wachsenden Zerstörungskraft des Krieges — in seinem letzten, wenige Tage vor seinem Tode für die „New York Review of Books“ geschriebenen Aufsatz hat er die Verfahrensweise sachlich-kühler Konfrontation angeblicher Tatsachen verlassen und die Unmenschlichkeit der amerikanischen Kriegführung ebenso wie den Blödsinn der amerikanischen Politik unverhüllt beim Namen genannt; damit gegen ein weiteres Tabu der amerikanischen Gesellschaft verstoßend: gegen die von ihr dekretierte Dissoziation von Leidenschaft und Wahrheit. Fall hatte den Mut, „emotional“ zu werden, als ihm dies nötig schien.

Es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß sein Werk dazu beitragen wird, einen Wandel in der amerikanischen Vietnam-Politik herbeizuführen. Die vielen vietnamesischen Studenten, die seine (in Vietnam verbotenen) Bücher bewundern, überschätzen wahrscheinlich seine Wirkung, wenn sie trotz der offiziellen Kommuniqués den Gerüchten immer noch Glauben schenken, Fall sei durch die CIA beseitigt worden. Immerhin hat sein Beweis-Stil der Wieder-Erinnerung sich bei einer Anzahl jüngerer Autoren über den Vietnam-Konflikt durchgesetzt. Seine umfassende Sachkenntnis und sein kritisches Urteilsvermögen wird allerdings so bald niemand ersetzen können. Und auch nicht seine Liebe zu diesem schönen schmerzgeplagten Land.

Besprechungen

I. Philosophie

Kuhn, Helmut, und Franz Wiedmann, (Hrsg.): Die Philosophie und die Fragen nach dem Fortschritt. (Allgemeine Gesellschaft für Philosophie in Deutschland. Verhandlungen des 7. Deutschen Kongresses für Philosophie, „Philosophie und Fortschritt“, Münster i. W. 1962). Verlag Anton Pustet, München 1964 (352 S., brosch., 32,— DM).

Die Erwartung, ein philosophischer Kongreß zu dem Thema „Philosophie und Fortschritt“ möchte Gegenstände von gesellschaftlicher Relevanz behandelt haben, wird von den in Buchform erschienenen Vorträgen und Diskussionsberichten nur zum Teil erfüllt; der Titel des Buches registriert denn auch unwillentlich Enttäuschung, wenn er den emphatischen Fortschrittsbegriff moderierend zurücknimmt in die „Frage nach dem Fortschritt“. H. Kuhns Vorwort rühmt der Tagung insgesamt „eine entschiedene Zuwendung“ zu „der modernen Welt mit ihren technologischen Errungenschaften, ihren Massenorganisationen und dem rasenden Tempo ihrer Fortentwicklung“ (9) nach: in der Tat versteht ein Großteil selbst derjenigen Referenten,

die immerhin noch zu Gedanken über die gegenwärtige Gesellschaft durch die Sache des Fortschritts sich provozieren ließen, ihn als eine Angelegenheit der instrumentellen Vernunft, der man sich, apologetisch oder häufiger lamentierend, „zuwendet“, die im übrigen jedoch das Geschäft weder der Einzelwissenschaften noch das der Philosophie irgend eingreifend zu bewegen vermag.

Eine Anzahl von Vorträgen gilt historischen und philologischen Problemen. H. R. Jauss unternimmt eine neue Interpretation der Querelle des anciens et des modernes, jenes literarischen Streites, der um die Wende zum achtzehnten Jahrhundert in Frankreich über die Gültigkeit des ästhetischen Vorbildes der Antike geführt wurde. Historisch wird der Gegensatz zwischen den Parteien zu vermitteln versucht, sachlich auf der Scheidung von historischem Bewußtsein im Sinn des Historismus und aufklärerischem Fortschrittsdenken insistiert, wobei das letztere, polemisch gegen W. Krauss, dem Verdikt der Ideologie verfällt (cf. 72). — L. Oeing-Hanhoff referiert übersichtlich die Vorstellungen der Philosophen seit Aristoteles vom Fortschritt in der Philosophie; fast alle scheinen von einem solchen mehr oder weniger überzeugt gewesen zu sein. Heute soll ein Kriterium für philosophische Fortschritte einzig noch in denen der Methodenreflexion vorliegen. — H. Lübke gibt eine ebenso unpräzise wie nützliche Geschichte des Säkularisierungsbegriffs, den er „weniger als eine Kategorie, durch die man begreift, denn als Funktion, ja gelegentlich als Parole in den ideenpolitischen Auseinandersetzungen zwischen Glauben und moderner Welt“ (239) versteht.

Unter dem Titel „Revolution und Tradition“ geht es H. Barth um eine Bestimmung der politischen Implikationen von Philosophie. Seit je habe diese sich als einheitsstiftend für das Gemeinwesen begriffen, dabei ‚Unsicherheit‘ und ‚Wagnis‘ prinzipiell in Kauf nehmen müssen und, als Kritik, „Herausforderung des Herkömmlichen und Eingespielten“ (152) bedeutet. Aus derlei ‚Revolutionärem an der Erkenntnis selbst‘ (154), das genauer wohl ein Relativistisches heißen müßte, folge, daß die „Struktur der politischen Ordnung“ notwendig mit der Philosophie verbunden sei, diese selbst sich für eine Ordnung ‚einzusetzen‘ habe, welche ihr erlaube, „das Gerechte“ „immer angemessener zu bestimmen“ (159). — Vertritt Barth eine schulphilosophische Position, so doch eine kantisch-aufgeklärter Rationalität; von dem Beitrag „Ewiges Sein in der Zeit“ des Politologen E. Voegelin läßt sich das nicht behaupten. „Gedrängt“, „einen Seinsverhalt anzuerkennen, der Philosophie wie auch Geschichte umspannt“ (267), vermag Voegelin diesen ‚Seinsverhalt‘ gleichwohl nicht zu begreifen: „er muß als das Mysterium der Geschichte angesprochen werden“ (284). „Das Ereignis der Philosophie“ (275 u. ö.) ist ihm das neue neuplatonische: „Vom zeitlichen Pol her wird die Spannung als ein liebendes und hoffendes Drängen zur Ewigkeit des Göttlichen erfahren; vom Pol des ewigen Seins her als ein gnadenhaftes Anrufen und Eindringen.“ (277) Das ontologische Kunstgewerbe steht seinerseits in einer der Komik nicht entbehrenden ‚Spannung‘ zu der Pedanterie des Autors, der sich nicht genug tun kann, „Schichten auseinanderzuhalten“, „terminologische Unterscheidungen einzuführen“ (283), den ‚Seinsverhalt‘ nach Erstens, Zweitens, Drittens und Viertens aufzugliedern und immer wieder „noch zwei Punkte“ (269) anzumerken. — In ähnliche Gegenden, aber mittels philosophischer Argumentation, führt auch der Vortrag von K.-H. Volkmann-Schluck. Er versucht, am Beispiel der Hegelschen Philosophie das Verhältnis von Metaphysik und Geschichte überhaupt zu klären. Aus der Verlegenheit, die Phänomenologie des Geistes dem System Hegels

nicht befriedigend einfügen zu können, wird die Bestimmung der Wahrheit als ‚wesenhaftes Sich-entziehen‘ (301) abgeleitet, welches wiederum „die Metaphysik als solche und im ganzen“ „geschichtlichen Wesens“ (292) sein lasse; die ‚Vollendung der Metaphysik‘ bei Hegel jedoch sei — wie ebenfalls Heidegger es verkündete — „kein Ende des Denkens. Im Gegenteil, die Vollendung ist ein Überfluß, der aus verborgenen Quellen fließt.“ (302)

Stärker an einzelwissenschaftlichen Fragen orientiert ist eine dritte Reihe von Beiträgen. Von dem Tierpsychologen B. R e n s c h stammt eine Darstellung der Forschungssituation in der biologischen Evolutionstheorie. Der Versuch allerdings, in kulturellen Fortschritten „die gleichen Hauptmerkmale“ (180), ‚ganz ähnliche Erscheinungen‘ (199) nachzuweisen, wie sie für die Phylogenese der Arten aufgestellt wurden, verbleibt weitgehend in bloßen Analogiereden. — Nach A. G e h l e n hat die ‚kulturelle Evolution der Menschheit überhaupt‘ (208) — „ein biologischer Vorgang im Großen“ (209) — heute ihre Talsohle erreicht; Entwicklung ist in einen, wahrscheinlich endgültigen, gesellschaftlich-stationären Zustand übergegangen, der „echten und anscheinend unbegrenzten Fortschritt“ (211) nur noch in den Naturwissenschaften und Technologien kenne. Das „Gefüge selbst ist nicht mehr lenkbar“ (209), an den kulturellen Gebilden, die in ihm noch erzeugt werden, ließen sich nur noch „stationäre Bewegungen“ deskriptiv feststellen, „in denen weder Entwicklung noch Fortschritt steckt“ (214). „Abwechslung innerhalb eines stationären Gesamtzustandes“ (213) schlägt Gehlen als zentrale Kategorie der Kultur- und Kunstkritik vor, „Kristallisation“ für die entsprechenden Erscheinungen im sozialen Bereich selber; beide Formen drückten „die naturale Endlosigkeit des biologischen Prozesses“ (219) aus, als welcher die hochindustrialisierte Gesellschaft eingreifendes Denken liquidiert habe. In der Diskussion wurde Gehlens kulturpessimistische Zeitdiagnose als ‚negative Utopie‘ und ‚moderne Eschatologie‘ gekennzeichnet; B. Liebrucks Kritik der begriffslosen Bildersprache Gehlens, in der Freiheit aufgegeben sei, bringt das Affirmative dieses Denkens auf seinen genauen Begriff (cf. 330). — Der niederländische Pädagoge und Statistiker Ph. J. I d e n b u r g bemüht sich um eine ‚Neuorientierung‘ von Bildung und Erziehung angesichts ihrer aktuellen ‚Krise‘, die in der Unentschiedenheit zwischen Fortschritt und Bewahrung bestehe; er empfiehlt, in Übereinstimmung mit der pädagogischen Ideologie von heutzutage, an den Kriterien „Offenheit und schöpferische Kraft einerseits und Kontinuität und Integration andererseits“ (116) sich auszurichten. — Relativ konkreter verfährt H. S c h e l s k y bei der Aufstellung eines ‚allgemeinen Bildungsideals in einer erdumfassenden und in sich hochkommunikativen wissenschaftlichen Zivilisation‘ (125). Den neuhumanistischen Bildungsbegriff des Idealismus mit den modernen Wissenschaften konfrontierend, faßt er seine bekannten Thesen über das an jenem teils zu Rettende, teils zu Modifizierende zusammen: Bildung heute könne nicht länger neben den Wissenschaften als ein Höheres behauptet werden, sie habe vielmehr durch Wissenschaft hindurch sich zu konstituieren. Daraus resultiert für Schelsky keine dialektische, sondern eine kantianische Bestimmung, in der Bildung als Aufreißen von Zivilisationszwängen „zugunsten der unendlichen Möglichkeiten des Menschen und der Souveränität und sittlichen Verantwortung seiner Person“ (141) gefaßt wird. Weit entfernt, die in den naturbeherrschenden Wissenschaften absehbaren Möglichkeiten auf eine mögliche Befreiung der Gesellschaft zu beziehen, schränkt er Freiheit wiederum ein auf „sittliche Freiheit der Person“. Der Idealismus, den Schelsky in der Umwandlung

bewahren möchte, erscheint lediglich seiner humanen Inhalte beraubt, wenn die intendierte Freiheit, eine Menschheit ohne Herrschaft, reduziert wird auf die ‚innere Führung des Lebens‘ (142).

Dem Resümee Kuhns zufolge soll in dem Buch „die Philosophie [...] sich den Fragen, die ihr von den Nöten und Hoffnungen der heute lebenden Menschen aufgedrängt werden“ (9), gestellt haben: entkleidet man die Phrase ihres unerträglich Ideologischen, so vermögen dem Wahren an solchem Anspruch nur die Beiträge von J. Habermas, K. Löwith und Th. W. Adorno, auf eine verstecktere Weise schließlich der von H. Blumenberg, gerecht zu werden. Habermas geht in dem Vortrag über „Naturrecht und Revolution“ — der sich in seinem Buch „Theorie und Praxis“* in einer ausgearbeiteten Form findet — den Begründungen des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges und der Französischen Revolution aus dem modernen Naturrecht nach. Er gelangt zu der Unterscheidung zweier Typen von Naturrechtskonstruktionen: der liberalen angelsächsischen, in der „Freiheit und Gleichheit, und in deren Folge auch Leben, Sicherheit und Glück“ sich „dem privatrechtlich gesicherten Automatismus, sei es natürlicher Rechte, sei es der Gesetze eines naturwüchsigen gesellschaftlichen Verkehrs“ (169), verdanken. Für diese, auf Locke sich stützende und bei den Amerikanern Realität gewordene Version ist die Erfüllung der „revolutionären Aufgabe: das Naturrecht zu positivieren und Demokratie zu verwirklichen“ (173), keine Sache faktischer Revolutionen. Auf sie ist dagegen die Rousseausche Konstruktion angewiesen, die „eine naturrechtliche Gesamtverfassung gegen eine depravierte Gesellschaft und eine korrumpierte Menschennatur erst durchzusetzen“ (173) hat, dabei auf „die formale Automatik des allgemeinen Willens“ (170) vertraut, um in der Wirklichkeit dann „revolutionsgerechte Gesinnung alsbald im Schatten der Guillotine“ (175) zu erzeugen. Marx, die bürgerliche Revolution durchaus im Sinn der liberalen Theorie begreifend, knüpft für die proletarische gleichwohl an das Selbstverständnis der Jakobiner an; indem er den Liberalismus als Ideologe kritisierte und die eigene Theorie vom Naturrecht loslöste, begann „die Klammer um Naturrecht und Revolution“ zu zerbrechen. „Die Parteien eines internationalisierten Bürgerkrieges haben den Nachlaß verhängnisvoll eindeutig aufgeteilt: Die eine Seite hat die Erbschaft der Revolution und nur der Revolution angetreten; die andere Seite hat die Ideologie des Naturrechts übernommen, freilich bemüht, mehr denn Ideologie daraus zu machen.“ (178)

Löwith bestimmt Fortschritt als „Schritt über die Natur hinaus und von ihr weg“ (17); die Natur kenne Vollkommenheit, aber keinen Fortschritt, dieser mache die Natur des Menschen aus. „Die unter den Gebildeten üblich gewordene Verhöhnung des Fortschrittsglaubens ist [...] kurzsichtig“ (20), der Fortschritt vielmehr „eine universale Tatsache“ (23), identisch mit der Entfaltung der neuzeitlichen Naturwissenschaft. Fortschrittsoptimismus allerdings verkehrte sich mittlerweile in Fortschrittsfatalismus: die Beherrschung der Natur werde von den Menschen nicht länger beherrscht, mit dem

„Eintritt in das Atom-Zeitalter“ scheinend endgültig der Fortschritt „über uns verhängt“, „uns zum Verhängnis geworden“ (27) zu sein. „Und solange wir nicht unser gesamtes Verhältnis zur Welt von Grund aus revidieren, sondern [...] voraussetzen, daß die Welt der Natur für den Menschen da ist, ist nicht abzusehen, wie sich an dem Dilemma des Fortschritts etwas ändern sollte.“ (28 f.) — Blumensbergs Vortrag „Säkularisation. Kritik einer Kategorie historischer Illegitimität“ stellt einen Deutungsversuch der Epochenwende zur Neuzeit dar. Von methodischen Erwägungen ausgehend, kritisiert der Autor die gängige Herleitung „der historischen Fortschrittsidee aus der theologischen Eschatologie“ (243); von Säkularisation * Neuwied und Berlin 1963, S. 52 ff.

im Sinne unrechtmäßiger Zueignung ursprünglich theologischer Gehalte könne in der Emanzipation der Neuzeit nicht gesprochen werden: „Es ist nicht das vielverschiedene autonome Denken, das die Frage nach Ziel und Ende der Geschichte an sich gerissen, spekulativ usurpiert und mit Gewaltsamkeit umgeformt hätte; sondern es ist die innere Konsequenz des ursprünglichen eschatologischen Gedankens und seines unausbleiblichen Schicksals selbst, was seine Verweltlichung erzwang.“ (247 f.) Säkularisationsphänomene sind am ehesten noch in sprachlichen Sachverhalten aufweisbar, „die Konstanz der Sprache“ jedoch „indiziert die Konstanz der Bewußtseinsfunktion, aber nicht einen genetischen Nexus der Inhalte“ (259). Wenn derart die Geistesgeschichte mit einer „Diskontinuität der Substanz“ zu rechnen hat, dann wird zugleich die „Voraussetzung von geistesgeschichtlichen Konstanten, und damit letztlich [eine] substantialistische Ontologie der Geschichte“ (263) problematisch.

Über die Kategorie des Fortschritts selbst und den historischen Wandel ihres Gebrauchs Rechenschaft gebend, geht es in Adornos Aufsatz doch um anderes als Begriffsgeschichte und erkenntnistheoretische Reflexion, um nichts geringeres als das, „was im Zeitalter utopischer wie absolut zerstörender Möglichkeiten das Bewußtsein der Verstrickten erfahren möchte: ob Fortschritt sei“ (30). Indem er die Verfestigungen des Fortschrittsbegriffs auflöst, hält Adorno in eins damit der Realität Widerpart, die jenes Feste am und gegenüber dem Fortschritt erzeugte. Als Gedanke des Anderen, das nie schon ist; die Geschichte, die bloß geschieht, übersteigt und doch in ihr eingelöst sein will; ein Profanum, kein Theologumenon darstellt, wäre Fortschritt nicht zu ontologisieren, keinem Absoluten vorzubehalten. Das verurteilt gleichzeitig die Verfallstheorien, die Geschichte auf ihr Immergleiches herunterbringen, zur Unwahrheit: „kein Gutes und nicht seine Spur ist ohne den Fortschritt“ (34). Sein Begriff besitzt ein gesellschaftliches Substrat, geht aber in Gesellschaft nicht auf; läßt sich more philosophico nicht gewinnen und bedarf doch unabdingbar der philosophischen Arbeit und Anstrengung, soll er nicht als bloß partikularer der instrumentellen Vernunft in sein Gegenteil sich verkehren. Deren blinde Akkumulation, die total gewordene Entmythologisierung, die, alles Individuelle einebnend, in der totalitären Gesellschaft sich spiegelt, signalisiert objektiv das

Mißlingen von Fortschritt, die ‚immerwährende Gefahr des Rückfalls‘ (48). Fortschrittlicher, „Platzhalter von Menschheit“, ist heute eher die „extreme Individuation“, die nicht abläßt, „die Unvernunft der herrschenden Vernunft“ (38) zu denunzieren. Gleichwohl läßt, was im Begriff des Fortschritts gedacht wird, sich nicht auf Subjektivität reduzieren. „Der Einspruch des Subjekts [. . .] wäre theoretisch nicht mehr und nicht kontemplativ. Die Vorstellung der Herrschaft reiner Vernunft als eines Ansichseienden, von der Praxis Getrennten unterwirft auch das Subjekt, richtet es als Instrument von Zwecken zu. Die helfende Selbstreflexion der Vernunft jedoch wäre ihr Übergang zur Praxis: sie durchschaute sich als deren Moment; wüßte, anstatt sich als das Absolute zu verkennen, daß sie seine Verhaltensweise ist. Der antimythologische Zug am Fortschritt ist nicht zu denken ohne den praktischen Akt, der dem Wahn der Autarkie des Geistes in die Zügel fällt.“ (39 f.)

Rolf Tiedemann (Berlin)

Salomon-Delattour, Gottfried: Moderne Staatslehren. Politica. Abhandlungen und Texte zur politischen Wissenschaft, Bd. 18. Hermann Luchterhand Verlag, Neuwied und Berlin (West) 1965 (752 S., kart., 28,— DM, Ln., 48,— DM).

„Von der Geschichte Alexandrias wissen wir wenig, und sie interessiert uns auch nicht weiter — mit einer Ausnahme: dem Verbrennen der Bibliothek. Dieses Verbrennen von Buchstaben wird für die Menschheit für tragischer gehalten als das Verbrennen von Tausenden ihrer Mitglieder auf dem Scheiterhaufen. Nicht der Mensch als solcher, der Mensch als Kulturträger ist heilig.“ (48 f.) Derlei Einsichten werden bei dem 1964 verstorbenen Soziologen Salomon-Delattour keineswegs weitergetrieben zu der materialistischen von der Barbarei der Kultur und dem affirmativen Charakter aller Geistesgeschichte. Zwar ist er nicht blind für das, was seit dem neunzehnten Jahrhundert ein verbreitetes Unbehagen an dieser motivierte, aber er versucht der Entwicklung, daß „aus dem ästhetischen Kritiker [. . .] der Sozialkritiker“ (51) wurde, mit stets noch geistesgeschichtlichen Mitteln beizukommen, und die reichen kaum viel weiter, als „einem Kritizismus ohne Halt und Maß“ wiederum die ‚enthusiastische Schöpferkraft‘, jenen Geist, der „— letzten Endes — nicht von dieser Welt“ (49) sei, zu konfrontieren. Wenn „zwischen der maßlosen Macht und dem zuchtlosen Geist [. . .] kein Zusammenwirken“ (50) gesehen wird, dann kann freilich der Idealismus beliebig auferstehen. Er tut es bei S. aus antiquarischer Gesinnung. Diese „will nicht nur die zeitgebundenen, sondern auch die dauernden Themen hervorheben“ (19); sie kommt zu ‚Konstanten der Geschichte‘, indem sie „im Gegensatz zu Fortschritt und ständigem Wandel der Einrichtungen nach Dauer und Überlieferung fragt“ (44). Da jedoch die Geschichte der Moderne, für S. im vierzehnten Jahrhundert mit dem Zerfall des mittelalterlichen Universalismus beginnend, eine der Emanzipation der Politik von geistlicher Autorität darstellt und

durch „Experimentalismus“ und „Relativismus in der staatlichen Sphäre“ (33) bestimmt ist, geht es dem an Konstanten um jeden Preis interessierten Historiker der modernen Staatstheorien vorab um die Erkenntnis der „religiösen Voraussetzungen des staatlichen Denkens“ (623). So heißt es vom Zeitalter der beginnenden Industrialisierung: „Das eigentliche Problem des früheren 19. Jahrhunderts ist der zunehmende Unglaube.“ (575) Für „die Ungleichheit der Geschlechter“ sollen nicht „die Arbeitsteilung und die Besitzrechte“ sondern „eine moralisch bestimmte Ordnung maßgebend“ (426) sein. Da haben Politiker, die maßvollen, versteht sich, „die Macht der Schrift und der Geschichte stets geachtet (48). Solche — an Ort und Stelle aphoristisch-überspitzend gemeinten — Formulierungen stellen doch den Durchschnitt bürgerlicher Kulturgeschichte erst ins richtige Licht. „Die Voraussetzung einer Staatslehre“ sei „eine politische Anthropologie“, zu ihr gehöre das ominöse „Menschenbild“ (695), und dieses findet S. für die Moderne in der Vorstellung vom Bürger zweier Welten. Ist das kritisch gegen die „monistische Auffassung“ der Geschichte gewandt, so taugt ein derart installierter ‚Pluralismus‘, der ganz abstrakt bleibt, gerade nicht, „die vulkanischen Kräfte des Untergrunds zu verstehen“ (19 f.).

Der antiquarische Idealismus erlaubt nicht mehr, Geschichte, weder die konkrete noch die des Überbaus, in einem irgend emphatischen Sinn zu konstruieren. Nachdem die Konstanten einmal in die Funktionale gerutscht sind, als einzige die Parallelität von Staatslehre und Religion blieb, läßt in der Geschichte gar nichts mehr sich dingfest machen. S.s Buch ist durchaus mehr als Dogmengeschichte der Staatstheorien von Dante und Wilhelm von Ockham bis Carl Schmitt und Harold Laski, es wird auf weite Strecken zur Geschichte der politischen Ideen, geht gelegentlich in Sozialgeschichte über, aber alle historischen Exkurse bleiben Exkurse, haben den Charakter einer Beispielsammlung, von der das zu Exemplifizierende sich nicht recht will angeben lassen. Wenn man überhaupt eine durchgehende These des Autors ausmachen kann, so am ehesten noch die von der relativen Irrelevanz der ökonomischen Verhältnisse sowohl für die Entwicklung der Staatslehren wie für die Historie selber (cf. etwa 255 und 329). Neben den ohnmächtigen Antifaschismus des Liberalen („Man muß sich wirklich fragen, ob ein Mann wie Carl Schmitt selber glauben kann, was er sagt“ [672]) tritt denn auch ein blinder, nur emotionaler Antimarxismus bei S. Gelegentlich nennt er Franz Oppenheimer seinen „Vorgänger“: dieser beende „die Tradition des Rationalismus, wie er seit der Aufklärung das europäische Denken“ prägte; „in der Nachfolge von Marx“ erwachse Oppenheimers wissenschaftliches Werk „aus einer politischen Leidenschaft und Begeisterung, einem Drang zu helfen“, „denn das ist der Glaube, der hinter dieser universalen Sozialwissenschaft steht: der Glaube an die Freiheit und ihren Fortschritt als den Sinn der Geschichte“ (642 f.). Trotz aller Sympathie mit solchen Intentionen teilt S. diese selber kaum noch, er nimmt die Haltung des Sammlers ein, der wieder einmal zu spät kommt zum Belehren, wie die Welt sein soll. Vermag

sein Grau in Grau sie schon nicht zu verjüngen, so ist es mittlerweile doch auch mit dem Erkennen nicht mehr weit her. Der Fall besagt zugleich etwas über die liberale Tradition selbst. Wenn diese heute im Positivismus aller Spielarten sich neutralisiert, dann entbehrt auch der S.sche Antiquarismus als eine solche Spielart des Symptomatischen nicht völlig: immer kehrt am Ende einer Epoche auch der Eruditor als Epikureer wieder.

So wenig das Buch die Geschichte der modernen Staatslehren unter irgendeinem neuen Aspekt darstellt, so unbrauchbar ist es als Nachschlagewerk. Der Autor spricht vom „Essayismus“ (20) seiner Methode, aber es handelt sich dabei nur um methodisches Abschweifen. Einige weniger bekannte Autoren werden wiederentdeckt, doch vermag das nicht den Ausfall der älteren linken Staatstheorien aufzuwiegen. Die Zitate werden nicht nachgewiesen, eine Diskussion der Literatur fällt aus: S. hält prinzipiell nichts von ‚Polemik‘. Dem posthum erschienenen Buch ist eine Bibliographie der Veröffentlichungen seines Autors beigegeben, ansonsten ward es ungewöhnlich lieblos ediert. Zahlreiche Satzfehler verärgern, manchmal wiederholen sich dieselben Formulierungen innerhalb weniger Seiten, auch grammatikalische Unsicherheiten lassen die letzte Hand vermissen. Selbst gegenüber sachlichen Daten ist Mißtrauen geboten: der Dominikaner Francisco de Vittoria, einer der Begründer des Völkerrechts, wird als Jesuit eingereiht; de Maistre ist einmal 1754, eine Seite später bereits 1753 geboren; Hegels Rechtsphilosophie soll „nach Vorlesungsaufzeichnungen von 1822 durch E. Gans 1833 veröffentlicht“ (501) worden sein (die Rede ist von den *Zusätzen* zur Rechtsphilosophie, die im übrigen aber zwei Nachschriften von 1822/23 und 1824/25 entnommen wurden). Von der Korrektur solcher Irrtümer durften die Herausgeber sich nicht durch S.s Affekt gegen „schulmeisterliche Manieren“ (697) entbunden glauben.

Rolf Tiedemann (Berlin)

Willms, Bernard: Die totale Freiheit. Fichtes politische Philosophie. Staat und Politik, Bd. 10. Westdeutscher Verlag, Köln und Opladen 1967 (X, 170 S., kart., 27,— DM).

Das Buch von Willms, eine aus der Schule Joachim Ritters hervorgegangene Dissertation, ist wertvoll vor allem als luzide, gleichwohl detaillierte, sorgfältig belegte Darstellung der Fichteschen Soziallehre; als Kritik derselben ist die Arbeit mit einem im akademischen Bereich seltenen Engagement geschrieben. Sie weist Fichtes „Position der autonomen Subjektivität“, die von der Forschung sonst oft als erkenntniskritisch-metaphysische isoliert wird, bereits in den frühen Revolutionsschriften nach: hier, in der Arbeit am realen Tagesgeschehen, ‚errungen‘, werde sie in der theoretischen Wissenschaftslehre nur noch ‚systematisiert‘ (57). Revolutionärer Ansatz und Systematisierung zeigen nach W. gleichermaßen einen „Mangel an Entgegensetzung“ sowohl von Staat und Gesellschaft wie auch von Gleichheit und Freiheit; die „Differenziertheit der Gesellschaft“ —

unabdingbar für eine freiheitliche im Sinn des Liberalismus — gebe Fichte preis „zugunsten einer Einheitlichkeit des moralisch-vernünftigen Interesses“, „das Moralische fungiert [...] als gewaltsame Ausrichtung auf das gleiche Interesse“ (31). Die Unmöglichkeit, die jakobinische Subjektivität „mit dem Allgemeinen in Recht und Staat“ zu ‚vermitteln‘ (57) — in einer „Die totale Gesellschaft“ überschriebenen Analyse der „Grundlage des Naturrechts“ entfaltet —, führe Fichte zum Ausweichen in die abstrakte Utopie, das ebenfalls schon in den unsystematischen Revolutionsschriften von systematischer Relevanz sei. Auch in Fichtes Spätphilosophie ersetzt, W. zufolge, lediglich eine mißlungene Konkretion die falsche Abstraktheit der frühen und mittleren Schriften: stellen diese die Philosophie der Französischen Revolution dar, in der die ‚Herkunftsordnungen‘ totalitär negiert werden, so ist jene das Denken des Befreiungskrieges gegen Napoleon, in dem, nicht minder terroristisch, „nationale Selbstbehauptung [...] zum Menschheitsanspruch gesteigert“ (139) wird. W., beunruhigt von dem totalitären Potential in Fichtes Denken als einem „Problem [...]“, das nunmehr, nach der Wirklichkeit des Totalitarismus im 20. Jahrhundert, nicht mehr beiseite bleiben darf“ (10), vertritt gegen Fichte im wesentlichen die Position der Hegelschen Rechtsphilosophie. Das „Abschneiden der historischen Dimension“ (55), die Unabhängigkeit „von der Herkunftswelt des historisch-politisch Bestehenden“ (52), der Fichte unhistorisch „das revolutionäre Postulat“ (54) gegenüberstelle, rächten sich in der Konsequenz seiner Staats- und Gesellschaftstheorie, die notwendig zur Apologie des totalitären Staates gerate: „Gesellschaftliche Rechts- und Eigentumsordnung als notwendig unendlicher Zwang einerseits und als Dasein und Wirklichkeit der Freiheit andererseits sind so die verschiedenen Ergebnisse der politischen Theorie bei Fichte und Hegel.“ (118)

Eine Metakritik der Untersuchung von W., der wie wenige Fichte-Forscher die Aktualität seines Gegenstandes deutlich macht, kann an dieser Stelle nicht einmal skizziert werden. Die kurze Anzeige des Buches muß sich mit wenigen, mehr rhapsodistischen Annotationen begnügen, die seinen Rang innerhalb der Fichte-Literatur, etwa gegenüber Kompilationen von der Art der Schenkelschen, keineswegs vergessen machen wollen. W. versucht, einer ‚wohlverstandenen liberalen politischen Theorie‘ (141) das Wort zu reden, sein Antitotalitarismus bleibt dementsprechend eine Sache der Gesinnungsethik. Er denunziert an der Fichteschen Utopie die ‚abstrakte Identität der Subjekte‘, fühlt sich an den Marxismus ‚erinnert‘ und erklärt sein ‚Unbehagen‘: in solchem Vernunftreiche gebe es weder „Individualität“ noch jene „Subjektivität, um deren Freiheit und Selbständigkeit es ja ursprünglich geht“. Daß Kategorien wie Subjektivität und Individualität sich in der Geschichte verändern; daß der Mensch, der endlich zu dem Seinen gekommen wäre, nicht länger „in der bestimmten Entgegensetzung zu allen anderen sich konstituierende Individualität“ (49) wäre, vermag die Argumentation nicht zu antizipieren; ihr selber ist Geschichte so fremd, wie sie

Fichte es vorwirft; sie akzeptiert das historisch Besondere als Allgemeines, das in alle schlechte Ewigkeit sich fortschleppen müsse. Fichtes Apriorismus, der, von der Gunst des revolutionären Augenblicks wahrhaft beflügelt, die Tatsachenwelt rücksichtslos nach den Kriterien der Wahrheit, aus Vernunft zu organisieren unternimmt; wollte damit nicht sich abfinden. Die Abstraktheit seines Wahrheitsbegriffs wäre als Produkt einer gesellschaftlichen Verfassung zu erkennen, unter der menschliche Tätigkeit in die Grenzen der subjektiven Vernunft gebannt blieb; dieser Bann, das Gefängnis des Geistes, war jedoch zugleich die Form, in der Wahrheit, ein mehr als Daseiendes zu einer bestimmten Zeit allein sich entfalten konnte. Aber anstatt die Fichtesche Philosophie als historisch bedingte zu dechiffrieren, konfrontiert W. ihr nur eine Position der abstrakten Geschichtlichkeit, die dann das Politische ‚als ein eigenständiges Gegenüber‘ und als ‚dualistisches Herrschaftsverhältnis‘ (42) ein für allemal in der Tasche hat, in der die gesammelten Werke von Carl Schmitt, Freyer, Gehlen und Schelsky sich beulen. Fichtes Bestimmung, daß „das Leben im Staat [...] ein nur unter gewissen Bedingungen stattfindendes Mittel zur Gründung einer vollkommenen Gesellschaft“ (zit. 36) sei, macht konkrete Veränderung, ein Fortschreiten der Geschichte immerhin absehbar. Demgegenüber muß W.’ Definition des Staates als ‚Ordnung stiftender und garantierender Dimension‘ (35) sich auf die Bismarcksche Theorie des Politischen als einer Theorie des Schlimmstmöglichen zurückziehen; die gesellschaftliche Tätigkeit der Menschen restringieren zur Stabilisierung der Institutionen der bürgerlichen Gesellschaft, die solcher Bestätigung durch ihre Glieder freilich längst nicht mehr bedarf. Fichte intendierte mehr und anderes. Wenn dieses auch die Schranken des Bürgertums nicht zu sprengen vermochte, so wäre es doch, als Impuls, von der philosophischen Interpretation durch den Nachweis seiner Beschränktheit hindurch zugleich zu retten. Fichte ist Evarist Garmelin und ist es nicht. Das zum absoluten sich aufspreizende transzendente Subjekt wiederholt das dunkle Geheimnis der bürgerlichen Gesellschaft und enträtselt es in einem. Indem Fichte den Idealismus in seine Konsequenzen hineintreibt und zu jenen totalitären Gestalten kommt, die W. ihm leicht nachrechnen hat, nennt er bewußtlos beim Namen, was alle bürgerliche Praxis im Kern verdirbt: daß ihre Vernunft in Herrschaft sich erschöpft und damit widervernünftig wird. Den Gegensatz von Spontaneität und Passivität, der innerhalb der bürgerlichen Produktionsverhältnisse nicht aufzulösen ist, hat Fichte, bedingungslos auf die Seite der Vernunft sich schlagend und der empirischen Welt ihr Mal noch einmal einbrennend, getreuer registriert als sein jüngster Kritiker, dem das Wirkliche das Vernünftige wieder einmal schon ist. Zwar ist, nach der Einsicht Hegels, in der historisch gewordenen Objektivität Vernunft enthalten, aber das ist die falsche, partikuläre der bürgerlichen Gesellschaft. Suspendiert Philosophie deren Kritik, so wird sie affirmativ, macht ihren faulen Frieden mit eben jener Unmenschlichkeit, die bei Fichte zutage liegt und über die er gleichzeitig hinauswollte.

Nicht zuletzt in seiner „Tendenz auf permanente Revolution“ (119) kommt objektiv das Ungenügen an den Implikationen des eigenen Denkens zur Sprache.
Rolf Tiedemann (Berlin)

Kolakowski, Leszek: Traktat über die Sterblichkeit der Vernunft. Philosophische Essays. Aus dem Polnischen von Peter Lachmann. Piper Verlag, München 1967 (272 S., Pb., 13,80 DM).

Im zweiten philosophischen Buch Kolakowskis, das in deutscher Sprache veröffentlicht wurde, sind wie in „Der Mensch ohne Alternative“ thematisch nicht zusammenhängende Aufsätze gesammelt, die zum großen Teil in polnischen Zeitschriften zuerst veröffentlicht wurden. Ihre Auswahl und Zusammenstellung durch den Verlag verfolgen einen propagandistischen Zweck. Es kann immer noch nicht überprüft werden, ob sie für Kolakowskis Denken repräsentativ stehen und ob er mit ihrer Zusammenstellung einverstanden war. Aber selbst wenn es sich nur um Gelegenheitsarbeiten handelt, wird darin eine kritische Position deutlich, die sich in kapitalistischen wie in sozialistischen Ländern immer mehr verbreitet. Sie wird hier in drei Aufsätzen besonders klar erkennbar: „Ethik ohne Kodex“, „Cogito, historischer Materialismus, expressive Persönlichkeitsinterpretation“ und „Der Rationalismus als Ideologie“.

Der Grund für K.'s Kritik an der polnischen KP ist die Erfahrung, daß in den sozialistischen Ländern trotz der Sozialisierung der Produktionsverhältnisse die „Entfremdung“ der Arbeiter andauere, obwohl doch Marx behauptet habe, „daß der ‚Kommunismus als positive Aufhebung des Privateigentums‘ mit der Aufhebung der menschlichen Entfremdung überhaupt identisch sei“ (79). Diese verbreitete Fehlinterpretation der Erkenntnis von Marx, daß die Aufhebung des Privateigentums an den Produktionsmitteln die Voraussetzung der Aufhebung der Unterdrückung ist, noch lange nicht die Aufhebung der „menschlichen Entfremdung überhaupt“, verhindert eine marxistische Kritik der Politik der KP und führt tendenziell zur Gleichsetzung von Spätkapitalismus und Sozialismus. In K.'s bisher übersetzten Aufsätzen findet sich nicht einmal der Ansatz zu einer sozioökonomischen Analyse der kritisierten Verhältnisse. K. diskutiert nicht die Entwicklung der Produktivkräfte in den sozialistischen Ländern. Daher äußert sich sein Protest gegen den Zwang der Parteibürokratie in einem voluntaristischen Humanismus, der ohnmächtig bleibt, weil er nicht die durch die Sozialisierung der Produktionsmittel und den Stand der Produktivkräfte möglich gewordene Freiheit mit der tatsächlichen vergleicht und so zu bestimmten, verwirklichtbaren Forderungen kommt. Die Unfähigkeit, geschichtliche Entwicklungen zu begreifen und zum Ausgangspunkt politischer Forderungen zu machen, charakterisiert die philosophische Position Kolakowskis. Die „radikale Rationalität“ des Einzelnen muß die verlorene gesellschaftliche Erkenntnis ersetzen. Die Antinomien des bürgerlichen Bewußtseins, der Konflikt zwischen theoretischer und

praktischer Vernunft (K.'s Nähe zu Kant), zwischen Sein und Sollen, zwischen der „Welt der Tatsachen“ und der „Welt der Werte“ (passim) erscheinen als unüberwindliche Kluft, als hiatus irrationalis, der nur in einem dezisionistischen „Akt der wertenden Wahl“ (passim) überwunden werden könne, wobei die Werte grundsätzlich irrational bleiben müßten. Als Ersatz für eine vernünftige Theorie steht eine individualisierte Ethik, die mit absurder Stetigkeit die Paradoxie des bürgerlichen Individuums wiederholt, das wertet, ohne es zu können. Die Unfähigkeit des Liberalen zur „Entscheidung“ (Der Mensch ohne Alternative wird hier ethisch begründet: „erforderlich ist die Situation des ‚Dazwischen-Seins‘“ (101)) erscheint philosophisch als Relativismus und Skeptizismus, in den der Aufruf zur „kritischen Unruhe“, zum „Kampf gegen alle Heiligen“ ständig umschlägt.

Die Persönlichkeit nach dem Schema des Einzelkapitalisten oder des privilegierten ästhetischen Individuums, wie sie K. im Aufsatz „Cogito, historischer Materialismus, expressive Persönlichkeitsinterpretation“ entwirft und in das „Weltbild“ von Marx, wie er das nennt, einpaßt, macht auch seinen Begriff der Freiheit verdächtig. K.'s Kritik an der polnischen KP, die er mit der katholischen Kirche vergleicht, kommt von einer Position, die es der Partei leicht macht, den berechtigten Forderungen nach Demokratisierung und Dezentralisierung der Entscheidungsgewalt, wie sie zum Teil schon im „Neuen Ökonomischen System“ verwirklicht sind, auszuweichen.

Wie unverbindlich und schnodderig K.'s essayistischer Stil ist, dessen Begriffe zwischen Existentialismus, Positivismus (gerade im Versuch der Abgrenzung gegen diesen) und Marxismus schwimmen, wird im Kontrast gegen einige Zitate von Marx besonders deutlich.

Veit-Michael Bader (Berlin)

Steinger, Herbert: Was ist Freiheit? ABC des Marxismus-Leninismus. Hrsg. v. Institut für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED. Dietz-Verlag, Berlin (Ost) 1967, 3. überarbeitete Aufl. (75 S., brosch., —, 60 MDN).

Zwei Aspekte beherrschen die vorliegende Broschüre fast vollständig: die ideologische Defensive gegen den ‚Westen‘ und ein puritanischer Technizismus. Die erste Hälfte konfrontiert den Anspruch des Westens, die Freie Welt zu sein, mit systembegründeten Fakten sozialer Unfreiheit und politischer Scheinfreiheit. Nur der Osten „kann sich zu Recht so nennen: freie Welt.“ (74) Sozialistische Freiheit wird über weite Strecken abgehandelt, als sei sie mit technischem Potential gleichbedeutend. Als Leitmotiv zieht folgendes Anwendungsbeispiel sich durch Steiningers Broschüre: „Nehmen wir an, ein Mensch, ein Bewohner unserer Mutter Erde beschließt, künftighin nicht mehr auf der Erde, sondern auf dem Planeten Venus zu leben. ... Als freier Mensch will er sich dorthin begeben, will er dort leben, wo es ihm beliebt. Und ihm beliebt es nun einmal, unseren Planeten sofort zu verlassen.“ (37) Von diesem angenommenen Fall, der nicht der

Züge makabrer Komik entbehrt, gelangt Verf. zum Begriff der Notwendigkeit als Grundlage „für unsere Macht über die Natur“ (39). Zweierlei scheint bestimmend für die weitere Durchführung: 1) wird diese Macht nicht wesentlich relativiert als Mittel für Zwecke der Befriedigung und Befriedung; 2) wird das staatlich-gesellschaftliche „Wir“ mit keinem Wort problematisiert oder wenigstens unter der Kategorie Notwendigkeit, auch Einsicht in sie, abgehandelt. Freiheit von der notwendigen Herrschaft über die Natur und über sich selbst — sei es nur in Gestalt von Freizeit — fehlt am Horizont des Verfassers. Seine Schrift redet wie ein Zuchtmeister, aber ohne Enthusiasmus. Die vereinzelt eingestreuten Zitate von Marx und Brecht, ja auch von Ulbricht, die nie ganz hereinpasse, leuchten etwas verloren in dieser trüben Schrift, die an vielen Stellen recht hat und doch an keiner Stelle überzeugt.

Wolfgang Fritz Haug (Berlin)

Schwarzman, K. A.: *Ethik ohne Moral*. Kritik der modernen bürgerlichen ethischen Theorien. Dietz-Verlag, Berlin (Ost) 1967 (310 S., Ln., 7,80 MDN).

Der provozierende Titel erklärt sich so: Nach der Verfasserin Überzeugung, die ausdrücklich auf den Marxismus-Leninismus gegründet ist, sind Moralanschauungen und -normen nur dann wahr, wenn sie den objektiven Bedürfnissen des gesellschaftlichen Fortschritts entsprechen, d. h. wenn sie die Interessen der fortschrittlichen gesellschaftlichen Kräfte zum Ausdruck bringen (158). Absicht des Buches ist es zu zeigen, daß die bürgerliche Ethik in all ihren gegenwärtigen gelehrten Varianten lediglich die Bedürfnisse von Kräften ausdrückt, die sich dem gesellschaftlichen Fortschritt entgegenstemmen und somit also der moralischen Legitimation entbehren. Behandelt werden Pragmatismus, Institutionismus (Moore und die Deontologen), Neopositivismus, Existenzialismus, Freudismus (Freud selbst und der Neofreudismus Erich Fromms), Neothomismus. Alle diese Richtungen stellt die Verf. dar, indem sie sich Punkt für Punkt unmittelbar mit ihnen auseinandersetzt. Dies geschieht nicht allzu nuanciert oder tiefeschürfend, sondern mehr auf der Ebene eines marxistisch unterbauten gesunden Menschenverstandes. Was soll man auch viel zu einer Ethik sagen, die wie die der Pragmatisten, im Grunde keine Prinzipien mehr anerkennt, sondern die moralische Entscheidung nur noch vom Zufall der Situation abhängig macht, oder zu der Pflichtenlehre der Deontologen, nach der es Pflicht nur gegenüber einzelnen Menschen, aber nicht gegenüber der Gesellschaft gibt. Und wird man den Existentialisten, die sich dagegen wehren, daß Freiheit Einsicht in die Notwendigkeit sei, nicht mit Recht sagen dürfen, daß dies von wenig Einsicht in die Freiheit zeugt, dafür aber die „Willkür auf dem Gebiet der Moral“ sanktioniert (287)?

Bei allen Einwänden gegen mancherlei Vereinfachung, stimmt nachdenklich, wenn es abschließend heißt: „Alle Richtungen der bürgerlichen Ethik bringen die Tatsache zum Ausdruck, daß der heu-

tigen Bourgeoisie der Glaube an sich selbst, der Glaube an die Zukunft fehlt, denn die bürgerliche Ordnung hat keine Zukunft“ (288). Nur: Hätte die Verf. etwas mehr von den Schwierigkeiten durchblicken lassen, die sich den um Ethik oder Moral bemühten Menschen heute überall in der Welt und nicht nur innerhalb der kapitalistischen Gesellschaft entgegenstellen, wenn sie zu einem Glauben an die Zukunft gelangen wollen, so hätte sie dies von manchem allzu pauschalen Urteil über die Menschen in der bürgerlichen Ordnung wohl abgehalten, und ihre eigene Ethik, die den Anspruch macht, als einzige auf Moral und Wissenschaft gegründet zu sein, wäre für skeptische, aber gleichwohl moralisch denkende Leser glaubwürdiger geworden.

Friedrich Tomberg (Berlin)

Redlow, Götz: *Theoria*. Theoretische und praktische Lebensauffassung im philosophischen Denken der Antike. Deutscher Verlag der Wissenschaften, Berlin (Ost) 1966 (166 S., Ln., 16,— MDN).

Die Auseinandersetzung zwischen bios theoretikós und bios praktikós durchzieht nach Redlow die ganze griechische Philosophiegeschichte. *Theoria* bedeutete ursprünglich Schauen, aber auch Reisen. Beide Bezeichnungen trafen auf den frühgriechischen Kaufmann zu, der mit der Entwicklung von Handel und Industrie in der Polis gegenüber dem grundbesitzenden Aristokraten mehr und mehr an Bedeutung gewann. Sich in der Welt umzuschauen, gehörte zu seinem Geschäft. Theorie war bei ihm noch ganz Praxis. Dann aber verselbständigt sich die Theorie, die Distanz zwischen der ideellen Widerspiegelung und dem Widergespiegelten, der Natur, wird bewußt (32), die Theorie wird Weltanschauung. Bei den vorsokratischen Materialisten (Thales, Heraklit, Parmenides, Demokrit) bleibt sie Schau der Einheit der Welt und wird dort bis zur höchsten Abstraktion, bis zu Begriffen wie Eins, Einheit, Sein, Werden, Vielheit, Nichtsein, Nichts, „Ichts“, entwickelt (70). Bei den Orphikern und Pythagoreern wendet sie sich nach innen und auf Jenseitiges, wird mystisch oder „rein“ und „uneigennützig“. Damit ist der bios theoretikós als ein der Lebenspraxis fernes oder feindliches Dasein schon konzipiert. Er wird das Ideal der „aristokratischen Reaktion“ (77), vertreten vor allem durch Sokrates, Platon, Aristoteles. Was über Sokrates gesagt ist, ist anfechtbar, die Charakterisierung Platons bleibt an der Oberfläche. Lediglich Aristoteles wird — in seinem Schwanken „zwischen Forschung und Spekulation“ (104 ff.) — differenzierter dargestellt. Aber darauf kommt es nicht an: wichtig ist an dieser Schrift, daß sie neue Maßstäbe setzt. Es ist des Verfassers ausdrückliche Absicht die „Legende“ über Sokrates, Platon und Aristoteles zu zerstören (66). Seine These: Die wissenschaftliche *Theoria* wurde nicht von der idealistischen, sondern von der materialistischen Philosophie konzipiert und ausgearbeitet. Die historisch notwendige Trennung der Theorie vom Leben und den hierauf beruhenden Gegensatz von theoretischem und praktischem Lebensideal konnten die griechischen Materialisten jedoch auch nicht überwinden. Erst in unserer

Zeit, da durch die Automatisierung der Produktion und ihre kybernetische Steuerung der Arbeiter nicht mehr Hauptagent der materiellen Produktion zu sein braucht, sondern mehr und mehr, neben dem Produktionsprozeß stehend, sich die Natur wissenschaftlich aneignet, da also mit der ‚Verwissenschaftlichung‘ der Produktion die allseitige Entfaltung der Persönlichkeit des Produzenten zur Produktionsnotwendigkeit wird, kann das Ideal von der reinen Theoria überwunden, kann der Unterschied von geistiger und körperlicher Arbeit aufgehoben werden (12 f.). Die Theoria dieser „revolutionären Umgestaltung der Produktion“ sieht Redlow im dialektischen Materialismus. Diesen bezeichnet er — in knapper Andeutung den Bogen von den Griechen zu uns herüberziehend — als „die moderne Weltanschauung oder philosophische Auffassung, ‚Schau‘ des Weltganzen, die unserer Zeit entspricht“ (3). Friedrich Tomberg (Berlin)

Kortum, Hans: Charles Perrault und Nicolas Boileau. Der Antike-Streit im Zeitalter der klassischen französischen Literatur. Neue Beiträge zur Literaturwissenschaft, Bd. 22; hrsg. von W. Krauss und W. Dietze. Rütten und Loening, Berlin (Ost) 1966 (209 S., Ln., 18,— MDN).

Krauss, Werner, und W. Dietze (Hrsg.): Neue Beiträge zur Literatur der Aufklärung. Neue Beiträge zur Literaturwissenschaft Bd. 21. Rütten und Loening, Berlin (Ost) 1964 (485 S., Ln., 21,— MDN).

Die Bücher setzen in der Reihe „Neue Beiträge zur Literaturwissenschaft“ die neben den Reihen „Beiträge zur Deutschen Klassik“ und „Germanistische Studien“ für die Literaturwissenschaft in der DDR repräsentativ ist, die Bände fort, die der Literatur der Aufklärung gewidmet sind. (Bde 1; 16, 18) In der DDR ist die Aufklärungsforschung, der W. Krauss wichtige Anstöße vermittelt hat, seit 1955 in einer eigenen Arbeitsgruppe institutionalisiert; aus ihr stammen die meisten Beiträge der vorliegenden Publikationen.

Kortums Buch, dessen einleitendes Kapitel in dem Band „Neue Beiträge zur Literatur der Aufklärung“ ebenfalls abgedruckt ist, behandelt mit der Kontroverse zwischen Boileau und Perrault einen Ausschnitt der Auseinandersetzung um die normative Geltung der antiken Kultur im Frankreich Ludwig XIV., die als „Querelle des Anciens et des Modernes“ bekannt ist. Der nur scheinbar kunstimmanente Streit ist für die Geschichte der Aufklärung wichtig, weil sich im Vergleich der Epochen Ansätze des neuen Kunstverständnisses wie das geschichtliche Denken des 18. Jhdts. herausgebildet haben. K., der den Streit im Zusammenhang der gesellschaftlichen Bestrebungen der sozialen Gruppen in Frankreich analysiert, sieht in ihm — als Ergebnis seiner Arbeit — einen „Kampf zwischen zwei Fraktionen des französischen Bürgertums . . . um die Orientierung der zeitgenössischen Kultur.“ (S. 14) Es ist das Verdienst des Buchs, die

soziale Bedeutung der Position Perraults, die von der kulturellen Überlegenheit der Moderne und kunsttheoretischen Begriffe wie „Erfindung“ und „Geschmack“ ausgeht ebenso wie den gesellschaftlichen Sinn von Boileaus Vorstellung der „Nachahmung“ der vorbildhaften Antike zu erarbeiten. Die durch K.s Buch im Einzelnen sichtbar gemachten Zusammenhänge können hier nur angedeutet werden. Boileaus These, die die Kunst an die Vorbilder der Tradition bindet und das zum Urteil fähige Publikum auf eine humanistische Bildungselite begrenzt, wurde, wie K. zeigt, in der Umgebung der konservativ-oppositionellen ‚Parlamentarischen Bourgeoisie‘ entwickelt, die nach der ‚Fronde‘ von gesellschaftsverändernder Praxis ausgeschlossen war und weitgehend an einer humanistisch-traditionalen Wissensvorstellung festhielt. Dagegen verkehrte Perrault in den Salons des nicht humanistisch gebildeten Finanzbürgertums, dessen kulturellen Anspruch die neue ästhetische Norm des „Geschmacks“ legitimierte (die später in der Aufklärung „jedermann“ das Urteil über den Repräsentationsgegenstand Kunst erlaubt); er war ferner ein wichtiger kulturpolitischer Beamter des Merkantilisten Colbert, der die Naturwissenschaften und damit eine antitraditionale Wissenskonzeption staatlich förderte. Perraults Denken hat so, wie K. nachweist, in seiner Bindung an den Absolutismus und in dessen historisch progressiver Rolle, die Perraults Fortschrittskonzeption artikuliert, seinen Hintergrund. In einem Ausblick deutet der Verf. weiter die Veränderungen der Konstellation an, die die Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft im 18. Jhd. begleiten. Die Aufklärungphilosophie, die in Perrault einen ihrer Vorläufer sieht, löste dessen „Modernismus“ aus seiner Fixierung an den Absolutismus; ferner begann in der 2. Hälfte des 18. Jhdts. eine Verbindung von Fortschrittsdenken und nicht konservativer Antikerezeption, die über ihren 1. Höhepunkt in der Französischen Revolution hinaus geschichtlich wirksam gewesen ist.

Der Band „Neue Beiträge zur Literatur der Aufklärung“ enthält 16 Abhandlungen, die zum Teil den Charakter wissenschaftlicher Vorarbeiten haben; so die Aufsätze: „Voltaires literarische Hilfsmittel in Berlin“ (Fontius), „Zur politischen Terminologie J. J. Rousseaus (Chajutin) und „Zeitgenössische Zeugnisse für das Werk Holbachs“ (Besthorn). Die übrigen Arbeiten lassen das theoretische Interesse, das die Forschungen der Gruppe leitet, erkennen. Als Ausdruck des Geschichtsbewußtseins, wie es durch die „Querelle“ entwickelt wurde versteht R. Geissler die erste kritische Philosophiegeschichte des Bourleau-Deslandes (1737). Ihr liegt ein sensualistischer, auf gesellschaftlichen Nutzen bezogener Begriff von Philosophie zugrunde. Eine Darstellungsform, die dem Wissen gesellschaftliche Wirksamkeit ermöglicht, ist eine Konsequenz daraus, die das Werk von der zeitgenössischen lateinischen Philosophiegeschichte des rationalistischen deutschen Aufklärers Brucker unterscheidet. An das Verhältnis von Philosophie und bürgerlicher Öffentlichkeit knüpfen weiter die Aufsätze an, die die französischen Zeitschriften-geschichte des 17. und 18. Jahrhunderts behandeln. R. Noack gibt einen

materialreichen Überblick besonders für die literaturkritischen Zeitschriften. Die Entwicklung der Verlage zu „kapitalistischen Unternehmungen“ (43) löste im 18. Jhdt. den „Kulturprotektionismus“ ab. Darin sieht N. — zusammen mit der erhöhten Buchproduktion, die nach einer internationalen Organisation verlangte — den Grund für die Entstehung des literaturkritischen Journalismus. Seine Marktabhängigkeit zeigte sich ebenso in seiner antielitären Bildungskonzeption, der Tendenz zur „Vielfalt der Gegenstände“ (ebd.) wie in seiner Neigung zur Verlagsreklame. W. Schröder, der die Geschichte des „Journal encyclopédique“ darstellt, thematisiert u. a. die problematische Beziehung Diderots und D’Alemberts zu der wegen ihrer geringen Wissenschaftlichkeit zwiespältigen Bildungskonzeption, wie sie der marktabhängige Journalismus förderte. Das Interesse an der gesellschaftlichen Wirkung der Aufklärer, das die Zeitschriftenforschung motiviert, ist auch das Argument W. Techtmeiers, weniger bekannte Theoretiker in die Forschung einzubeziehen. In seinem Aufsatz über Brissot de Warville, der vor der Revolution als Publizist sozialistische Vorstellungen entwickelte, fügt er als 2. Argument hinzu, daß durch die Praxisnähe und durch das Leben in den gesellschaftlichen Mittelschichten diese Autoren dazu neigten, die großen Theorien in einer Weise weiterzuentwickeln, die „nicht im Interesse ihrer Vorbilder“ (S. 240) lag. Eine egalitäre Bildungskonzeption trennte Brissot von Voltaire, der aus politischen Gründen dazu neigte, die Erkenntnisse der Aufklärung nur einer Elite zu vermitteln. M. Naumanns Aufsatz kann an Hand der Publikationsgeschichte des „Christianisme dévoilé“, die er thematisiert, einen Überblick über die politischen Gruppierungen der Aufklärungsbewegung geben, weil das Publizieren von bestimmten Thesen zugleich eine praktische Frage des Bündnisses mit bestimmten Gruppen war. Durch die fehlende Reflexion von Erkenntnis im Hinblick auf ihre gesellschaftliche Wirkung, die gerade den Aufklärern eigen war, erklärt M. Starke die isolierte Position La Mettries in der Aufklärungsbewegung. In La Mettries außergeschichtlichem Naturbegriff, der inhaltlich aber die bürgerliche Beschränktheit der Tugendvorstellung auch eines Holbach nicht teilt, sieht Starke den Grund dafür, daß sich La Mettrie taktischen Überlegungen verschloß. Sein Wahrheitsbegriff bleibe so spekulativ. Im Aufsatz H. W. Nöcklers zu den Auffassungen der Ehe und der Gattenwahl im 18. Jhdt. in Frankreich und England zeigt sich die Fruchtbarkeit des Ansatzes, der der gesamten Aufklärungsforschung in ihrem Literaturbegriff zugrundeliegt, künstlerische Darstellungen, programmatische Publikationen und Theorien im Zusammenhang zu untersuchen. N. verfolgt, wie das Ideal der Heirat aus individueller Liebe und der Gattenliebe, das vom Bürgertum vertreten worden ist und auf der Gleichheit der Menschen beruht, in die Wirklichkeit sozialer Gegensätze eingefügt wird. Den Mangel an realistischer dichterischer Gestaltung des Themas, die N. nur in R. Challes „Illustres Francaises“ und im 1. Teil der „Nouvelle Héloïse“ Rousseaus findet, erklärt N. aus dem Bedürfnis des Bürgertums reale Schwierigkeiten in Utopien zu versöhnen.

Hingewiesen sei noch auf den kurzen Aufsatz von W. Krauss, der die Bedeutungserweiterung der Begriffe „Materialismus“ und „Idealismus“, die im 18. Jhdt. entstanden sind, wortgeschichtlich untersucht, und auf die Arbeit von C. Werner über die Geschichtsauffassung N. de Bonnevilles. F. Fries stellt das Scheitern eines Theaters der Aufklärung in Spanien dar. H. Stolpe bekräftigt im Streit um Herders Naturphilosophie die These, daß Herder zu den Vorläufern einer darwinistischen Entwicklungstheorie gehöre. — Insgesamt geben die Bände dank ihres Problemansatzes einen Einblick in die noch andauernde geschichtliche Bedeutung der Aufklärung; Ziel der Forschungsgruppe ist es nach der Vorbemerkung zu dem Sammelband zu der vollen Rezeption der „deutschen Klassik“ und zum Verständnis „unserer eigenen Epoche“ beizutragen. Der in beiden Bänden außerordentlich reiche Anmerkungssteil enthält wichtige Textstellen, Literaturhinweise und Übersetzungen der originalsprachlichen Zitate.

Götz Braun (Berlin)

Spitzer, Leo: *Eine Methode, Literatur zu interpretieren.* Carl Hanser Verlag, München 1966 (126 S., kart., 10,80 DM).

Spitzers Buch — bereits 1949 unter dem Titel „A Method of Interpreting Literature“ in den USA erschienen — verdient insofern größtes Interesse, als der Autor das Ansehen genießt, in seinen Arbeiten einen verbindlichen Maßstab einer stilistisch orientierten Textinterpretation aufgestellt und (wie der Herausgeber Walter Höllerer einleitend schreibt) „wesentlich dazu beigetragen (zu haben), daß an die Stelle einer positivistischen und ideengeschichtlichen Deutung von Literatur eine dem Gegenstand gemähere Methode gesetzt wurde, nämlich eine genaue Darstellung der sprachlich-stilistischen Zusammenhänge im Text.“

Spitzers Ruf als Literaturwissenschaftler internationalen Ranges geht bereits auf die Veröffentlichung der *Stilstudien* 1928 zurück, die zusammen mit den Arbeiten Karl Voßlers die Schule der sog. „ästhetisch-psychologistischen Stilistik“ begründeten. Deren Anliegen war es, „ein *Totalbild* eines Stils (zu) geben . . ., alles stilistisch bei einem Autor Bemerkenswerte (zu) vereinen und mit seiner Persönlichkeit in Zusammenhang (zu) bringen“ (*Stilstudien*, 2. Aufl., Darmstadt, 1961, 2. Bd., p. 513), d. h. aber, literarischen Stil unter Ausklammerung aller gesellschaftlichen Bezüge auf ein als autonom gesetztes psychologisches Subjekt zu reduzieren. Ihre ideologischen Voraussetzungen hat diese Stilistik (wie jede psychologisch-personalistische Ästhetik) in der bürgerlich-liberalen Auffassung des Individuums als eines a priori autonomen Subjekts; philosophiegeschichtlich lassen sich diese Vorstellungen auf die Romantik und den Geniebegriff Kants zurückverfolgen.

Die Position des frühen Spitzer darf heute als widerlegt und überholt angesehen werden. Die Entwicklung der modernen Literaturwissenschaft verlief vielmehr im Sinne der Kunstauffassung und Methodenlehre des ‚New Criticism‘ — ästhetizistischer Formalismus

und werkimmanente Textinterpretation (siehe Besprechung v. Robert Weimann: „*New Criticism*“ und die Entwicklung bürgerlicher Literaturwissenschaft, *Argument*, 9. Jhg./1967, Nr. 42, S. 64 ff). Spitzer hat in seinen späteren Veröffentlichungen diesen Positionswechsel selbst vollzogen; das vorliegende Buch beruft sich ausdrücklich auf das Prinzip einer werkorientierten „*explication de texte*“ — die romanistische Variante neukritischer Methodologie —, nach dem drei Gedichte „mystischer Ekstase“ (John Donne, Juan de la Cruz, Richard Wagner), ein Brief Voltaires und ein Text der amerikanischen Werbung interpretiert werden.

Doch zeigt sich beim genauen Lesen deutlich, daß Spitzer die psychologistische Stilistik keineswegs völlig überwunden hat; vielmehr meldet sich diese unter der Hand und in Form von Vorurteilen zu Wort. Popularisierte psychologische Kategorien treten jetzt in Verbindung mit abgestandenen metaphysisch-theologischen Vorstellungen auf. So heißt es über den psychologischen Mechanismus der amerikanischen Werbung, er müsse „tiefe Wurzeln in der amerikanischen Seele haben“ (94), und in seiner im Detail brillanten, in den Schlußfolgerungen aber enttäuschenden *Voltaire*-Interpretation sagt Spitzer, daß es ihm letzten Endes darum ginge, „unter dieser so sorgfältig konstruierten Oberfläche zu schürfen, um einen Einblick in die innere Geologie des psychologischen Gefüges zu erhalten“ (77). Der Begriff des ‚Psychologischen‘ wird dann sogleich in einem überraschenden Sprung ‚theologisch‘ erläutert: *Voltaires* stilistische Brillanz sei wie alle „Leistungen eines vollkommenen Stils“ das „glückliche Ergebnis unserer menschlichen Unvollkommenheit“, ein „Ausgleich für die innere Einsamkeit des Menschen ohne Gott . . .“ (77 f.).

Vor allem aber sind die Wertungen Spitzers von Vorurteilen getrübt — wie sich am deutlichsten in seiner *Donne*-Interpretation zeigt. So sagt er über den letzten Teil des Liebesgedichtes „*The Extasie*“ — der „die Rechtfertigung des Körpers enthält“ —, er sei „dichterisch weniger geglückt“ als der rein mystische erste Teil und habe „die poetische Reife nicht erlangt“ (21 f.). Am Text ausgewiesen wird diese Behauptung mit keinem Wort, vielmehr beruft sich der im Zeichen einer gestrengen „*explication de texte*“ angetretene Kritiker auf ein vages „Gefühl des Lesers“: „Jeder Leser muß hier eine dichterische Antiklimax fühlen . . .: nachdem wir von der Ekstase der zwei Seelen, die eins werden, gehört haben, erscheint die Idee ihrer Rückkehr oder ihres ‚Abstiegs‘ zum Körper nicht passend. Denn der sterbliche Mensch kann sich Seligkeit nur als einen einsam emporragenden Gipfel vorstellen, als Tod im Leben, gefolgt von Schweigen . . .“ (21 f.).

Hier mischt sich pseudometaphysische Spekulation mit puritanischer Genußfeindlichkeit. Legouis' „fleischliche Deutung“ in der *Histoire de la littérature anglaise* (daß das Gedicht nämlich, wie Spitzer referiert, die „fleischliche Aufforderung . . . des Mannes an die Frau“ zum Höhepunkt habe) wird mit Entrüstung zurückgewiesen. In der Tat aber stellt dieses Gedicht (wie viele Liebesgedichte *Donnes* und anderer ‚*Metaphysical Poets*‘) in einem küh-

nen dialektischen Paradox die Einheit von himmlischer und irdischer Liebe, Seele und Körper dar — „Love's mysteries in soules doe grow, / But yet the body is his booke.“ Spitzer dagegen beteuert: „(Wir) fühlen, daß Donne selbst, trotz seines Bestrebens, das Fleisch zu rechtfertigen, tiefer von der Wirklichkeit und Schönheit der geistigen Vereinigung überzeugt war als von der Notwendigkeit des Körpers für diese Vereinigung.“ Nicht nur gilt ein rein gedanklicher Inhalt Spitzers als Kriterium für lyrischen Stil; mehr noch: hier unterstellt der Kritiker dem Text sein eigenes Vorurteil. Ist dies werkgetreue Stilanalyse? Ist dies sachliche „explication de texte“?

Doch sind die Widersprüche in den Einzelanalysen nicht allein aus den ‚persönlichen‘ Vorurteilen des Verfassers zu erklären. Sie sind echte Aporien: nämlich der Ausdruck innerer Paradoxien der gewählten Methode selbst. Das methodologische Vorgehen der „explication de texte“ wird von Spitzer als „Weg vom Rationalen zum Irrationalen“ beschrieben. Zugrunde gelegt ist eine irrationalistische Auffassung dichterischer Sprache. „Der Dichter hebt die Sprache noch weiter ins Irrationale . . .“ (10). Das hermeneutische Verfahren ist also kein rationaler Verstehensprozeß, sondern ein Vorgang intuitiver Wesensschau, der zwar ‚rational‘ beginnt (als Analyse der sprachlichen Mittel), dessen Ziel jedoch die Identifikation mit dem — angeblich — ‚irrationalen‘ Sprachsystem einer Dichtung ist. Damit aber wird der „subjektivistischen Entstellung des literarischen Texts“ (Weimann) durch die Methode selbst der Boden bereitet; die Inkonsequenzen Spitzers können aus der Perspektive seiner eigenen Voraussetzungen in gewisser Weise durchaus als ‚konsequent‘ erscheinen.

Gegenüber einer solchen Methodologie muß an dem Begriff von Interpretation als eines rationalen Verstehensprozesses festgehalten werden. Der ‚hermeneutische Vorgang‘ ist jeweils ein Versuch — auf lyrische Dichtung hin gesprochen —, die assoziative, häufig emotional besetzte Sprache eines individuellen Werks oder einer Gruppe von Werken *möglichst vollständig* in ein begrifflich-kategorisierendes Sprachsystem — die Sprache der Literaturkritik — zu übersetzen. Der ‚Weg‘ der Interpretation ließe sich eher als ‚Weg vom Irrationalen zum Rationalen‘ erklären als umgekehrt.

Spitzer selbst ist ein zu guter Philologe, um nicht in den einzelnen Interpretationen selbst seinem eigenen Prinzip untreu zu werden. Das geschieht in der Tat immer dann, wenn die Interpretation überzeugt. Doch verhindert das *proton pseudos* der Methode, daß sich die vielen gültigen, oft an Klarheit und Akribie vorbildlichen Einzelanalysen eigentlich nie zu einem überzeugenden Gesamtbild zusammensetzen. —

Mehr noch als in seinen literarischen Analysen zeigen sich die Grenzen der Spitzerschen Methode in dem Aufsatz über amerikanische Werbung — „verstanden als populäre Kunst“. So verdienstvoll die Wahl dieses von Literaturwissenschaft und Ästhetik völlig vernachlässigten Gegenstandes auch ist, seine Behandlung macht deutlich, daß Phänomene der Werbung mit einer Methode, die ge-

sellschaftskritische ebenso wie psychoanalytische Begriffe außer acht läßt, nicht adäquat begriffen werden können.

Die Welt der Werbung, will uns Spitzer suggerieren, sei „Kunst, ... die das Praktische und Nützliche mit Schönheit umgibt“ (79) und somit „eine Erfüllung der *ästhetischen* Wünsche der modernen Menschheit“ (111) — als sei nicht in jedem guten soziologischen Proseminar zu lernen, daß die besondere Form des ästhetischen Bedürfnisses, auf die die Werbung jeweils ausgerichtet ist, von der Werbung jeweils auch selbst erzeugt wird. Spitzer dagegen bewundert „die Magie der modernen Industrie“ (82), „die mächtige Anziehungskraft, die das Geschäft ausübt, das alles in seinen Bereich zwingt — ja selbst die Sonne zur Arbeit heranzieht“ (84f.) (er bezieht sich hier auf einen besonderen Text der Orangenreklame); er bewundert — ohne auch nur ironischen Vorbehalt — den Kapitalismus als ‚kosmologische‘ Macht und vermeidet dabei, sich der Frage zu stellen, welche Bewußtseinsstufe eine Zivilisation erreicht haben mag, der ‚Natur‘ nur noch als Mittel für Werbung und Warenartikel begegnet. Ja mit dem naiven Fortschrittsglauben eines viktorianischen Liberalen unterstellt Spitzer, daß die Werbung eine der „stärksten Mächte“ sei, die an der Verewigung eines nationalen Ideals arbeiten“, weil sie „ein beispielhaftes Wohlergehen als ein Ideal (predige), das für jeden Menschen in der amerikanischen Gemeinschaft erreichbar ist“ (98).

Worauf hier ‚Interpretation‘ hinausläuft, ist die Anpassung des Bewußtseins an die ‚Marktverhältnisse‘: die Akkomodation des Geistes an eine Welt totaler Verdinglichung. Wie Spitzer selbst sagt, sei es das Ziel seiner Untersuchung, „unser Vermögen (zu steigern), uns in dieser Kultur zu Hause zu fühlen und sie zu genießen ...“ (111). Hier mündet ‚explication de texte‘ in Konformismus und Apologetik.

Thomas Metscher (Belfast)

Poulet, Georges: Die Metamorphosen des Kreises. [Les métamorphoses du cercle; deutsch von Peter u. Béatrice Grotzer]. S. Fischer Verlag, Frankfurt a. M. 1966 (451 S., Pb., 19,80 DM).

Rühmt sich die gegenwärtige Literaturwissenschaft der Mannigfaltigkeit ihrer Methoden, die eher der von Werner Krauss kritisierten „Anarchie der Fragestellungen“ denn der Einsicht in die Komplexität ihres Gegenstandes zu danken ist, so ermangelt sie doch nach wie vor der einen, die anderes wäre als modischer Aufputz altbekannten Tiefsinns. Bei dem Zürcher Romanisten Poulet, dessen Verfahren das anspruchsvolle Etikett „critique thématique“ zuerkannt wird, kehren in erster Linie Motive der geistesgeschichtlichen und der morphologischen Richtung wieder. Mit der einen teilt er das typologische Interesse, dem die Phänomene zu ‚übergreifenden Ideen‘ verblassen, Geschichte ins Ungeschichtliche sich verkehrt; der anderen verbindet ihn vorab die fatale Ideologie der „Ganzheitlichkeit“. Allenfalls in der Subtilität, mit welcher zuweilen das avancierteste künstlerische Bewußtsein auf platte weltanschauliche Be-

trachtungen herabgebracht wird, wären gewisse Fortschritte zu registrieren. Der Bestand der Pouletschen Betrachtungen rekrutiert sich noch immer aus den Trümmern des philosophischen Idealismus. Zergering dessen Anspruch auf Objektivität und Wahrheit an der Geschichte selber, so liquidierten seine Erben in der Literaturwissenschaft die Frage nach Wahrheit schlechthin, indem sie Gedachtes und Imaginiertes unterschiedslos als existentielle Aussage der jeweils behandelten Autoren werten. Diskursivität, die wissenschaftliche Sprache, wird damit zum Netz von idées fixes; die Bewegung des Gedankens, den es bei keiner einzelnen Bestimmung hält, zum bloßen Ausschaukeln der Gegensätze, bis das Ideal des „ganzheitlichen Menschen“ sich einstellt.

Mit der Unverbindlichkeit der eigenen Arbeit, ihres Gegenstandes wie ihrer Methode, kokettierend, gesteht Poulet ein, daß sein Buch „nach einer ganz subjektiven Geometrie“ geschrieben sei: subjektiv freilich im Sinne des Willkürlichen, der Lossage von jeder Verpflichtung, die die von ihm behandelten Texte involvieren könnten. Poulets Gegenstand zu bestimmen, bereitet der Übersetzung ins Rationale nicht geringe Schwierigkeiten. Er ist kein ästhetischer, wenn auch pure Fiktion: mit Hilfe des „Symbols“ von Kreis und Zentrum — in der Mehrzahl der Texte erfüllt der Kreis allerdings eher die Funktion der Metapher — ordnet Poulet die Vorstellungen einiger „Geister“ zu einem „organische[n] Ganze[n]“, dem „univers imaginaire“, wie die „critique thématique“ ihren schwankenden Forschungsbereich nennt. Im Vorwort heißt es: „Die Form des Kreises ist [...] die dauerhafteste jener Formen, die uns eine Vorstellung von unserem geistigen und realen Standort gestatten; dank ihr können wir das, was uns umgibt, und das, womit wir uns umgeben, einordnen. Die Einfachheit, die Vollkommenheit und die ständig universelle Verwendung machen aus ihr die erste jener bevorzugten Formen, die sich im Hintergrund aller Anschauungen wiederfinden und die allen Geistern als Strukturprinzip dienen.“ Die Metamorphosen des Kreises meinen „die Bedeutungsänderungen, welche diese Form im menschlichen Geist stets neu erfährt. Diese Bedeutungsänderungen fallen zusammen mit dem Wandel der Vorstellungen der Menschen von ihrem Innersten, nämlich ihrem Verhältnis zum Drinnen und Draußen, dem Bewußtsein von Raum und Zeit.“ Für den Zeitraum von der Renaissance bis in die Moderne konstruiert Poulet imaginäre Universa, einem jeden „Geist“ — der gelegentlich auch ein Collectivum vertritt: so der „Renaissance-Mensch“, „die Menschen des 18. Jahrhunderts“ oder „der Romantiker“ — das seine. Dichtung, Biographie, theoretische Reflexionen, Poetiken, ja selbst philosophische Systeme werden zur Matrix eingeschmolzen, aus welcher Poulet mit dem Gestus der Einfühlung die „Grundbewegung“ eines „schöpferische[n] Denken[s]“, das „zentrale Fundament“ eines „geistige[n] Leben[s]“ oder das „dichterische Universum“ hervorzaubert. Sei es, daß die also aufbereitete „Weltschau“ als die ideale oder eigentliche Schöpfung gedacht werden muß, die allen konkreten Werken eines Autors zugrunde läge; sei es, daß die „Grundbewegung“ als ursprüng-

liche, die Imagination oder „das Denken“ vorab determinierende gelten soll: die Abstraktion von der Geschichte, dem Dichter wie seinem Werk, ist so vollkommen, daß die „subjektive Geometrie“ Poulets ihre Gesetze von Mitte und Umkreis, Ich und Welt von keiner Sache gehindert entfalten kann: „Nachdem es [sc. das „Claudelsche Wesen“] seinen Bereich durchzogen, seinen Platz ausgefüllt und seinen Umfang bestimmt hat, wird es sich seiner ganzheitlichen Form bewußt.“ Über Amiel: „Wenn das Ich kein Zentrum hat, muß man versuchen, ihm eines zu geben.“ Zu Baudelaire: „Im gemeinsamen Aufsteigen der beiden Linien [sc. der Geraden und der „Schlangelinie“] wird dem Dichter sein Raum zuteil.“ Es scheint ein Spiel, das sich nicht auszuweisen brauchte, an dessen Unverbindlichkeit keiner Anstoß nähme, betriebe es nicht mit großen Namen das Geschäft der Apologetik. Indem Poulet die geschichtlich bestimmten Formen abblendet, in welchen sich Bewußtsein als artistisches oder als philosophisches objektiviert, entmündigt er, was immer in diesen dem bloßen Dasein widerstand. Verhext auf die Formel des Kreises, jener „Figur der Vollkommenheit des Seins“, verschleiert er die realen Antagonismen, von denen seine Autoren ebenso zeugen wie von der Anstrengung, jene in die Reflexion aufzunehmen oder im Bilde sie zu schlichten, als ‚Existenzfragen‘ nach Peripherie und Zentrum, nach zentrifugaler und zentripetaler Kraft, Ausbreitung und Konzentration. Deren „Lösung[en]“, zumeist kontinuierliche, organische und harmonische, sind solche des privaten Individuums. Wo einer die Harmonie ganz intransigent sich versagt, verfällt er dem bürgerlichen Verdikt gegen ‚Extreme‘: Nietzsches und Schopenhauers „Lösung“ etwa „entspringt der Verzweiflung“. Einzig eigenes Verschulden oder eine unerklärliche caprice vermögen den natürlichen Rhythmus von „Denken“ und „Dasein“ zu stören: „Baudelaires Ohnmacht ist die Ohnmacht des Menschen, der sich nicht mehr ausdehnen kann, weil er sich zu weit ausgedehnt hat.“ „Eigenartig ist, daß Proust einer so großen Anstrengung bedarf, um das zu verwirklichen, was Claudel auf natürlichste Art erreicht.“

Was Poulet scheinbar erhöht, überantwortet er in Wahrheit der Ohnmacht des je einzelnen, von der Allgemeinheit abgespaltenen Bewußtseins. Weder eignet der Kunst die Würde der Schöpfung noch dem Künstler die des Schöpfers; er ist Produzierender nicht im Stande der „Geburt des Wesens“ sondern der jeweils erreichten Materialbeherrschung, der poetischen Technik. Damit aber durchbricht das Kunstprodukt potentiell den Bann von Bewußtseinsimmanenz, den Poulet, das spätbürgerliche Schicksal der Innerlichkeit als condition humaine akzeptierend, im Zeichen des Kreises affirmativ beschwört.

Hella Tiedemann-Bartels (Berlin)

Böhm, Walter: Die metaphysischen Grundlagen der Naturwissenschaft und Mathematik. Herder Verlag, Wien, Freiburg, Basel 1966 (196 S., Ln., 17,50 DM/sfr.).

Die zentrale Intention des Buches ist Kritik des Positivismus der modernen Wissenschaftstheorien, die alle metaphysischen, d. h. nicht

empirisch verifizierbaren und nicht durch rein logische Operationen herstellbaren Sätze aus den Wissenschaften zu verbannen trachten. Die These, daß Physik, Mathematik und formale Logik nur auf metaphysischer Grundlage möglich seien (13), sucht der Verfasser auf drei Ebenen zu erhärten. Zunächst wird der systematische Nachweis unternommen, daß die exakten Wissenschaften die Bedingungen ihrer Möglichkeit nicht mit ihren eigenen Mitteln formulieren können, daß sie somit notwendig Bestimmungen voraussetzen, die der Neopositivismus als unwissenschaftliche und metaphysische Zutat glaubte eliminieren zu müssen. In einem weiteren Abschnitt des Buches wird dann der Versuch dieses Nachweises in die historische Dimension übertragen: dem Verfasser zufolge beweist die Geschichte der Naturwissenschaften, daß jede ihrer Entwicklungsstufen nur auf der Grundlage einer bestimmten Metaphysik möglich war. Abschließend entwickelt der Verfasser in seinem „Versuch einer metaphysischen Gesamtschau“ (157 ff.) positiv das, was ihm zufolge die metaphysischen Grundlagen der Naturwissenschaft ausmacht.

Der Hauptgegenstand der systematischen Kritik der positivistischen Wissenschaftstheorien ist die Tendenz zur extremen Formalisierung der Wissenschaftssprachen, die sich historisch in dem Augenblick als antimetaphysisches Heilmittel anbot, als sich das Programm des klassischen Positivismus, alle nicht auf Beobachtbares reduzierbaren Begriffe aus den Naturwissenschaften zu entfernen, als undurchführbar erwies. Es ist das Hauptverdienst des Buches, das Resultat jener Tendenz kenntnisreich und stringent zu entwickeln: die auch von den Mitgliedern und geistigen Nachfahren des „Wiener Kreises“ inzwischen gewonnene Einsicht in die Grenzen jener Formalisierung. Diese Grenzen erwiesen sich als die der Möglichkeit von Physik, Mathematik und Logik selbst. Sie definieren zugleich die Grenzen des Operationalismus der physikalischen Begriffsbildung und der intuitionistischen Mathematik, durch den zentrale und für die Wissenschaften unentbehrliche Theoreme der antimetaphysischen Kritik zum Opfer zu fallen drohten.

Gegen die historische Theorie des Verfassers über die „metaphysischen Grundlagen der Naturwissenschaft und Mathematik“ (cf. insbes. S. 107 ff.) aber müssen Bedenken geltend gemacht werden; sie läßt sich durch die These charakterisieren, „daß physikalische, chemische und überhaupt einzelwissenschaftliche Theorien nie direkt von der Erfahrung her entworfen werden, sondern primär aus philosophischen Weltbildern, religiösen Grundhaltungen und metaphysischen Systemen hervorzunehmen“ (109). Zwar vermag der Verfasser durch seine imponierenden historischen Kenntnisse überzeugend darzutun, daß einzelwissenschaftliche Theorien nie so entstanden sind, wie es sich der naive Empirismus vorstellt: durch geduldiges Sammeln von Fakten, Vergleichen und induktives Schließen. Es soll auch hier nicht die konstitutive Rolle der philosophischen Theorien, die den jeweiligen geschichtlichen Stand des Bewußtseins repräsentieren, für jede einzelwissenschaftliche Erkenntnis geleugnet werden. Zu kritisieren ist die Reduktion der Geschichte der Naturwissen-

schaften auf „Geistesgeschichte der Naturwissenschaften“ (109), die selbst dann nicht zurückgenommen wäre, wenn man noch die vom Verfasser offenbar als unbedeutend angesehenen Auswirkungen des Standes der Naturerkenntnis auf die herrschende Metaphysik einer Epoche in die Betrachtung einbezöge. Die geschichtliche Entwicklung von Philosophie und Einzelwissenschaften kann nicht abgelöst von der gesamtgesellschaftlichen Entwicklung als eine Geschichte *sui generis* begriffen werden; zahlreiche sozialhistorische und wissenssoziologische Untersuchungen zeigen, in welchem Maße die theoretischen Modelle, mit denen die Menschen ihre singulären Erfahrungen interpretieren, von den herrschenden ökonomischen und sozialen Strukturen determiniert sind. Vor allem die Naturwissenschaften haben darum nie ausschließlich metaphysische Grundlagen im Sinne des Verfassers gehabt.

Diese Reduktion der Geschichte des gesellschaftlichen Phänomens „Naturwissenschaft“ auf Geistesgeschichte führt notwendig zu einer mystifizierenden Theorie über die Motive des geschichtlichen Fortschrittes der Erkenntnis: „Es ist ein dem menschlichen Geist überlegener, aber verwandter Weltgeist, der uns dazu zwingt, immer neue heroische geistige Anstrengungen zu unternehmen . . .“ (57). Weil sich Geistesgeschichte unterderhand zur Geistergeschichte transformiert, können die sehr materiellen Zwänge zur fortschreitenden Naturbeherrschung, denen auch der wissenschaftliche Fortschritt untersteht, in dieser Theorie nur noch in spiritualisierter Form erscheinen. Solcher Spiritualismus führt konsequent in der abschließenden „metaphysischen Gesamtschau“ zur positiven Lehre von einer „Weltseele“ (cf. 180 ff.). Dieser Begriff der Metaphysik ist ferner bedingt durch die erkenntnistheoretische Sorglosigkeit des Verfassers: in seinem Werk erscheint die Differenz zwischen Physik und Metaphysik ausschließlich als eine des Abstraktionsgrades. Die allgemeinen, wegen ihrer Abstraktheit sich nicht mehr auf unmittelbare Erfahrung beziehenden Grundsätze der Physik — etwa die Gesetze der Newtonschen Mechanik oder die Maxwell'schen Gleichungen — werden als Beschreibungen „metaphänomenaler Vorgänge“ interpretiert (cf. 104 f.), so daß dann die Frage möglich zu sein scheint: „Aber was hindert nun daran, frage ich, noch weiter emporzusteigen, über die Physik hinaus, zu noch allgemeineren Zusammenhängen? Dann gelangt man ganz natürlicher Weise über die Metaphänomenologie noch hinaus in das Reich der eigentlichen Metaphysik“ (104). Schon das Problem, ob den allgemeinen physikalischen Gesetzen wirklich ein eigener Gegenstandsbereich, ein Reich „metaphänomenaler Vorgänge“ korrespondiert, ist mehr als eine „unbegründete Grille der Positivisten“ (105); umso fragwürdiger ist die begriffsrealistische Vorstellung, daß bloße Abstraktion immer höhere ontische Sphären erschließe. Es bleibt zu fragen, was die Metaphysik des Verfassers davor bewahrt, „flatus vocis“, ein Gefüge leerer Worte zu sein.

Herbert Schnädelbach (Frankfurt/Main)

II. Soziologie

Bolte, Karl Martin, und Katrin Aschenbrenner: Die gesellschaftliche Situation der Gegenwart. Beiträge zur Sozialkunde. Reihe B: Struktur und Wandel der Gesellschaft, Grundheft 1. C. W. Leske Verlag, Opladen 1963 (46 S., brosch., 4,50 DM).

Der kurzgefaßte und didaktische „Beitrag zur Sozialkunde“, der sich insbesondere der Schule Freyers, Gehlens und Schelskys verpflichtet weiß, beabsichtigt, die Präliminarien der speziellen Soziologien — „Gebilde“, „Strukturen“, „Prozesse“ —, nämlich „ausgewählte Eigenarten der heutigen Gesellschaftsstruktur und die Stellung des Menschen in der Gesellschaft“ darzustellen. Dieser Versuch ist durch zwei Verfahren gekennzeichnet: Einmal beschränkt er sich auf die bloße Deskription, zum anderen bezieht er die Darstellung der „gesellschaftlichen Situation der Gegenwart“ aus einem Vergleich mit der „vorindustriellen Gesellschaft“. Die Autoren gelangen so zu nur formellen Kennzeichnungen der Gesellschaft, wie sie z. T. schon in das allgemeine Bewußtsein eingegangen sind: die „starke innere Dynamik“ der „neuen sozialen Strukturen“ gegenüber der „relativ statischen vorindustriellen Gesellschaft“, die Ausweitung der sozialen Verflechtungen, die Pluralität und Differenziertheit „gesellschaftlicher Gruppen und Werte“, die Korrespondenz von Individualisierung und Vermassung, die außengeleitete Verhaltensorientierung, cultural lag etc.

Erscheinen diese Bestimmungen hinsichtlich ihres Erkenntniswerts problematisch — z. B. die bloße Konstatierung eines „Wandels“ oder die hypostasierte „Pluralität“ linear und gleichrangig vorgestellter „Interessen“ — so wird das Zentrum dieser Soziologie, nämlich die Auffassung von Gesellschaft als eines „Spannungsfeldes von Freiheitschancen und Steuerungstendenzen“ fragwürdig, und zwar aus zweierlei Gründen: Erstens werden die „Steuerungstendenzen“ der Gesellschaft als „Entlastung“ der Individuen gefaßt, zweitens wird — wiederum in einem Vergleich mit der „vorindustriellen Gesellschaft“ — auf den relativen Zuwachs an „Freiheitsgraden“ hingewiesen. Der Einwand, der hier angebracht erscheint, richtet sich gegen die Konzeption eines aus der vergleichenden Betrachtung „vorindustrieller“ und „industrieller“ Gesellschaft hergeleiteten gesellschaftlichen Fortschritts, d. h. gegen die Auffassung, daß die bestehende Gesellschaft per se keinen gesellschaftlichen Fortschritt birgt. Offenbar wird hier die ideologische Rolle, die der bloße Vergleich von „vorindustrieller“ und „industrieller“ Gesellschaft spielt: Die Befriedung der bestehenden Antagonismen durch den Hinweis auf den relativen Fortschritt gegenüber der „vorindustriellen“ Gesellschaft.

Die Berührungspunkte dieser Soziologie mit dem offiziellen deutschen Neoliberalismus sind deutlich. So ist der abstrakte, „fakultative“ Freiheitsbegriff (der nicht-assertorische Dahrendorfs), der durch „Wertsetzungen“ seinen Inhalt erhält, in seinem nur individuellen

Sinn ohne Einfluß auf die „Steuerungstendenzen“ der Gesellschaft: Es handelt sich hier um die prinzipielle Gegenüberstellung von „Steuerungstendenzen“ (gesellschaftlich notwendige Stabilität) und individuellen „Freiheitschancen“ ohne gesellschaftliche Relevanz. Dies ist für die Studie das notwendige „Doppelgesicht der Gesellschaft“: die den Individuen entthobene „Steuerung“ und die gegenüber der Gesellschaft gleichgültigen „Freiheitschancen“, deren „Spannungsfeld“ von nur individualpsychologischer Bedeutung zu sein scheint. Die kleine „Sozialkunde“ mag als Beispiel dafür dienen, wie eine scheinbar objektive Beschreibung sich nicht nur nicht der ideologischen Implikationen entledigen kann, sondern auch ihre eigenen Objekte hinters Licht zu führen vermag.

Dieter Hirschfeld (Berlin)

von Wiese, Leopold: *Der Mitmensch und der Gegenmensch im sozialen Leben der nächsten Zukunft.* Westdeutscher Verlag, Köln und Opladen 1967 (69 S., kart., 12,— DM).

Diese Schrift erschien zum 90sten Geburtstag Leopold von Wieses. Auf knapp 70 Seiten handelt sie vom Metaphysischen, vom Zwischenmenschlichen, vom Mit- und Gegenmenschlichen, von allgemeinen politischen Perspektiven, von Kommunismus, Plutokratie, Außenpolitik, Kultur, von der Judenfrage, von Kunst und Wissenschaft, vom Krieg, von sozialer Liebe und von Freiheit. Daß bei einer derartig globalen Themenstellung auf so knappem Raum kaum mehr als ein Bekenntnis herauskommt, ist nicht weiter verwunderlich. Zu was aber bekennt sich Wiese? Er bekennt sich zur „sozialen Liebe“, die aus der zwischenmenschlichen Beziehung der „Gegen-Menschen“, der „feindlichen Kraft, die sich nur um des eigenen Vorteils wegen, manchmal die Maske des freundlichen Mitmenschen anlegt“ (21), wahre „Mitmenschlichkeit“ macht. „Soziale Liebe ist frei von Schwärmerie, Überschwang und Mystik. Sie ist gekennzeichnet durch ihre Unterordnung unter die Gebote des Verstandes, des praktisch Erreichbaren und der Abhängigkeit von Zeit und Raum. Gewiß soll sie nicht kalte Berechnung und bloße Nutzenerwägung sein; sie soll uns vielmehr von der selbstsüchtigen Kalkulation befreien. Der ihr zugrunde liegende Realismus muß in Übereinstimmung mit Gefühlswärme für die Mitmenschen stehen und besonders des Mitleids für die Notleidenden fähig sein.“ (60/61) Sie ist angesiedelt in einem „klassenlosen“, gleichwohl aristokratischen, gemäßigt sozialistischen, antikommunistischen Staat. Wiese fordert die Aufhebung der Klassen — „Im Bereiche des Sozialen ist zunächst an eine Beseitigung jeglichen Klassenkampfes durch Ausschaltung jeder Art von Ausbeutung gedacht.“ (62) — auch räumt er ein, daß „sich auch manche Vorteile in der Richtung auf einen gesteigerten, maßvollen Sozialismus gerade durch Verstaatlichungen ergeben (können)“ (31), er hält aber die „Verdünnung der Unterschicht“ für bedenklich, die „die geistig Fähigen und Schöpferischen der Oberschicht zwingt, manche mecha-

nische Arbeit zu übernehmen, die ihrer Begabung und Neigung durchaus nicht entspricht“. (63) Zum Beispiel fehle es so den Hausfrauen an Personal — womit zweifellos nicht die Arbeiterhausfrauen gemeint sind — auch „bewirke der Mangel an schwer zu entbehrenden persönlichen Hilfen, die Kräfte für geistige Tätigkeit und Wohlfahrtspflege freigegeben . . . einen Rückschritt der Kultur“. (36) „. . . aber wenn der Aufstieg (der soziale Aufstieg der ‚Unterschicht‘) mit so großen Opfern anderer Kreise bezahlt werden muß, sind vorsichtige, ausgleichende Regelungen ohne harte Vorschriften, aber mit vermittelnden Wohlfahrtsmaßnahmen notwendig.“ (38) Einer Humanität, die auf Antikommunismus nicht verzichtet, gelingt es auch, selbst den Vietnamkrieg positiv in ihr Konzept einzubauen. „Aber da sind die Dritten! Sie ziehen unsere Länder in ihre Unruhen . . . Es ist, als wollten sie an ihren alten Bedrückern aus der Kolonialzeit Rache nehmen . . . Wie solch irreführender Ehrgeiz der früher von den Kolonialherren Abhängigen die weiße Rasse in die Nöte der kriegerischen Vernichtungsbestrebungen zurückwirft, spüren, jetzt, um das eindringlichste Beispiel zu nennen, die Vereinigten Staaten von Amerika in dem Kriege in Vietnam. Schwere Verluste an Menschen und Vermögen sind die erschreckenden Merkmale.“ (39/40) „Ein Beispiel dafür, ob man im gegebenen Augenblick Krieg oder Frieden vorziehen soll, gewährt gegenwärtig die Vietnamfrage. Als Friedensfreund möchte man den Amerikanern raten, sich möglichst bald aus den südostasiatischen Wirren zurückzuziehen. Aber was wird danach? Soll ganz Asien kommunistisch werden?“ (59) — Man könnte noch einiges über die Sprache (Schicksalsgemeinschaft, Artung) sagen; in Frage zu stellen wäre auch eine Vorstellung, die Kriege darum ablehnt, weil „Im Kampf der Schlachten und bei der Zerstörung der Städte . . . Tüchtige und körperlich Unfähigere wahllos getötet oder geschwächt (werden). Viele auch für die Vererbung wertvolle Kräfte werden vernichtet, und manche minderwertigeren Elemente bleiben unverseht. Von Natur edel Beschaffene werden dahingerafft; rohere aber überdauern und pflanzen sich fort.“ (58) Festzuhalten ist, daß allein ein Bekenntnis zur Humanität, das vor der Analyse und den Widersprüchlichkeiten der bestehenden Gesellschaftsformen haltmacht, bzw. die Konflikte ethisch zu lösen versucht, wenn es sie nicht plump bejaht, ebenso widersprüchlich bleiben muß und zur tatsächlichen Veränderung nichts beitragen kann.

Frigga Haug (Berlin)

Schoeck, Helmut: *Der Neid. Eine Theorie der Gesellschaft.* Verlag Karl Alber, Freiburg 1966 (432 S., Ln., 32,— DM).

Schoeck unternimmt den Versuch einer gründlichen „Demaskierung“ unserer Gesellschaft. Alle die, die die Gesellschaft von unten kennen, weil sie dort leben, will er von vornherein entwapfen mit der verächtlichen Bemerkung, sie seien eben neidisch; nichts weiter.

Das ist ein guter Trick: rechtfertigen müssen sich die, die nicht so „(realistisch fertig werden) mit den beobachtbaren Unterschieden

zwischen den Menschen“ (17), und nicht mehr jene, die von deren Leben profitieren. Solche Unterschiede kritisieren hieße nach Schoeck sich auf Seiten der Hungernden stellen, die, weil sie selbst nicht zu essen haben, wünschen, auch alle andern möchten hungern. Die Forderung nach Gleichheit und Gerechtigkeit liefe darauf hinaus, daß am Schluß niemand mehr etwas hätte, „noch nicht einmal die Reichen“.

Schoeck läßt es indes nicht dabei bewenden, den Neid zur psychischen „Grundgegebenheit“ des Menschen zu machen, er bringt vielmehr selbst den plausiblen Einwand, daß so etwas wie Neid schlechten materiellen Verhältnissen entspringe und seine Intensität von der des Mangels abhängt, und er setzt sich damit auseinander, allerdings mit dem Resultat, daß er das explanandum zum explanans macht, das zweite zum ersten; Neid, der bei ihm ohnehin alle differenzierenden Begriffe und deren Inhalte wie Aggression, Feindseligkeit, Konflikt, Spannung, relative Deprivation wieder aufgesogen hat, wird zur autonomen „unentrinnbaren und unstillbaren Antriebskomponente“ (23), die sich die Bedingung schafft, in die sie sich ergießen kann. „Der Mensch (erfindet) sich notfalls etwas zum Beneiden (17)“, wie im Konzentrationslager, wo eigentlich niemand zu beneiden war, wo man einander beneidete um „die Aufseher (wegen) der Regelmäßigkeit, mit der sie zuschlugen“ (84). Die Belege, die Schoeck bringt, sind alle von solcher Art; er will zeigen, daß sich dieser Antrieb selbst unter extremen Bedingungen erhält, beweist aber damit gerade nur dessen Abhängigkeit von diesen Bedingungen.

Aus der Invariante des Neids deduziert Schoeck eine repressive Theorie der Gesellschaft. Der „biologisch angelegte“ (67) allgegenwärtige Neid und die Furcht vor ihm schneiden die Menschen „von jedem gemeinsamen zukunftsorientierten Handeln ab“ (61). Der Neider ist ein „potentieller Saboteur“, Anstifter „zur Meuterei . . . , die Verneinung der Grundlage jeder Gesellschaft“. (36) Deshalb ist nach Schoeck die Gesellschaft darauf angewiesen, „den Neider in Schranken zu halten“, d. h. die Armen durch: „positives Recht, Religionen, die Entsagung oder Hoffnung auf Entschädigung predigen, Theorien angeborener Überlegenheit der Eliten, Vorstellung von kapriziösem Glück“. (278) Treuherzig meint Schoeck, daß nicht bloß die „Beneideten, die sich zu schützen suchen“, an Glaubenssystemen, Sprichwörtern, an Ideologien interessiert seien, sondern besonders die Neidischen, die irgendwie mit der Tatsache der Ungleichheit „(realistisch) zurechtkommen müssen“ (12). Überschwenglich feiert er die konstitutive Rolle solcher Hilfskonstruktionen. — Erst wenn der „Neider vom Neid“ (9) und der „Beneidete von diesen nutzlosen und destruktiven Schuldgefühlen befreit sind“, ist der Weg frei für volle, ungehemmte Entfaltung der schöpferischen Fähigkeiten des Menschen (17), für „Fortschritt“, „Wachstum“ und „aufbauende Gesinnungen“. „Erst dann (kann) der Mensch, ein Neider, . . . zum eigentlich kulturschaffenden Wesen werden“. Schoeck reflektiert auch die „guten“ Seiten des Neides: „der Neid ist eine so unumgänglich und tief in der biologischen Situation des Menschen verankerte Verhal-

tensweise und Einstellung, daß... es nicht sehr wahrscheinlich ist, er könne ausschließlich negative Folgen haben.“ (379) Im Gegenteil — er zähmt Macht, ermöglicht sozialen Wandel und auch Tradition, vor allem aber Kontrolle der Beherrschten. Der Neid, diese, wie Schoeck etwas eigen formuliert, „ersatzweise seelische Tätigkeit, bei der man die bedauernswerten Folgen dessen betrachtet, daß irgend jemand anderes etwas hat, das man selber nicht besitzt“, (85) ist zwar „die a-sozialste, destruktivste Seelenhaltung, aber zugleich auch die am ausschließlichen sozial orientierte“. Es gäbe einfach keine Gesellschaft ohne diese „schöne wechselseitige, spontane Aufsicht, die Menschen untereinander ausüben“. (102) Die soziale, gar nicht zu überschätzende Leistung des Neides sei auch, „daß die Angst vor ihm unzählige Handlungen dämpft... und moduliert“, wodurch „wir uns alle in Schach halten“ (103). „Der Neid als Wachorgan hat eine positive, eine aufbauermöglichende Wirkung im Gemeinwesen.“ (103)

Das Buch von Schoeck ist trotz aller altakademischen Verbrämungen (der Neid in der Dichtung, das Verbrechen aus Neid und Neid und Sprache) eine rüde politische Kampfschrift für die Klassengesellschaft und gegen all „die berufsmäßigen Neidvermeidungsingenieure“, „die politischen Träumer und Schreibtischsozialisten“, die auf die „egalitäre Gesellschaft erpichten Intellektuellen“, vor allem die Sozialisten. Kurz, es ist gegen alle, die Interesse an einer Emanzipation haben; denn, argumentiert Schoeck, gerade die Gleichheitsforderung führt wieder zurück auf die Stufe der Primitiven, auf der „der Neider“ immer recht hat und die Beneideten Angst haben, wodurch das Entwicklungspotential der Gesellschaft zerstört und überhaupt die Gesellschaft funktionsuntüchtig gemacht wird. Das „Neidpotential“ läßt sich eben nur mit Ideologie beschwichtigen oder von einem „charismatischen aber brutalen Führer“ (57); deshalb ist die einzig mögliche, durch die Anthropologie unausweichlich vorgegebene Gesellschaftsform die Klassengesellschaft.

Dementsprechend sind denn auch die praktisch-politischen Deduktionen, die Schoeck aus seinem Neidsystem herausholt; er empfiehlt etwa, den Armen nicht zu helfen, damit ihr Neid nicht weiter angestachelt werde; denn durch erwiesene Güte zeige man einerseits nur, daß man kaum entbehrt, was man ihnen gibt, und man beschäme sie zugleich, lenke also ihren Neid vom Besitz gar auf den Charakter. — Ein Dorn im Auge sind dem Verfasser offensichtlich die hohen Erbschafts- und progressiven Einkommenssteuern, die ganze Sozialpolitik, überhaupt das bißchen Wohlfahrtsstaat; die Rücksicht auf Gruppen, die, weil es ihnen in der Vergangenheit schlecht ging, noch „Vorschußsympathie genießen“, obwohl es ihnen doch jetzt gut geht; schließlich die Chancengleichheit, die sowieso an der Ungleichheit der Menschen, „sich der Chancen mit gleichem Erfolg zu bedienen“ (268), scheitern müsse; ein Dorn im Auge sind ihm auch — wen wundert's — die Gewerkschaften. (255)

Statt zu erkennen und einzugestehen, daß Gerechtigkeit und Gleichheit unter Bedingungen von Repression und Ausbeutung nicht

realisiert werden können, erscheinen bei Schoeck mangelnde Humanität und Ungerechtigkeit als Grund für die Perpetuierung der Moral von Fressen und Gefressenwerden.

Eben weil Humanität und Gerechtigkeit, dem Neid entsprungen, bloßer Schwindel seien, wiege nur noch das Überleben der Stärkeren. — Da Schoeck das Glück aller, wie er lapidar sagt, für eine „raumzeitliche Unmöglichkeit“ hält, ist für ihn eine erträgliche und vernünftige Gesellschaft „vielmehr“ jene, in der „sich möglichst wenige mit ihren Neidgefühlen und Ressentiments beschäftigen“ (279), ja, in der man einfach keine Rücksicht auf die einzelnen Menschen nimmt und wo es endlich dem „Gesetzgeber und der politischen Macht ermöglicht (ist), die ungleichen Errungenschaften der Mitglieder gleichmäßig zu schützen, aber (auch) ungleichmäßig zu fördern“. (17) Seine Vorstellung von Gesellschaft läuft — konsequent zu Ende gedacht — in der Realität auf ein System hinaus, in dem die herrschenden Klassen die Unterdrückten, die „Neider“, notfalls auch mit solchen *Ideologien* zu beschwichtigen versuchen, die die physische Vernichtung von Minderheiten bedeuten.

Götz Rusch (Frankfurt/Main)

Ossowski, Stanislaw: Die Klassenstruktur im sozialen Bewußtsein. Band 11.: Soziologische Texte. Luchterhand Verlag, Neuwied und Berlin (West) 1962 (300 S., kart., 19,— DM).

Im ersten Teil des Buches — „Von den biblischen Legenden bis zur modernen Soziologie“ — arbeitet Ossowski an umfassendem sozial- und geistes-geschichtlichem Material drei fundamentale Interpretationsweisen der Klassenstruktur heraus: die dichotomischen Vorstellungen, das Gradationsschema und die funktionelle Konzeption. Während nach dem dichotomischen Schema stets zwei einander entgegengesetzte Klassen (Herrschende und Beherrschte; bzw. Reiche und Arme; bzw. Ausbeuter und Ausgebeutete), in einseitiger Abhängigkeit, aber aufeinander bezogen gedacht sind, ist das Gradationsschema ein vielgliedriges Schichtungssystem, wo die Klassen weder in faktischer Abhängigkeit noch in Gegensatz zueinander gesehen werden, sondern nach einem bestimmten Merkmal (z. B. Höhe des Einkommens) in ein ordnendes, klassifikatorisches Verhältnis gebracht sind. Im funktionellen Schema spielt Abhängigkeit dagegen eine Rolle, jedoch als wechselseitige: Klassen unterscheiden sich in dieser Konzeption nach ihren (arbeitsteiligen) Funktionen fürs soziale Leben, weshalb sie sowohl im Harmonie- wie im Konflikt-falle aufeinander angewiesen bleiben.

Als besondere Form der Gradation, als „synthetische“, wird von Ossowski das vor allem in der amerikanischen Sozialforschung verbreitete Stratifikationsmodell dargestellt. Im Gegensatz zum Schema der „einfachen Gradation“, wo eine einzige Eigenschaft zur Einordnung in eine Klassenhierarchie Verwendung findet, gehen in dieses differenzierte Schema mehrere Faktoren ein: etwa Einkommen, Bildungsgrad, Beruf und Wohngegend. Da die Eigenschaften prinzi-

piell inkommensurabel und teilweise gar nicht meßbar sind, ist eine objektive Skala zur Feststellung einer Klassenstruktur nicht möglich. Gleichwohl mißt der Autor den Wertschätzungen der in verschiedenen Milieus lebenden Menschen als sozialen Tatsachen objektives Gewicht bei, „wenn sie ein Ausdruck des ‚sozialen Bewußtseins‘ sind“. (75)

Die marxistische Klassentheorie gilt dem Autor als Synthese aller drei prinzipiellen Typen. Durch eine sehr genaue Analyse der politisch-revolutionären, ökonomischen und soziologischen Akzente im Marxschen Werk wird zugleich aufgezeigt, inwiefern Dichotomie, und zwar die Kreuzung jener drei dichotomischen Teilungen, die zentrale Stellung in dieser Klassenkonzeption einnimmt, und welche theoretischen und praktischen Funktionen den Elementen der Gradations- und der funktionellen Auffassung zukommen. Im zweiten Teil des Buches, der eingehenden Untersuchungen der inhaltlichen und terminologischen Verwendung des Klassenbegriffs gewidmet ist, kommt Ossowski zu einer bezeichnenden, als „Gesetz“ formulierten Schlußfolgerung für die marxistische Klassentheorie: „... die Klassen werden um so mehr von dem Verhältnis zu den Produktionsmitteln bestimmt, der Besitz der Produktionsmittel wird in umso höherem Grade die zwischenmenschlichen Abhängigkeiten bestimmen, je mehr die Gesellschaftsordnung sich dem Idealtypus der kapitalistischen Gesellschaft der freien Konkurrenz nähert.“ (227) Das heißt: die marxistische Konzeption der Klasse trifft nach Ansicht des Verfassers nicht mehr die gesellschaftliche Situation der Gegenwart, nicht in sozialistischen, aber auch nicht mehr in kapitalistischen Ländern. In beiden Gesellschaftssystemen habe sich mit der technologisch-wissenschaftlichen Entwicklung und der ausschließlichen Orientierung am Leistungsprinzip eine Stratifikation nach dem Modell der Bürokratie herausgebildet; in beiden Systemen habe für die Gestalt der Sozialstruktur die Sphäre der politischen Macht ausschlaggebendes Gewicht; durch zunehmende Verflechtung von staatlichen und wirtschaftlichen Instanzen hätten in der Gegenwart auch im Kapitalismus unmittelbar ökonomische Beziehungen für die Sozialstruktur nicht mehr die gleiche Bedeutung wie im 19. Jahrhundert. Die Übereinstimmung zwischen den entgegengesetzten Gesellschaftsordnungen geht nach Ossowski so weit, daß für die Auffassung der Sozialstruktur das gleiche Konzept von „nichtegalitärer Klassenlosigkeit“ gelte (127—149), von dem er bemerkt, daß es ebenso wie das funktionelle Schema stets von den „Verteidigern der bestehenden sozialen Ordnung, ob es sich um Agrippa, Theodoret, Spencer oder Stalin handelt“, gebraucht werde. Revolutionäre hingegen „sehen die Welt im Aspekt der Dichotomie mit gegensätzlichen Attributen“ (213). Einleuchtend wird demonstriert, daß die Wahl eines bestimmten begrifflichen Schemas zur Beschreibung der Wirklichkeit einer Sozialstruktur nicht auf terminologische Konventionen zu reduzieren ist, sondern von bestimmten praktischen Interessen und von theoretischen Annahmen über die gesellschaftliche Realität und ihre Entwicklung abhängt. Sebastian Herkommer (Berlin)

Myrdal, Gunnar: Das Wertproblem in der Sozialwissenschaft. Mit einer Einführung und einem Anhang von Paul Streeten. Schriftenreihe des Forschungsinstituts der Friedrich-Ebert-Stiftung, Verlag für Literatur und Zeitgeschehen, Hannover 1965 (275 S., Ln., 34,— DM).

„Wie kann er (d. h. der Wissenschaftler) sich von den von den vergangenen Generationen überkommenen normativen und teleologischen Begriffen freimachen, die sich auf die metaphysische Moralphilosophie des Naturrechts und des Utilitarismus gründen, auf die alle unsere sozial- und wirtschaftswissenschaftlichen Theorien zurückgehen? ... Wie können die Sozialwissenschaften diese irrationalen Einflüsse überwinden und gegenüber Werten völlig relativistisch werden, wie dies eine systematische Wahrheitssuche erfordern würde? Dies waren die Fragen, denen ich mich gegenüber sah, als ich mich auf den Beruf des Nationalökonomen vorbereitete.“ (Aus der „Biographischen Nachschrift“ Myrdals im vorliegenden Band, S. 241). Einige der Bemühungen Myrdals um die Klärung des Wertproblems bei sozialwissenschaftlichen Untersuchungen sind im hier zu besprechenden Band gesammelt: „Das Verhältnis zwischen Sozialwissenschaft und Sozialpolitik“ (1953), „Das Zweck-Mittel-Denken in der Nationalökonomie“ (1933), „Das logische Kreuz aller Wissenschaft“ (1957) und einige methodische Abschnitte aus „An American Dilemma. The Negro Problem and Modern Democracy“ (1944).

Da die Aufsätze zeitlich und thematisch auseinanderliegen und keine einheitliche Begriffssprache sprechen, ist es nicht einfach, eine einigermaßen eindeutige Position des Autors herauszuheben. Doch wird auf jeden Fall die zweifache theoretische Frontstellung, die Myrdal bezogen hat, deutlich. Einerseits verwirft er die naturrechtlichen Positionen der klassischen Ökonomie sowie die unrealistischen Voraussetzungen der Utilitaristen (subjektive Wertlehre, Welfare Economics). Andererseits zeigt er die Unhaltbarkeit der neueren positivistischen Theorien, die bestimmte Zielvorstellungen als Wert-Prämissen in die ökonomische Analyse einführen und dann die Auswahl der geeigneten Mittel zur Erreichung der eingeführten Ziele als Aufgabe einer streng wertfreien wissenschaftlichen Analyse betrachten.

Demgegenüber macht Myrdal klar, daß in der gesellschaftlichen Realität eine solche Trennung von werthaftem Ziel und wertneutralen Mitteln nicht möglich ist. Es ist „einfach nicht wahr, daß nur die Ziele Objekt der Bewertung sind und daß Mittel nur als Instrumente zur Erreichung des Zieles bewertet werden. Vielmehr haben in jeder menschlichen Bewertung auch die Mittel neben ihrem instrumentalen einen davon unabhängigen Wert. Die Wertprämisse, die eingeführt werden muß, um aus der Tatsachenanalyse politische Schlüsse ziehen zu können, muß deshalb eine Bewertung sowohl der Ziele als auch der Mittel enthalten“ (S. 80). Das ist für Myrdal eine notwendige Konsequenz des Bemühens um eine wissenschaftliche Prognose,

die den konkreten Verlauf der zukünftigen Entwicklung einer Gesellschaft, die durch eine Vielzahl von verschiedenen Wertungen mehr oder minder mächtiger sozialer Kräfte gekennzeichnet ist, vorhersagen will. Aus dieser Zielsetzung der wissenschaftlichen Analyse ergibt sich für Myrdal weiterhin — und insofern setzt er sich explizit von Max Weber ab —, daß die Wertungen und Handlungen einer sozialen Gruppe nicht unter dem Gesichtspunkt der Zweckrationalität auf ein zentrales, oberstes Ziel hin orientiert werden, sondern in der Realität meist sehr widerspruchsvoll sind. Es wird also für die wissenschaftliche Analyse darauf ankommen, die tatsächlichen Wertungen auf allen Ebenen herauszufinden, um das Verhalten in der Zukunft vorhersagen zu können.

Dieser radikale und konkrete Relativismus zwingt Myrdal dazu, bestimmte Entwicklungen auf der Basis aller gesellschaftlich relevanten Wertungen zu analysieren. In gesellschaftlichen Situationen, die sich durch die Existenz sehr heterogener Wertungen auszeichnen, besteht so unzweifelhaft die Gefahr, die gesellschaftliche Realität selbst aufzulösen in eine Vielzahl miteinander unvereinbarer aber prinzipiell gleichberechtigter „Perspektiven“.

Viel entscheidender stellt sich dieses Problem jedoch bei dem, was Myrdal das „logische Kreuz aller Wissenschaft“ nennt, was in Wahrheit allerdings lediglich das logische Kreuz des konsequenten Relativismus ist: Die Wahrnehmung, d. h. die Strukturierung der gesellschaftlichen Realität ist ohne vorherige theoretische Vorstellung nicht möglich. Andererseits soll die Wahrheit der Theorie sich aber gerade an der Realität erweisen, die durch sie erst strukturiert wird. „Dies ist das logische Kreuz aller Wissenschaft, daß sie . . . in all ihren Arbeiten ein a priori annimmt, aber ihren Ehrgeiz darauf richten muß, eine empirische Basis für dieses a priori zu finden. . . . So versuchen wir dauernd, etwas zu tun, was nie perfekt getan werden kann, und wir erreichen nicht mehr als Notbehelfe“ (S. 238).

Wolf Rosenbaum (Marburg/L)

Wellmer, Albrecht: *Methodologie als Erkenntnistheorie*. Zur Wissenschaftslehre Karl R. Poppers. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/Main 1967 (242 S., kart., 14,— DM).

Wellmer will zeigen, daß der Falsifikationismus, den Popper dem Positivismus des Wiener Kreises entgegensetzt, selbst positivistischem Erbe entspringt, weshalb ein unaufgelöster Widerspruch das Werk Poppers kennzeichnet. — Generelle Gesetzhypothesen (Alle Schwäne sind weiß) lassen sich nach Popper deshalb nicht verifizieren, weil der Terminus ‚alle‘ die erschöpfende empirische Überprüfung ausschließt. Wohl aber ist es möglich, eine All-Aussage durch einen ‚Basissatz‘ zu falsifizieren, der einen durch die All-Aussage verbotenen singulären Tatbestand konstatiert. Der wissenschaftliche Forschungsprozeß ist deshalb als der nie endende Versuch zu sehen, ‚vorhandene‘ Gesetzhypothesen zu falsifizieren. Die trotz strenger

Prüfung nicht falsifizierten Theorien gelten lediglich als ‚bewährt‘, nicht aber als verifiziert.

Wellmer nennt es das „Skandalon einer falsifikationistischen Wissenschaftstheorie“ (203), daß der Fortschritt der Wissenschaft angesichts der unaufhebbaren „Möglichkeit einer totalen Falsifikation“ stets nur ein „Fortschritt auf Widerruf“ sein kann. Welchen Sinn und Inhalt — so fragt er — kann jene ‚Bewährung‘ noch haben, die Popper den wissenschaftlichen Theorien als Möglichkeit offenhält? Wenn der wissenschaftliche Fortschritt darin besteht, Theorien zu finden, die sich in strengen Prüfungen bewähren, dann leuchtet es ein, daß die Wiederholung eines einmal durchgeführten ‚crucial experiment‘ unter gleichen Randbedingungen nichts zur Erhöhung des ‚Bewährungsgrades‘ beitragen dürfte. ‚Streng‘ hat also — das zeigt Wellmer auf — den Sinn von ‚neuartig‘, wobei sich dies Neue auf den jeweils historischen Stand der wissenschaftlichen Erkenntnis bezieht, von Popper als ‚background knowledge‘ bezeichnet. Ein identisch wiederholtes Experiment trägt offenbar zur Bewährung der in Frage stehenden Theorie nichts bei, weil kritische Experimente stets bedingungskontrolliert, mithin a limine auf Wiederholbarkeit hin durchgeführt werden, mit der Konsequenz, daß die Basisätze nicht den von Popper behaupteten singulären Charakter besitzen. „Wenn Popper gleichwohl, und zwar gegen die Logik seiner besten Beispiele, auf der zentralen Rolle singulärer Testsätze besteht, so äußert sich darin, wie mir scheint, lediglich sein erkenntnistheoretisches Vorurteil, daß die Welt aus ‚Tatsachen und Regelmäßigkeiten‘ bestehe; wobei, was eine Tatsache sein könne, durch eine normative Entscheidung vorweg festgelegt ist. Die Ontologie der singulären Fakten verlangt, daß man sich auf singuläre Fakten einige, sofern ein Einverständnis über Regelmäßigkeiten erzielt werden soll.“ (171) — Die Einigung erfolgt per Dezision, weil der falsifizierende Basissatz den singulären Tatbestand nicht erreicht, ihn als reproduzierbaren immer schon transzendiert. Indem Popper mit den Positivisten am starren Dualismus von Subjekt und Objekt festhält, geht ihm die Wahrheit, welche er via falsificationis zu erreichen hoffte, schließlich doch an jene verzauberte Sphäre des Ansich verloren, die Kant immerhin als Erscheinung zugänglich gemacht hatte.

Wellmer verzichtet in seiner überarbeiteten Dissertation ausdrücklich darauf, „die speziellen Arbeiten Poppers zur Methodologie der historischen und der Sozialwissenschaften“ in Betracht zu ziehen (17). Im Hinblick auf diese stellt er am Ende seiner Arbeit fest, daß Poppers Theorie des kritischen Rationalismus und der ‚Offenen Gesellschaft‘ „ein aufklärerisches Interesse unübersehbar zugrunde“ liege (237). Tatsächlich jedoch gelangt Popper dort, indem er auf der exklusiven Geltung singulärer Fakten insistiert, zu einer Theorie von Gesellschaft, deren irrationale Willkürlichkeit allein durch die Entschlossenheit blinder Dezision kompensiert wird. Das ‚aufklärerische Interesse‘ Poppers endet dort, wo er vernünftige Kritik an der paläoliberalen Freiheitsidee, welche seine sozialwissenschaftliche

Methodologie durchwaltet, vorab und pauschal als Bedrohung der ‚politischen Freiheit‘ denunziert (Das Elend des Historizismus, Tübingen 1965, S. 124).
Ronald Wiegand (Berlin)

Fleischmann, Gerd: Nationalökonomie und sozialwissenschaftliche Integration. Band 5: Die Einheit der Gesellschaftswissenschaften. J. C. B. Mohr, Tübingen 1966 (121 S. brosch., 21,— DM).

Schon in der Einleitung teilt der Autor die Begrenztheit seines Ansatzes bei der Behandlung des zur Diskussion stehenden Themas mit. Es sei unmöglich, methodologische Vorschriften zu entwickeln, wie man in der Nationalökonomie durch Hereinnahme der Ergebnisse sozialwissenschaftlicher Nachbardisziplinen wissenschaftlich vorgehen solle, um die vielbeklagten Mängel dieser Disziplin — vor allem ihre beschränkte Fähigkeit, zuverlässige Prognosen zu bilden — zu beheben. Diese Unmöglichkeit ergibt sich für Fleischmann aus der Wissenschaftstheorie von K. R. Popper, die er seiner Untersuchung zugrunde legt und deren Darstellung der erste Teil des Buches gewidmet ist. Danach beruht die Sache nach Regeln, deren Anwendung den wissenschaftlichen Fortschritt sichern soll, auf einem Mißverständnis der Funktion methodologischer Untersuchung. „Die Entdeckung von Theorien, die sich im Vergleich zu bisherigen Theorien als überlegen erweisen, ist wesentlich abhängig von der Intuition, dem Ingenium des Wissenschaftlers.“ (1) Die Fruchtbarkeit einer Integration der Nationalökonomie mit ihren sozialwissenschaftlichen Nachbardisziplinen sei nur durch eine Reihe praktischer Integrationsversuche zu belegen.

Daher kann die Aufgabe derartiger Untersuchungen wie sie der Verfasser unternimmt, nur darin bestehen, Stellungnahmen anderer zu diesem Thema kritisch zu analysieren. In diesem Sinne werden Positionen, die für eine Integration sprechen, und solche, die eine Autonomie der Nationalökonomie behaupten oder nahelegen, untersucht. Als Ergebnis zeigt sich, daß die Nationalökonomien einerseits eigenständig Hypothesen aufstellen bzw. Gesetzmäßigkeiten feststellen können, andererseits die Integration der Nationalökonomie mit anderen Sozialwissenschaften nicht von vornherein als überflüssig oder unmöglich angesehen werden kann.

Da die Diskussion der verschiedenen Auffassungen auf diese wahrhaft fundamentale Aussage hin geführt wird, bleiben die entscheidenden Probleme des Themas am Rande oder ganz außerhalb der Betrachtung. Zunächst einmal wäre zu untersuchen, inwieweit vom Gegenstand der Nationalökonomie her, von „der Wirtschaft“ als Teil der Gesellschaft, eine Eigenständigkeit dieser Disziplin bestehen kann bzw. die Ergebnisse anderer Sozialwissenschaften integriert werden müssen. Weiter wäre festzustellen, in welchem Maße die Nationalökonomie durch die Entwicklung ihres Gegenstandes, d. h. durch den Verlust der relativen Eigenständigkeit des wirtschaftlichen Bereiches gegenüber

anderen Bereichen der Gesellschaft, wie es zu Zeiten des Konkurrenzkapitalismus angenommen werden konnte, notwendig zur Integration mit anderen Sozialwissenschaften gezwungen wird, wenn sie zutreffende Aussagen über wirtschaftliche Abläufe treffen will. Schließlich wäre zu fragen, ob und wie es der heute gängigen Nationalökonomie, soweit sie die notwendige Integration ablehnt, dennoch gelingt, der wirtschaftlichen Praxis die Informationen und Prognosen zu liefern, die diese zur systemgerechten Steuerung des Wirtschaftsablaufes braucht.

Wolf Rosenbaum (Marburg)

Hartmann, H. (Hrsg.): *Moderne amerikanische Soziologie. Neuere Beiträge zur soziologischen Theorie.* Enke Verlag, Stuttgart 1967 (418 S., kart., 28,50 DM).

Die amerikanische Soziologie ist zweifellos, bei aller Geläufigkeit, in manchem noch eine Unbekannte. Der Herausgeber macht es sich zur Aufgabe, Unverständnisse zu beseitigen; er führt dazu in einem Sammelwerk die Vertreter verschiedener Positionen und Schulen vor (V). Die Kriterien der Auswahl sind erstens — um das Bild zu differenzieren — die Vielgestalt dieser Positionen und zweitens die Modernität der Veröffentlichungen; Stichjahr ist, mit guten Gründen, das Jahr 1945, während der jüngste Beitrag dem Jahr 1962 entstammt. Dies bedingt das dritte deutlich wirksame Kriterium: die Beiträge finden Aufnahme, insoweit sie in der Fachdiskussion und -literatur sowie in der Ausbildung amerikanischer Soziologiestudenten bereits klassisch sind. Die Sammlung enthält daher Mertons Aufsätze über funktionale Analyse und über den Rollen-Set, eine Lazarsfeld'sche Methodenarbeit, Blaus „Theorie der sozialen Integration“, Goodes „Theorie des Rollen-Stress“, weiter die Namen Homans, H. Simon, A. M. Rose, Dubin, Linton, Bales, Gouldner, March, K. Davis und W. E. Moore, Lipset und Zetterberg, Coser, Sorokin, Shils; Parsons ist auschlußreich mit zwei weniger bekannten Arbeiten vertreten, so mit einem Abschnitt aus den oft übersehenen Working Papers. Die Übersetzung ist angenehm flüssig und frei von Anglizismen; die jeweils vorausgeschickten Biographien sind zugleich knapp und informativ.

Der Herausgeber schickt der Sammlung eine einführende Übersicht über die amerikanische Soziologie (seit 1945) voraus, in der er sich wohlinformiert über die interne amerikanische Fachdiskussion zeigt und detailliert und proportioniert wiedergibt, wie die etablierte, die Fachsoziologie sich sieht und zu sich Stellung nimmt. Damit vermittelt das Buch tatsächlich amerikanische Soziologie, in den Begrenzungen eines Rahmens, der Soziologie von der Theorie (VI) und diese wiederum von der kumulativen Kontinuität in der Fachgemeinschaft her definiert (408).

Enno Schwanenberg (Frankfurt/Main)

Runciman, W. G.: *Relative Deprivation and Social Justice. A Study of Attitudes to Social Inequality in Twentieth-Century England.* Routledge and Kegan Paul, London 1966 (338 S., 40 s).

Runciman, W. G.: *Sozialwissenschaft und politische Theorie.* Suhrkamp Verlag, Frankfurt/Main 1967 (200 S., kart., 10,— DM).

Aus der Sozialgeschichte ist das Phänomen hinreichend bekannt: Unterklassen ertragen über lange Perioden ihr Schicksal, ohne dagegen zu rebellieren — selbst dort, wo die Privilegien der Herrschaft mit Händen zu greifen sind. Gesellschaftliche Ungleichheiten koinzidieren nur selten mit einem Bewußtsein, das ihnen angemessen ist. Dieses Paradox ist Gegenstand der Studie Runcimans. „Relative Deprivation and Social Justice“ sucht Verbreitung und Intensität der Gefühle relativer Deprivation mit den Methoden der empirischen Sozialforschung zu ermitteln, sie mit den vorhandenen sozialen Unterschieden zu vergleichen und beides an den Normen der „sozialen Gerechtigkeit“ zu messen. Soziale Ungleichheit wird gemäß dem in der soziologischen Theorie heute üblichen Verfahren nach den Dimensionen von „class“, „status“ und „power“ kategorisiert. Den Begriff der relativen Deprivation konkretisiert und operationalisiert Runciman durch das Bezugsgruppen-Theorem: Erfahrung und Bewußtsein sozialer Ungleichheiten werden bestimmt durch die jeweils gewählte Bezugsgruppe, die die angestrebte Norm repräsentiert und Maßstäbe abgibt, an denen die Situation der Eigengruppe gemessen werden kann. Das empirische Material der Studie liefert eine Befragung in England und Wales im Frühjahr 1962; das Sample der 1415 Befragten wurde aufgrund einer geschichteten Zufallsauswahl gewonnen. Der Analyse der Umfrageergebnisse ist ein sozialhistorischer Abschnitt vorangestellt, in dem Runciman an der innenpolitischen Entwicklung Englands seit 1918 — an Lohnbewegungen und Streiks, an der Politik der Regierungen, der Labour-Party und der Gewerkschaften, an Wahlergebnissen und ihren Veränderungen — den Umfang und die Intensität des Bewußtseins von den gesellschaftlichen Ungleichheiten zu rekonstruieren versucht. Charakterisiert wird die Entwicklung durch das gestiegene Anspruchsniveau der Arbeitermassen am Ende der beiden Weltkriege. Die lange Kette von Arbeitskämpfen nach 1918 belegt dies ebenso wie der Wahlsieg der Labour-Party 1945. Runciman zufolge sind es eher enttäuschte Erwartungen, die Gefühle der relativen Deprivation entstehen lassen, als die Erfahrung der tatsächlichen Unterprivilegierung. Bestätigt wird dies auch durch das Verhalten der Arbeiter in den zwanziger und dreißiger Jahren; selbst die große Depression und langdauernde Arbeitslosigkeit änderten nichts an ihrer Passivität und Resignation. Nach dem zweiten Weltkrieg wurden die gestiegenen Erwartungen von der Wohlfahrtspolitik der Labour-Regierung aufgefangen, und die Hochkonjunktur der fünfziger Jahre mit hohen Beschäftigungsraten und steigendem

Realeinkommen der Lohnarbeiter schuf ein Klima relativer Zufriedenheit, obwohl an den tradierten Unterschieden der Einkommens- und Vermögensverteilung sich nur wenig geändert hatte.

Diese Analyse bestätigen auch die Umfrageergebnisse. Vielfältig belegen sie die ungemein große Diskrepanz zwischen der realen Lebenssituation und ihrer subjektiven Interpretation. Etwa die Hälfte der befragten „manuals“ — auch die der untersten Einkommensgruppen — ist mit ihrem gegenwärtigen Einkommen zufrieden; ein Viertel glaubt, daß es gegenwärtig anderen sozialen Gruppen nicht besser gehe als ihnen selbst, und jeder Zweite der befragten Arbeiter meint, die Angestellten verdienten weniger als sie. Nur eine Minderheit von 14 % bezieht sich beim Vergleich ihres Einkommens auf die Gruppe der „non-manuals“, und nur ein Zehntel der befragten Arbeiter zeigt durch seine Äußerungen, daß er bewußt den Lebensstil der Mittelklasse anstrebt. Eine Ausnahme bilden einzig die Berufs- und Ausbildungswünsche für die Kinder: die übergroße Mehrheit möchte ihnen eine Universitätsausbildung zukommen lassen. Runciman interpretiert diesen Wunsch als latente Unzufriedenheit mit dem eigenen sozialen Status. Indessen läßt sich nur bei einer kleinen Gruppe von Arbeitern — und zwar bei denen, die sich selbst der Mittelklasse zurechnen, mehrheitlich die Conservative Party wählen und ein überdurchschnittliches Einkommen beziehen — mit Recht davon sprechen, daß sie die Normen der Mittelklassen sich zu eigen gemacht haben. Als typisch für die große Mehrheit der Arbeiter muß nach den Befunden hingegen gelten, daß ihre Kenntnis der tatsächlichen sozialen Ungleichheiten äußerst gering ist; danach gefragt, neigen sie dazu, sie zu unterschätzen. Der Erfahrungsbereich beschränkt sich auf die Eigengruppe: die Einkommensvergleiche beziehen sich auf Facharbeiter oder ungelernete Arbeiter oder aber auf die Vorkriegssituation. Das Bewußtsein scheint gefesselt, das Vorstellungsvermögen verkümmert: man wagt kaum, die von der eigenen Situation auferlegten Beschränkungen in der Phantasie zu überschreiten. Zu Recht spricht Runciman in diesem Zusammenhang von „wilful ignorance“. — Die Gruppe der „non-manuals“ dagegen reagierte auf soziale Unterschiede mit weit größerer Sensibilität. Die vergleichende Einschätzung der Einkommen bleibt weniger häufig an die Eigengruppe fixiert; öfter als Arbeiter glauben Angestellte, daß es anderen Gruppen besser gehe und mißbilligt dies auch; besonders gilt das für die Einstellung gegenüber den Arbeitern, ihr verbesserter Lebensstandard wird als Bedrohung des eigenen sozialen Status interpretiert.

Runcimans Studie unterscheidet sich vorteilhaft von vielen neueren soziologischen Untersuchungen, denn sie vermittelt Einsichten in gesellschaftliche Zusammenhänge. Sie ist Beispiel dafür, was Umfragen bei theoretisch relevanten Fragestellungen vermögen. Die Untersuchung ist schon allein deshalb von Bedeutung, weil sie vieles von dem relativiert, was den gängigen Schichtungstheorien als verbindlich gilt. Die soziale Selbsteinschätzung, der eigene Status und die Klassenzugehörigkeit werden als Kategorien zweifelhaft, wenn

man weiß, daß die Befragten von der Struktur der sozialen Unterschiede wenig Genaueres wissen. Vielmehr werden solche Kategorien selbst zum Problem. Zur Klärung der empirischen Befunde trägt freilich Runcimans Studie noch wenig bei; sie beschränkt sich auf die korrelationsstatistische Bestimmung der Bezugsgruppen. Das freilich ist noch keine Analyse der Ursachen des schichtenspezifisch beschränkten Bewußtseins.

Im letzten Abschnitt seines Buches formuliert Runciman die Grundrisse einer Theorie der sozialen Gerechtigkeit; sie soll verbindliche Maßstäbe der Beurteilung sozialer Ungleichheiten liefern. Ihr zufolge lassen sich in einer hypothetischen Diskussion, die fiktiv den Einfluß der „vested interests“ ausschaltet, die Prinzipien der sozialen Gerechtigkeit ermitteln. Ungleichheiten sind nur dann gerechtfertigt, wenn sie auf Prinzipien beruhen, denen alle Betroffenen zustimmen würden, und zwar bevor sie wissen, ob die Anwendung dieser Prinzipien ihren Interessen förderlich oder abträglich ist. Die gerechte Verteilung von Einkommen und Vermögen müßte sich nach Runciman an den Prinzipien „need“, „merit“ und „contribution to the common good“ ausrichten, wobei „need“ Priorität vor den beiden anderen Prinzipien zukomme. Soziales Prestige wäre ungerecht, sofern es einem einzelnen aufgrund seiner bloßen Gruppenzugehörigkeit, nicht aber aufgrund von individueller Leistung zufalle. Die Machtverteilung schließlich hätte sich am Prinzip der maximalen Freiheit jedes einzelnen, soweit sie mit der Freiheit der anderen verträglich ist, zu orientieren. — Mit seiner Theorie der sozialen Gerechtigkeit verfolgt Runciman praktische Zwecke, sie soll zur Realisierung einer „gerechten Gesellschaft“ verhelfen, zu einem radikal egalitären Wohlfahrtsstaat. Runciman umschreibt ihn als „Sozialismus“; gleichwohl seien, wie das schwedische Beispiel zeige, die Sozialisierung der Produktionsmittel und die Wirtschaftsplanung nicht zwingend erforderlich.

Runcimans Theorie der sozialen Gerechtigkeit teilt mit der liberalistischen Philosophie, der sie entspringt, die Abstraktheit und die Realitätsferne. Was das Gesamtwohl sein könnte, wie der Beitrag des einzelnen für die Erhaltung des Ganzen zu beurteilen sei und wie sich die Bedürfnisse des Einzelnen dazu verhalten, ist nicht jenseits des Systems der gesellschaftlichen Partikularinteressen zu bestimmen. Zudem ist nicht einsichtig, wie in Runcimans Konzeption Einvernehmen über die jeweils anzuwendenden Prinzipien der Gerechtigkeit sich herstellen soll; „need“, „merit“ und „contribution to the common good“ lassen sich auf kein tertium comparationis reduzieren. Die Lösung der zentralen Probleme des gesellschaftlichen Distributionsprozesses kann nicht — was Runciman unterstellt — einer hypothetischen herrschaftsfreien Diskussion zugeschoben werden. Dem „common sense“ ist nicht aufzubürden, was die Wissenschaft nicht leistet. Der nationalökonomischen Theorie zufolge, die sich bekanntlich mit dem gleichen Problem befaßt, ist die Struktur der Verteilung notwendiges Resultat des Produktionsprozesses, mithin auch von Herrschaftsverhältnissen. Von beidem sieht Runciman ab.

Macht fungiert nach seiner Auffassung als unabhängige Variable im System der sozialen Ungleichheiten, und zwischen der Verteilung und der Gestalt des Produktionsprozesses soll es keine eindeutigen Zusammenhänge geben. Seine Theorie der sozialen Gerechtigkeit, die „vested interests“ nur als psychologische Hemmnisse für die Erkenntnis der sozialen Gerechtigkeit in Rechnung stellt, greift zu kurz: sie gibt sich mit bloßen Modifikationen des Verteilungsprozesses zufrieden.

Der bei Suhrkamp erschienene Band „Sozialwissenschaft und politische Theorie“ enthält Vorlesungen aus den Jahren 1961 und 1962, die in ihren wesentlichen Teilen als theoretische Selbstverständigung über Probleme der späteren Studie zu interpretieren sind. Im einzelnen diskutiert Runciman Entstehung, Fragestellung und Methoden der empirischen Sozialwissenschaften, die Berechtigung und Reichweite der positivistischen Kritik an ihren Theorien, die Tragfähigkeit des funktionalistischen Ansatzes, die Relevanz empirischer Forschungen für die traditionelle Demokratietheorie und die Rolle des Klassenkonfliktes in der Politik. Zentrales Problem bei der Behandlung dieser recht disparaten Themen ist der innere Zusammenhang von empirischen Sozialwissenschaften und politischer Philosophie. Runcimans Überlegungen — im Plauderton vorgetragen und von zahlreichen Exkursen unterbrochen — sind in ihrer Argumentation nicht immer durchsichtig, doch lassen sich zwei Gedankengänge unterscheiden. Zum einen wird gezeigt, daß die empirischen Sozialwissenschaften bislang immer eine Affinität zur konkreten politischen Praxis hatten, von ihr motiviert waren oder sie beabsichtigten. Zum andern weist Runciman nach, daß Empfehlungen für die politische Praxis und Werturteile im Sinne Max Webers immer auch schon Aussagen über die empirische Realität und Kriterien der logischen Rationalität enthalten, die explizierbar und somit der rationalen Diskussion zugänglich sind. Für denkbar hält Runciman, daß sich in einer solchen Diskussion die Verfechter konträrer Weltanschauungen auf einen minimalen Konsensus einigen könnten, „Prinzipien, ohne die das gesellschaftliche Leben überhaupt nicht möglich wäre“. Freilich bleibe jedes empirische Wissen wie auch jede Philosophie vorläufig; denn „der Sozialwissenschaftler ist Teil der Geschichte, aus der sich sein Wissen aufbaut“, und die „Kriterien der Analyse und der Bewertung“ des Philosophen sind „Teil des Gegenstandes, den er untersucht“. „Philosophie und Sozialwissenschaft müssen weiterhin ihre eigene Mühe wie auch die des anderen Teils auf sich nehmen“. Trotz aller Kritik am Rigorismus von Max Webers Wertfreiheitspostulat kommt Runciman über die Dichotomie von Subjekt und Objekt der Erkenntnis nicht hinaus. Nicht selten finden sich Andeutungen, daß trotz aller sozialen Konflikte und Wertantagonismen sich ein Konsensus aller Wohlmeinenden und Progressiven finden lassen müßte. Sein Vertrauen in den „common sense“ ist ungebrochen.

Joachim E. Bergmann (Frankfurt/Main)

Sozialer Wandel. Zivilisation und Fortschritt als Kategorien der soziologischen Theorie. Herausgegeben und eingeleitet von Hans Peter Dreitzel. Band 41: Soziologische Texte, Luchterhand Verlag, Neuwied und Berlin (West) 1967 (514 S., Pb., 28,— DM).

Dieser soziologische Reader ist anspruchsvoll. Nicht daß das Sammeln von theoretischen Schriften aus so umfänglichem Bereich, zeitlich von Condorcet bis Fourastié, thematisch von Bloch („Die Kategorie der Möglichkeit“ und „Thesen zum Begriff des Fortschritts“) bis Balandier („Die Dynamik der Primitivgesellschaften“) oder von Gumpłowicz bis Popper, an sich schon dieses Epitheton verdiente. Vielmehr handelt es sich um nichts weniger als den Versuch, mit Hilfe der ausgewählten Texte, durch ihre systematische Anordnung in einzelnen kurz kommentierten Abschnitten und nicht zuletzt ihre Interpretation und Kritik, einen theoretischen Beitrag zur Entwicklung der modernen Soziologie zu leisten.

Titel und Untertitel sind Programm: die Stoßrichtung zielt auf die sogenannte strukturell-funktionale Schule, die zugunsten der Konstruktion von statischen Modellen sozialen Gleichgewichts die historische Dimension, den Prozeßcharakter von Gesellschaft vernachlässigt hat. Dem konservativen Potential einer Statik und Dynamik dualistisch auseinanderhaltenden soziologischen Theorie, die zu immer größerer Allgemeinheit führt und damit so blind wird wie ihr Korrelat: theorielose empirische Sozialforschung, soll das Kritische einer historisch verfahrenen Soziologie entgegengesetzt werden.

Der Entfaltung dieser Konzeption dient vor allem ein der Auswahl angehängter Aufsatz des Herausgebers „Über die historische Methode in der Soziologie“. Am Unterschied zu Intentionen und Methoden der historischen Wissenschaften arbeitet der Verfasser heraus, was ihm für die Gesellschaftswissenschaften wesentlich erscheint: nicht bloß zu beschreiben, sondern strukturelle Einsichten anzustreben und die Phänomene zu *erklären*; nicht bei Einzelphänomenen und ihrer Genese zu verharren, sondern in der Theoriebildung die Formulierung von Gesetzmäßigkeiten zu versuchen; nicht die Fülle möglicher menschlicher Handlungsweisen und Motive aus der Geschichte aufzuhäufen, sondern die prinzipielle Geschichtlichkeit des Menschen zu begreifen . . . „diese eigentümliche Verkopplung der Möglichkeit freier, sinnhafter Gestaltung des Handelns mit ihrer eigenen Einschränkung durch die Macht geschichtlicher Faktizitäten, . . . vor allem das Gefüge gesellschaftlicher Normen und Institutionen“ (448). Von den drei Arten theoretischer Aussagen in der Soziologie, die Dreitzel unterscheidet, den „phänomenologischen Gesetzmäßigkeiten“, den „struktur-analytischen Funktionsgesetzen“ und den „Gesetzmäßigkeiten des sozialen Wandels“, komme der letzten Schlüsselcharakter zu. Die historische Methode finde hier ihre vollste Anwendung in der Soziologie — sie bindet alle Aussagen an den Zeitraum, für den ihre Gültigkeit empirisch nachgewiesen ist; sie verpflichtet zur (immanenten oder systemtranszendenten) Kritik, da sie stets vom Selbstverständnis und von den Zielvorstellungen der untersuchten konkreten Gesellschaft ausgehen muß,

schließlich: sie verfährt dialektisch, um dem doppelten Aspekt der Geschichte als geschehendes Geschick und produzierende Handlung gerecht zu werden (463).

Auch an anderer Stelle wird dieser Ansatz thematisch. Mit einer ausführlichen und sehr kenntnisreichen problemgeschichtlichen Einleitung des Herausgebers wird der Leser an die lange Tradition theoretischer Reflexion erinnert, die dem Phänomen gesellschaftlicher Veränderung und Entwicklung gilt. Da in gewisser Weise „alle Soziologie ‚Soziologie des sozialen Wandels‘“ (16) genannt werden könnte, ist dieser Überblick auch leicht eine kleine Geschichte der Soziologie zu nennen. Sowohl an den sozialdarwinistischen und sonstigen biologistischen Konzeptionen der Entwicklung seit Spencer und den Zyklentheorien mit ihrer Annahme unhistorischer, invarianter „Grund“bedürfnisse (Spengler, Toynbee) als auch an der funktionalistischen Schule und der nicht minder unhistorischen „Konflikttheorie des sozialen Wandels“ (Cosser, Dahrendorf) bewährt sich Dreitzels Kritik. Deutlich zeigt sie sich verpflichtet der „Philosophischen Anthropologie“, welche aus „Skepsis gegenüber voreiligen Evolutions- und Forschungstheorien . . . zunächst einmal die Bedingungen der Möglichkeit menschlicher Geschichte und menschlicher Zivilisation zu prüfen“ sich bemühe (90). In aufklärerischer Tradition steht die emphatische Forderung, daß der Mensch Herr der Geschichte erst noch zu werden habe: „Denn, erst dann wäre heute von Fortschritt zu sprechen, wenn die sozialen Entwicklungsprozesse ihre fortdauernde Naturwüchsigkeit verlieren und endgültig der menschlichen Selbstbestimmung unterstellt sein würden“ (91).

Dreitzel scheint nicht zu sehen, daß es zur Einlösung seiner Erwartung an die Soziologie erforderlich ist, daß sie sich an politisch-ökonomischen Analysen des geschmähten „Unterbaus“ der Gesellschaft versuche, und daß von ihr die Bedingungen und Möglichkeiten zu reflektieren sind, die Erkenntnis in gesellschaftliche Praxis umzusetzen. Symptomatisch, aber gewiß nicht schlimm ist, daß Marx in der Textsammlung nur mit drei Seiten aus dem „Kapitel“ vertreten ist. Ein entscheidender Mangel für ein Buch über sozialen Wandel und die Kategorie des Fortschritts jedoch ist, daß die in seiner Tradition stehenden Untersuchungen zur Entwicklung spätkapitalistischer Gesellschaft, zur Unterentwicklung der Dritten Welt und zum Zusammenhang beider völlig fehlen. Vorweg — in der Einleitung — werden der Klassenbegriff und die These vom Klassenkampf als einer wesentlichen Ursache des sozialen Wandels als überholt abgetan. Mehr oder weniger unkritisch übernommen sind die Thesen von der „Fundamentaldemokratisierung“ (Mannheim) und von der Nivellierung durch gestiegenen Lebensstandard, von der „pluralistisch organisierten“ und der „offenen“ Leistungsgesellschaft“ sowie die von den „Bewußtseinsverspätungen der Arbeiterschaft“ (44 f.). Nur am Rande findet sich die Kategorie des sozialen Interesses. Die wichtige Frage nach dem Zusammenhang von Fortschritt und Interesse wird leider nicht diskutiert. Es ist, als spiegelte sich in den Mängeln des Buches die objektive Weltverfassung; zurecht wird nämlich kon-

statiert, daß... „der Entwicklungsbegriff immer vager (wird); seitdem er nicht mehr teleologisch an dem Endziel einer hochentwickelten und zugleich klassenlosen Gesellschaft orientiert ist (55).

Sebastian Herkommer (Berlin)

Social Change in Developing Areas. A Reinterpretation of Evolutionary Theory. Ed. by Herbert R. Barringer, George I. Blanksten and Raymond W. Mack. Schenkman Publishing Company, Cambridge (Massachusetts) 1965 (328 S., Papp., \$ 2,95).

Bücher über „social change“ gibt es seit den 20er Jahren, seit dem Ende des letzten Weltkriegs häufen sie sich. Zunächst konnten Probleme, die der Emanzipationsanspruch der ehemaligen Kolonien und Halbkolonien stellte, unter diesem Titel anvisiert werden; sodann mochten immanente Schwierigkeiten soziologischer Theoriebildung, denen die zeitweilig herrschende strukturalistische Betrachtungsweise nicht wirklich beikommen konnte, durch ein Pochen auf die Ubiquität von Wandel überwunden werden können. Der vorliegende Sammelband zeigt einmal mehr und sozusagen endgültig, daß die Beiträge von Konzepten sozialen Wandels sowohl zur Deutung der nachholenden sozioökonomischen Entwicklung als auch zur Bildung allgemeiner sozialwissenschaftlicher Theorien meist bemerkenswert bedeutungslos sind. Der gleichsam abschließende Charakter dieser Demonstration resultiert aus dem gemeinsamen Ursprung der hier vorgelegten Aufsätze. Es sind Beiträge zu einer überfachlichen Konferenz, die das Verhältnis gegenwärtiger sozialwissenschaftlicher Disziplinen zur Evolutionskonzeption, mithin auch zum gemeinsamen Ursprung eines Teils dieser Disziplinen, erörtern sollte; unter den Teilnehmern befanden sich Kulturanthropologen, Wirtschaftswissenschaftler, Historiker, Politologen, Philosophen, Zoologen; Soziologen und Sozialpsychologen dominierten. Die Konferenz der Experten wurde sich darüber klar, hinsichtlich der selbstgestellten Aufgabe keine wesentlichen Ergebnisse erzielt zu haben, wußte sich jedoch einig in dem Verlangen „for more adequate theories with which to study social change“. Die Konferenzbeiträge, die hier (nur zum Teil) veröffentlicht sind, differieren stark nach Art, Umfang und Qualität: sie reichen vom Geschwätz professioneller, wenn auch renommierter Tagungsteilnehmer über schlicht-solide Forschungsberichte bis zum reflektierten Überblick über den Entwicklungsstand einer Disziplin. Als einige der positiveren Aufsätze seien besonders erwähnt: die Diskussion und die Konstruktion von Evolutionsmodellen im Einleitungsbeitrag von D. T. Campbell; die Studie über die „Transformation of the Albanian Elite“ über den Zeitraum 1935 bis 1955 von Charles C. Moskos; der etwas fragmentarische Überblick über ökonomische Entwicklungsmodelle und ihren Bezug zum Evolutionismus von J. Spengler und die weiterführende Kritik an der Perpetuierung der (terminologisch sowieso unmöglichen) Dichotomie von soziologischer „Statik“ und „Dynamik“ im Aufsatz von Arnold S. Feldman.

K. H. Tjaden (Marburg)

Ziegler, Jean: Politische Soziologie des neuen Afrika. Nymphenburger Verlagshandlung, München 1966 (315 S., kart., 17,80 DM).

Den Hauptteil (40—270) der Arbeit von Jean Ziegler nehmen die Skizzen einiger Etappen der Wege ein, die drei afrikanische Gesellschaften, die Ghanas, des Kongo-Leopoldville und die Ägyptens, in ihren revolutionären Kämpfen um nationale Unabhängigkeit zurückgelegt haben. Für Ghana wird die Entwicklung zwischen den Jahren 1957 bis 1962, für den Kongo-Leopoldville die zwischen 1959 und 1962 und für Ägypten die zwischen 1952 und 1962 dargestellt. Ziegler identifiziert sich auf humane Weise mit den fortschrittlichen und revolutionären, für kurze oder längere Zeit die politischen Geschicke ihrer Länder bestimmenden Kräften und zeichnet die Entwicklungsprozesse aus ihrem Blickwinkel nach. Damit ermöglicht er dem mit den neuen Gesellschaften des afrikanischen Kontinents nicht vertrauten Lesers aufschlußreiche Einblicke in die sozialen ökonomischen und politischen Probleme dieser Länder. Doch bleiben Zieglers Darstellungen fragmentarisch und unbefriedigend. Dies ist offenbar eine Folge des subjektiv-individualistischen Ansatzes der seinen Interpretationen zugrunde liegenden Theorie (13—39, 271 bis 280). Sie hat es nicht auf eine Analyse der gesamtgesellschaftlichen Zusammenhänge abgesehen, sondern auf das „Verstehen“ des Phänomens „des Kampfes einander entgegengesetzter Klassen um die Kontrolle des Staates und der Macht“ (14); also auf die Erhellung der politischen Prozesse und nicht zugleich auch deren sozio-ökonomischer Bedingungen, letztlich imperialistischen Abhängigkeiten der drei untersuchten — im kongolesischen Falle kaum mehr als intendierten — Revolutionen. Der theoretische Ansatz Zieglers tritt vor allem an seinem Begriff der Klasse (40, 275) hervor, den er, wie es scheint, mit dem Begriff einer im Prinzip konservativen „Revolution in Permanenz“ nicht zufällig in Zusammenhang bringt (279).

Margarete Tjaden-Steinhauer (Marburg)

Steinhauer, Margarete: Die politische Soziologie Auguste Comtes. Marburger Abhandlungen zur Politischen Wissenschaft, hrsg. v. Wolfgang Abendroth, Bd. 7, Verlag Anton Hain, Meisenheim am Glan 1966 (268 S., brosch., 19,— DM).

Auf dem Hintergrund der noch von aufklärerisch-emanzipatorischem Interesse getragenen, liberalen — und partiell schon sozialstaatliche Kautelen enthaltenden — gesellschaftstheoretischen Konzeption Condorcets zeichnet St. zunächst allgemeine Strukturen der Comteschen Gesellschaftstheorie, dann — sehr detailliert und exakt belegt — die wesentlichen Gehalte seiner politischen Soziologie nach. Aufgrund der Analyse des darin zentralen organischen Gesellschaftsbegriffes und seiner Konzeption von gesellschaftlichem Fortschritt gelangt sie zur Bestimmung der apologetischen Funktion seiner Theorie. Diese ergibt sich aus Herauslösung und Hypostasierung

der gesellschaftlichen Totalität aus dem Interessenzusammenhang und -gegensatz der sie erst konstituierenden Individuen und Klassen sowie aus dem daraus resultierenden Begriff gesellschaftlicher Praxis, der bestimmt erscheint von einem naturwüchsig gesetzten Organismus „Gesellschaft“, der einerseits die Menschen einem „fatalismue universel“ (65) im grundsätzlichen überantwortet, andererseits ihnen akzidentielle auf Perfektionierung des Bestehenden abzielende „Modifikationen“ gestattet.

Vollends deutlich wird diese innere Logik der Comteschen Lehre in seinen späten Arbeiten, vor allem im „Système de politique positive“. Nach Darlegung und Analyse des Verhältnisses von Staat und Gesellschaft sowohl im Übergangsstadium des „gouvernement préparatoire“ als auch im état positif, der „institutionellen Medien der Integrationsideologie“: Manipulation der öffentlichen Meinung, positives Erziehungssystem und dem System pseudo-religiöser Kulte wird zur Genüge einsichtig, daß Comtes politische Soziologie mit liberaler Gesellschaftstheorie, als deren Vollender er sich verstand, oder gar mit sozialistischen Lehren, nichts zu tun hat. Vielmehr muß die Verkündigung des positiven Stadiums gesellschaftlicher Entwicklung, welche Abschaffung des Parlamentarismus, Aufhebung der Gewaltenteilung, Vermehrung der Zensurrechte des Staates, Beschneidung individueller Freiheiten und Rechte, sowie die Einführung neuer, öffentlich angeordneter quasi-religiöser Kulte bedeutet, als Rückfall hinter die Traditionen der Aufklärung verstanden werden; ein Rückfall freilich, der durchaus mit konkreten geschichtlichen Tendenzen und politischen Ereignissen in Frankreich in Zusammenhang zu bringen ist. Comtes politische Soziologie reflektiert in gewisser Weise, wenn auch abstrakt und rechtfertigend die reale Entwicklung in Frankreich seit den 48er Revolutionen bis hin zum faschistoide Züge tragenden Bonapartismus. Gerade durch die relative — in der letzten Phase des état positif sogar fast völlige — Verselbständigung des Staatsapparates soll bei gleichzeitiger Umfunktionalisierung einstmals demokratischer gesellschaftlicher Institutionen und Organisationen die bestehende Sozialverfassung, die aus ihr sich ergebende herrschaftliche Über- und Unterordnung, die ungerechte Einkommensverteilung etc. aufrechterhalten bzw. erst recht stabilisiert werden. Die Funktion der Übergangsdiktatur besteht darin, die dysfunktionalen Glieder der Gesellschaft ins bestehende Herrschaftsgefüge einzupassen. Comtes Konstruktion einer gesellschaftlichen Verfassung, die dem positiven Stadium gesellschaftlicher Entwicklung angemessen sein soll, mündet in die Konzeption der „Soziokratie“, die von einer „positiven“ Priesterschaft geleitet werden müsse. Die einzelnen Formen der in dieser ‚Soziokratie‘ anzuwendenden Herrschaftstechniken werden von Comte in großer Detailliertheit dargelegt. Sie nehmen sich aus wie eine Vorahnung totalitärer Herrschaftspraktiken. Ist in der Übergangsphase eine dualistische Herrschaftsteilung zwischen dem Patriziat und den „autorités spirituels“, ja sogar an eine aus Integrationsgründen zweckmäßig erscheinende, partielle Zulassung eines Vertreters des Prole-

tariats gedacht, so soll — der Comteschen Theorie zufolge — in der letzten Phase des „état positif“ die positivistische Priesterschaft relativ selbständig und autokratisch regieren. Tendenziell hat das Patriziat politisch abgedankt, es behält aber seine soziale Stellung bei. (216) Andererseits kann aber die positivistische Priesterschaft nicht als eine bloße Interessenvertretung des Patriziats angesehen werden (149), da dieses möglicherweise und zumindest der formalen Herrschaftshierarchie nach auch gegen seine eigenen Interessen die Weisungen des Hohepriesters befolgen müßte. Interessenkollisionen zwischen diesen beiden sozialen Gruppen können nur in besonderen Fällen auftreten, nicht aber im grundsätzlichen und im allgemeinen. „In der Gestalt des ‚Grand-Prêtre‘ und seiner ‚positiven‘ Bewegung hat Comte somit gleichsam eine Vorform jenes Sozialcharakters und jener politischen Gruppierungen gezeichnet, die in der Gestalt autoritärer oder gar faschistischer Politik im zwanzigsten Jahrhundert einerseits die sozialen Schichten im Interesse der eigenen Herrschaftsposition politisch manipulierten, andererseits die antagonistische Sozialstruktur der bürgerlichen Gesellschaft im Prinzip unangetastet ließen und gleichsam politische Nutznießer der mit ihr verbundenen Gegensätze sozioökonomischer Interessen wurden.“ (150)

Es ist das Verdienst der vorliegenden Arbeit, diese Züge der Comteschen Gesellschaftstheorie und vor allem seiner politischen Soziologie einerseits in mühevoller Kleinarbeit nachvollzogen, andererseits sie in theoretisch anspruchsvoller Weise kritisch-analysierend durchdrungen zu haben. Damit konnten nicht nur Vorurteile über den „liberalen Theoretiker Comte“, den Unterschied zwischen dem frühen und dem späten Comte etc. ausgeräumt, sondern auch — wie H. Maus im Vorwort bemerkt — „eine Lücke in der dogmengeschichtlichen Forschung geschlossen werden“, einer Forschungsrichtung, die — wie hier an Condorcet und Comte exemplarisch dargestellt — in der Bewahrung frühbürgerlicher Traditionen und Impulse selbst progressive Funktionen ausüben und auch den aktuellen Forschungsablauf der politischen Soziologie auf deren ursprüngliche Fragen und Probleme aufmerksam machen könnte. H. D. Boris (Marburg)

Vogel, Martin Rudolf, und Peter Oel: Gemeinde und Gemeinschaftshandeln. Zur Analyse der Begriffe Community Organisation und Community Development. Schriftenreihe des Vereins für Kommunalwissenschaften e. V. Berlin. Kohlhammer Verlag, Stuttgart 1966 (114 S., kart., 16,80 DM).

Es dauert einige Zeit, bis man versteht, daß die Autoren die Begriffe Gemeinde und Gemeinschaftshandeln kritisch behandeln. Die Gründlichkeit, die auf das Studium dieser Begriffe verwendet wird — überdies bibliographisch vorzüglich aufbereitet —, korreliert leider mit einer gewissen Langweiligkeit des Textes. Im Gestrüpp der sorgfältig referierten Definitionen von Community Organisation und Community Development verliert sich öfter der rote Faden, der sich doch sehr leicht hätte herausarbeiten lassen können, da das Thema

eminent politisch ist: die Community Bewegungen sind der Versuch der amerikanischen Mittelschichten, „über Sinn und ‚richtigen‘ Weg der Gesellschaftsentwicklung“ zu befinden. Beide Begriffe, community organisation und community development, lassen sich nur historisch aus der amerikanischen Verwaltungspraxis verstehen; alle nicht-historischen, immanenten Definitionsversuche sind willkürlich, ideologisch und widersprüchlich (s. 23/24, wo einige Literaturproben für die Definitionsversuche für community development gegeben werden). Im allgemeinen wird community organisation in den USA unter einem zweifachen Aspekt gesehen: unter einem „technisch-materiellen“ oder einem „sozio- und psychotechnischen“ Aspekt. (31) Beide Aspekte richten sich gegen die zunehmende Spezialisierung gesellschaftlicher Aufgaben und gegen die auf Gemeindeebene feststellbaren Desintegrationserscheinungen. Dabei münden die „technisch-materiellen Integrationsversuche“ in die Forderung nach rationeller Stadtplanung (dieser Aspekt wird in diesem Buch nicht behandelt, sondern nur erwähnt), während das „sozio- und psychotechnische Integrationsmodell“ auf die Anpassung der Subjekte an die gegebenen Verhältnisse hinarbeitet, anstatt auf die Veränderung dieser Verhältnisse selbst. Die amerikanische Sozialarbeit steht unter dem Zeichen des letzteren Integrationsmodells, also der Anpassung der Subjekte an das vorhandene Sozialsystem. Die Autoren leiten den vorwiegend „sozialmanipulativen“ Charakter der amerikanischen Sozialarbeit daraus ab, daß der Entstehungsort der Community-Bewegung „in den Lücken der administrativen Kompetenz, aber außerhalb des ‚politischen‘ Geschehens liegt“ (74). Indem die Autoren das emotional einsichtige Verhalten dieser amerikanischen „Bürgerschaftsaktivität“ sichtbar machen und das Mißtrauen gegenüber der formalen Verwaltungspraxis anerkennen, warnen sie gleichzeitig vor einem „falsch verstandenen Rationalismus“ (im Sinne einer technizistischen Anpassungsideologie) und ziehen das politische richtige Fazit aus der amerikanischen Community-Bewegung: „Vermenschlichung des gemeinsamen Daseins kann nicht neben und im Gegensatz zu den gegebenen Institutionen, sondern nur in ihnen und durch sie hindurch geschehen.“ (92)

Heide Berndt (Frankfurt/Main)

Leben in der Stadt! Vorträge, Aussprachen und Ergebnisse der 13. Hauptversammlung des Deutschen Städtetags, Nürnberg 9. bis 11. Juli 1965. Kohlhammer Verlag, Stuttgart 1965 (240 S., kart., 9,80 DM).

Die großen Gemeinden, deren Interessen der Deutsche Städtetag repräsentiert*), sind die institutionellen Hüter des „salus publica suprema lex“ (nach dem Schlußwort von Hillebrecht, dem Stadtplaner von Hannover). Ihnen obliegen viele der volkswirtschaftlich ent-

*) Die kleineren Gemeinden, Mittel- und Kleinstädte, sind im Deutschen Städtebund zusammengefaßt. Ihre Interessen haben i. G. zu dem Deutschen Städtetag wenig progressiven Charakter.

scheidenden Infrastrukturplanungen und -investitionen. Trotz der enorm vielfältigen Aufgaben, die besonders die großen Städte wahrzunehmen haben, ist die Verteilung des Sozialprodukts so organisiert, daß zur Bewältigung dieser Aufgaben (U-Bahnbau, Bildungsinvestitionen, Gesundheitsfürsorge, Straßenbau) nicht die notwendigen Mittel bereitgestellt werden. Es besteht nicht nur ein makroökonomisches Mißverhältnis zwischen öffentlichem und privatem Reichtum zuungunsten der öffentlichen Haushalte; von den öffentlichen Mitteln wird der größte Teil für Rüstung ausgegeben und nur der geringste Teil für die produktiven Investitionsbedürfnisse der Gemeinden. Eines der Tagungsthemen befaßte sich daher eingehend mit Fragen des Finanzsteuerausgleichs und der Verschuldung der Gemeinden, an dem sichtbar wird, in welchem Dilemma die heutigen Großstädte stecken. Gleichzeitig wird auch sichtbar, wie wenig dieses Dilemma von den Teilnehmern der Tagung als eine politische Herausforderung verstanden wird. Zwar ist das Bemühen, zu einer rationalen Lösung der städtischen Probleme zu gelangen, im ganzen Buch deutlich spürbar; jedoch werden diese Probleme isoliert behandelt und die Darstellung ihres umfassenden gesellschaftlichen Zusammenhanges vermieden. Typisch für dieses Verhalten ist die zentrale Diskussion zwischen H. P. Bahrdr (dem Göttinger Soziologen), H. J. Vogel (Münchner Oberbürgermeister, SPD) und G. Albers (Prof. für Städtebau an der TH München), S. 99—121. Obwohl Albers betont, daß die städtebauliche Entwicklung keine „Naturgesetzmäßigkeiten“ aufweise und infolgedessen keine ausschließlich technische Angelegenheit sei, wird auch bei ihm die politische Dimension nicht weiterverfolgt. Vogel weiß an politischen Vorschlägen nichts weiter anzugeben als sich „der Einsichten und Erkenntnisse der Wissenschaft zu bedienen“, die Rechtsordnung an einigen Punkten zu ändern und im übrigen die vorhandenen Möglichkeiten besser auszus schöpfen — die altbekannte bundesrepublikanische Perspektive —; und der Wissenschaftler seinerseits, Prof. Bahrdr, ist in dem Moment, wo es darauf ankäme aus soziologischen Erkenntnissen politische Konsequenzen zu ziehen, kein Fachmann mehr. Er verweist auf die Juristen, die z. B. das Problem der kapitalistischen Bodenordnung lösen sollen. Kein Wunder, daß trotz der interessanten Informationen und des ehrlichen Bemühens um rationale Problemlösung das Buch unbefriedigend ist.

Heide Berndt (Frankfurt)

III. Psychologie

Brenner, Charles: Grundzüge der Psychoanalyse. Aus dem Amerikanischen übersetzt von Gert H. Müller. Mit Bibliographie und Sachregister. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 1967 (236 S., Pb., 12,50 DM).

Gute Einführungen in Wissensgebiete von einiger Komplexität fehlen meist. Das liegt an der Schwierigkeit, differenzierte Theoreme und Gegenstände so darzustellen, daß die notwendige Allgemeinheit der Aussagen nicht zugleich auch das Verschwinden der Differenziert-

heit mit sich bringt und damit den Zugang zur Theorie eher versperrt als öffnet. Im Fischer-Verlag ist jetzt eine Einführung in die Psychoanalyse von Charles Brenner erschienen, die diese Schwierigkeit gemeistert haben dürfte. „Dieses Buch will eine übersichtliche, gedrungene Darstellung der Grundzüge der psychoanalytischen Theorie geben. Es setzt beim Leser keine psychoanalytischen Kenntnisse voraus und soll ihm als Einführung in die psychoanalytische Literatur dienen.“ (10) Das Buch vermittelt den Zugang zu grundlegenden Hypothesen der Psychoanalyse (Determiniertheit des seelischen Geschehens, Dominanz des Unbewußten im Seelenleben), indem es an Erfahrungen anknüpft, die jedermann zugänglich sind: an die Psychopathologie des Alltagslebens, an Vergessen, Verlegen etc. — die Fehlleistungen. Die Geschicklichkeit, mit der der Autor kurrente Widerstände gegen die Analyse überwindet, deutet auf seine langjährige Unterrichtserfahrung zurück. Brenners Buch orientiert über die Triebtheorie, die Phasen der infantilen Sexualität, Fixierung und Regression, über die Organisation des seelischen Apparats. Er stellt immer zugleich den gegenwärtigen Stand der Theorie (unter besonderer Berücksichtigung der neueren Entwicklungen in der Ich-Psychologie) und ihre historische Entwicklung dar und gibt damit dem Leser eine Orientierungshilfe für die Lektüre von Freud selbst. Seine Darstellung der (Herrschafts)Organisation des seelischen Apparats verdeutlicht in seiner Terminologie eindrucksvoll die Marcuse'schen Bemerkungen über den politischen Charakter der Freudschen Begriffe.

Überall werden die noch offenen Probleme — nach dem Modell der Freudschen Einführungsvorlesungen — deutlich angezeigt. Das zeigt sich vor allem an der Erörterung der Triebtheorie und an der Darstellung des Problems der Aggression; der Leser erfährt sich selbst als möglichen Teilnehmer an einem noch nicht abgeschlossenen Forschungsprozeß. An die umfangreichen Kapitel über die Struktur des seelischen Apparats schließen sich Kapitel an über Fehlleistungen und Witz, über die Rolle sexueller und aggressiver Impulse für diese Phänomene, über den Traum, schließlich über die Psychopathologie, Neurosen und Psychosen.

Man kann nicht umhin, eine solche Einführung an den Freudschen Einführungen in die Psychoanalyse zu messen. Dabei bleibt der Eindruck zurück, daß die Wahl der Beispiele überwiegend aus dem „Normal“-Verhalten nicht zufällig ist und vielleicht auch nicht so sehr durch den Wunsch motiviert, den Zugang zur Sache zu erleichtern, sondern eine Gesteinsverschiebung in der Psychoanalyse indiziert, die namentlich auch an dem positiven Ton der Formulierungen über das Ich und seine Funktionen (115 f.) spürbar ist. Sie erscheinen zu unberührt von der Gewalttätigkeit und Brutalität des Normalen in der zeitgenössischen Gesellschaft.

Die Formulierungen, die sich auf die Bildung des Ich beziehen, das zugleich der Herr und der Knecht des Es ist und sein muß, lassen zu wenig von den Beschädigungen ahnen, die mit der Vermittlerfunktion in solcher Doppelstellung verbunden sind.

Das Eigentümliche an dieser Einführung ist, daß sie, indem sie die Theorie verständlich macht, ihr zugleich etwas von ihrer kritischen Kraft nimmt.

Erich Cramer (Hannover)

Ferenczi, Sandor: Bausteine zur Psychoanalyse. 4 Bände. 2. unveränderte Auflage. Verlag Hans Huber, Bern und Stuttgart 1964 (1567 S., Ln., 116,— DM).

Michael Balint und der Huber-Verlag haben die vierbändige Sammlung der Aufsätze und des Nachlasses von Ferenczi neu herausgegeben. Mit Ausnahme der „Genitaltheorie“ liegen damit alle wichtigen Arbeiten eines der ältesten und produktivsten Mitarbeiters Fretlds wieder vor. Von Ferenczi stammen manche klinischen Entdeckungen und theoretischen Entwürfe der Psychoanalyse. Vor allem aber hat er auf Grund seiner besonderen Sensibilität gegenüber allem, was sich in der analytischen Situation abspielt, die psychoanalytische Behandlungstheorie und -technik nachhaltig bis heute beeinflusst. Seine Arbeiten einschl. der in ihnen enthaltenen Selbstkorrekturen geben einen Einblick von der Lebendigkeit der wissenschaftlichen Entwicklung der Psychoanalyse bis in die 30er Jahre. Wie alle bedeutenden produktiven Menschen war Ferenczi Anfeindungen und Mißverständnissen ausgesetzt — bis heute. In einer Zeit, in der sich manche Psychoanalytiker, ängstlich auf ihre Würde bedacht, vermeintlich universalen akademischen Standards anzupassen suchen und damit die Psychoanalyse in Gefahr bringen, wissenschaftlich steril, ja, sich selbst untreu zu werden, kann die Lektüre der Aufsätze Ferenczis dazu dienen, Maßstäbe für den Bereich der Psychoanalyse zu gewinnen, Kriterien, an denen sich die gegenwärtige Produktion messen läßt.

Peter Fürstenau (Gießen)

Erikson, Erik H.: Identität und Lebenszyklus. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/Main 1966 (244 S., brosch., 10,— DM).

Die hier vorgelegten Aufsätze Eriksons tragen wie die großen Arbeiten „Kindheit und Gesellschaft“ (deutsch 1957) und „Der junge Mann Luther“ (deutsch 1965) dazu bei, eine Entwicklungspsychologie des Individuums zu erarbeiten und sie mit den Problemen der Einordnung in die jeweilige Gesellschaft zu konfrontieren.

Selbst Psychoanalytiker, verläßt Erikson das monomethodische Feld der Psychoanalyse und arbeitet mit Ideen und Daten der Sozialanthropologie, der Vergleichenden Erziehungslehre und einer sozialpolitisch orientierten Soziologie. Daraus entsteht kein eklektischer Tachismus, sondern eine Synopsis, die aus der vielfachen Bedingtheit der biologischen, historischen, sozialen und politischen Faktoren sowie der innerpsychischen Prozesse Struktureigentümlichkeiten des Individuums aufzuzeigen versucht.

Die Aufsätze betreffen die Themen: Ich-Entwicklung und geschichtlicher Wandel; Wachstum und Krisen der gesunden Persön-

lichkeit; Das Problem der Ich-Identität. Erikson verfolgt — immer im Kontakt mit den empirischen Wissenschaften — den Menschen von seinen frühkindlichen Verhaltensweisen, vom „Urvertrauen“ der Mutter-Kind-Beziehung über alle Stufen von „Autonomie“, „Initiative“, „Werksinn“ und jugendlicher Identitätssuche bis hin zu den Phasen des Erwachsenseins: „Intimität“, „Generativität“ und „Integrität“. Er behandelt die jeweils korrespondierenden Krisen der Entwicklung: „Mißtrauen“, „Scham“, „Schuldgefühl“, „Minderwertigkeitsgefühl“ — um nur die frühen anzuführen —, und zeigt die realen Folgen des Versagens regulativer Prozesse: Erziehungsschwierigkeiten, Verwahrlosung, Jugendkriminalität, Sucht, bleibende neurotische Defekte. Dazu bedient er sich der Ergebnisse großer amerikanischer Untersuchungen auf dem Gebiet der Jugendfürsorge, ferner einzelner Krankenberichte aus seiner eigenen psychoanalytisch geführten Klinik sowie anthropologischen Materials aus verschiedenen Gesellschaften.

Die Aufsätze sind keine Quellensammlung, auch keine philosophische Spekulation. Erikson verfügt über die Fähigkeit, Tatsachen verschiedener Fachgebiete sowohl isoliert aufzuzeigen als auch zu seiner Idee von der Identitätssuche des Menschen zu synthetisieren, der biologischen, kulturellen und psychodynamischen Lebenszyklen unterworfen ist. Die Arbeiten sind ein Stimulans für jeden, dessen Denken — oszillierend zwischen Modell und Verwirklichung — bereit ist, den Umweltraum wie den Inweltraum des Menschen gemäß der Anforderung eines präsumptiv „Humanen“ zu verändern.

Eine ungerechtfertigte Umweltmanipulation? Ob Säuglinge für ihr erstes Lebensjahr bewegungslos bandagiert auf Bretter gebunden werden, „damit sie sich nicht die Augen auskratzen“ (Sioux-Indianer) oder ob man sie vor Hunger und Durst schreien läßt, bis sie buchstäblich blau sind, „weil das die Lungen stärkt“ (Puritaner in Neu-England) — das ist wohl unsere Entscheidung.

Helmut Junker (Gießen)

Bastide, Roger: *Sociologie des maladies mentales.* Flammarion, Collection «nouvelle bibliothèque scientifique», Paris 1965 (288 S., kart., 20 frs.).

Schon wegen der Fülle der Literaturhinweise gibt dieses Buch eine sehr gute Einführung zum Problem der Geisteskrankheiten. Am Anfang werden methodische Fragen erörtert (Erhebungstechniken und Vergleichbarkeit statistisch epidemiologischer Untersuchungen); im mittleren Teil werden die Ergebnisse epidemiologischer und ätiologischer Untersuchungen referiert (ökologische Verteilungsmuster, schichten- und berufsspezifische Häufigkeit von Geisteskrankheiten und pathogene Familienstrukturen); im letzten Teil wird der Versuch gemacht, Geisteskrankheiten als ein Problem des strukturellen Aufbaus der Gesellschaft zu begreifen.

Ganz im Gegensatz zu amerikanischen Untersuchungen, in denen Geisteskrankheiten fast immer unter dem Aspekt subjektiver Ano-

malität gesehen werden, selbst wenn man sozialen Faktoren eine gewisse Einflußnahme einräumt, wird in diesem Buch die These vertreten, daß Geisteskrankheiten — ähnlich wie Kriminalität — eine „soziale Funktion“ haben: sie entlasten den Einzelnen von einem Schicksal, das auch ihm jederzeit widerfahren könnte (277). Indem B. sich auf Durkheim und M. Mauss beruft, beschreibt er Geisteskrankheiten als die Form von Anomalie, in der der Zusammenhang von individuellen Antrieben und gesellschaftlichen Normen bereits auf einer genetisch sehr frühen Stufe zerrissen wurde. Geistig schwer gestörte Personen versagen im Gebrauch von allgemein verständlichen Symbolen. „De ce point de vue, il importe peu que les troubles mentaux aient une origine physiologique ou non, car ce que le sociologue veut atteindre en eux, c'est activité symbolique et sa situation dans les structures globales de systèmes symboliques collectifs.“ (232)

Abgesehen von den speziellen Ätiologien verschiedener Geisteskrankheiten bedeutet dies, daß ein Komplementärverhältnis zwischen der symbolbildenden Aktivität von Kranken und Nicht-Kranken hinsichtlich der Struktur des „objektiven Geistes“ („structures de la mentalité collective“) besteht. Die Symbolbereiche der Kranken sind keine Eigenschöpfungen, da auch sie an der gleichen gesellschaftlichen Symbolvorlage anknüpfen wie die der Nicht-Kranken; sie sind nur deswegen unverständlich, weil sie ganz auf die unerfüllten Bedürfnisse des Kranken zugeschnitten und so in ihrer allgemeinen Sinnbedeutung beschränkt sind. Wenn es gelingt, die privaten Objektzeichen der Kranken in allgemeine Wortzeichen zu verwandeln („transformer le mot-objet en mot-signe“), dann können die Wurzeln der jeweiligen individuellen Konfliktstellen bloßgelegt werden, die die Entstehung einer Geisteskrankheit begünstigt haben. (262 f.) Dies verweist auf die Methoden der Psychoanalyse. Das Vertrauen der medizinischen Psychiatrie, den Geisteskrankheiten mit Medikamenten und Elektroschocks beikommen zu können, spiegelt die Verleugnung der sozialen Natur dieser Krankheiten wider.

Heide Berndt (Frankfurt/M)

Thomae, Hans (Hrsg.): Die Motivation menschlichen Handelns. Neue Wissenschaftliche Bibliothek. Band 4. Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 1965 (539 S., 19,80 DM).

Thomae's Einführung zu diesem Sammelurium bereitet den Leser darauf vor, die „Vielheit der Ansätze“ zum Motivationsproblem in der „Buntheit eines Mosaiks“ (30) präsentiert zu bekommen, die dennoch — das ist die Hoffnung des Herausgebers — die Tendenz zur systematischen Darstellung schon durchscheinen läßt. Aber weder ist mit der Sammlung, wie das Nachwort suggerieren möchte, die Vielschichtigkeit des Motivationsproblems bewiesen, noch ist Thomae's Einteilung geeignet, auch nur eine Andeutung von systematischer Darstellung zu vermitteln. Der Leser wird den Verdacht nicht los, daß hier eine nach dem Schlagwortindex von Bibliographien er-

folgte Stichprobe, in die jeder n-te Artikel einging, nachträglich zur Vielschichtigkeit des Problems befördert wurde. Und er muß feststellen, daß die den einzelnen Kapiteln subsumierten Beiträge zu einer Einheit zusammengezwungen werden, die sich trotz aller in Einleitungen sich manifestierenden Bemühungen um Brücken nicht herstellen will. Die wesentliche Differenz aber, ob die Frage nach dem *warum* menschlichen Handelns und Verhaltens als Versuch einer kausalen Erklärung oder als Versuch der Sinndeutung angegangen wird — die Differenz, an der auch der methodologische Streit deutlich würde —, wird in der Zusammenstellung verwischt.

Irmingard Staebule (Berlin)

Holzkamp, Klaus: Theorie und Experiment in der Psychologie. Eine grundlagenkritische Untersuchung. Verlag De Gruyter & Co., Berlin 1964 (292 S., 42,— DM).

Ein zweifaches Dilemma der experimentellen Psychologie motiviert die Arbeit: weder verfügt man über hinreichende Kriterien für eine verbindliche Deutung experimentell gewonnener Befunde, noch gibt es bisher — falls die Ergebnisse mehrerer Experimente sich trotz statistisch exakter Prüfung widersprechen — Mittel zur Entscheidung über die Legitimität ihres Verbindlichkeitsanspruchs. Als Ursache des Dilemmas erweisen sich die bislang anerkannten wissenschaftstheoretischen Grundlagen des logischen Empirismus, dessen Mängel Holzkamp zum Entwurf einer alternativen nichtempiristischen Wissenschaftslehre veranlaßten. („Wissenschaft als Handlung“, De Gruyter, Berlin 1967). Im Zentrum der Kritik steht das Induktionsprinzip, das innerhalb des logischen Empirismus allein verwendete Prinzip zur Geltungsbegründung von Allgemeinaussagen. Schon Popper hatte 1935 in seiner „Logik der Forschung“ gegen dies Prinzip den Metaphysikverdacht ausgesprochen: doch scheidet Poppers deduktives Modell nach Ansicht des Autors als Alternative aus, da es immanent logisch verfährt und somit keine Entscheidungsfähigkeit über Realgeltung besitzt. Die wirkliche Alternative zum Induktionsprinzip sieht H. in Dingers Prinzip der „Realisation“, nach dem im Experiment Wirklichkeit nicht analysiert, sondern vom Forscher den theoretischen Annahmen entsprechend hergestellt wird. Ob dieses Prinzip in der Tat die „kopernikanische Wendung“ einleiten kann, die H. ihm beimißt, wird sich erst nach Vorliegen der ausgearbeiteten wissenschaftstheoretischen Grundlegung sagen lassen. Zunächst sieht es so aus, als ob die Wende nur darin bestünde, daß die Gleichförmigkeit der Vergangenheit nicht einfach für die Zukunft postuliert wird, deren mögliche qualitative Veränderung aber als Störbedingung denunziert werden müßte.

Auf der Basis der als Realisationsversuch konzipierten experimentellen Handlung erörtert H. die Probleme, die sich für eine angemessene Vermittlung von Theorie und Experiment ergeben. Leitfrage dabei ist, nach welchen Kriterien die Repräsentanz — definiert als Bedeutungsgleichheit — von experimentellen Sätzen für theore-

tische Sätze zu bemessen ist. Diese Kriterien werden systematisch für die verschiedenen Gegenstandsbereiche der Psychologie gearbeitet. Der Mangel an Interpretierbarkeit ist an zahlreichen Experimenten, in denen die Kriterien nicht angewendet wurden, illustriert.

Irmingard Staeuble (Berlin)

Löwenthal, Leo, und Norbert Gutermann: Agitation und Ohnmacht. Auf den Spuren Hitlers im Vorkriegsamerika. Luchterhand Verlag, Neuwied und Berlin (West) 1966 (88 S., Papb., 6,— DM).

„Agitation und Ohnmacht“ ist eine gute Auswahl aus den „Prophets of Deceit“ (1949) aus der Reihe der „Studies in Prejudice“, im Original vergriffen, seit 1953 in einer auszugsweisen internen Übersetzung des Frankfurter Instituts für Sozialforschung vorliegend. Jene von Horkheimer und Adorno ausgewählten Texte — selbstverständlich fast nur Analysen, kaum Material — wurden hier offensichtlich übernommen.

Die Rolle des Agitators vor dem Kriegseintritt der USA, während des 2. Weltkrieges und nach dem Kriegsschluß bis 1948 ist Gegenstand der Analyse, die sich auf Primärmaterial, Reden usw. stützt. Daß Spielregeln der Demagogie in jenem amerikanischen Kontext aufgezeigt werden, tut der Aktualität der Arbeit keinen Abbruch; auch die Soldatenzeitung hat sich bestimmte formaldemokratische Argumente, die in den USA aufgrund des anderen Verhältnisses von Bürgern und Staat für die Verwalter des Unbehagens unentbehrlich zu sein scheinen, zueigen gemacht. Offensichtlich gibt es so etwas wie eine Ontologie der Demagogie, da das Band zwischen dem Agitator und seinen Zuhörern ein psychologisches, ein unbeußtes ist.

Der Agitator spielt mit der Ohnmacht der politisch, wirtschaftlich, kulturell und moralisch Desorientierten. Er gibt keine Theorie der gesellschaftlichen Zustände, die aus dieser Ohnmacht erlösen könnte, sondern er befestigt das Mißtrauen, er nährt das objektiv richtige Gefühl der Abhängigkeit, das der Dominanz des Apparats; er bestätigt Ausgeschlossenheit und stachelt die Angst an; der Agitator wirft über diese brodelnde Psychologie ein zwar logisch widersprüchliches, aber psychologisch folgerichtig geknüpftes Netz: er personalisiert. Er ist kein Sozialreformer, der gesellschaftliche Verhältnisse analysiert, um sie zu verändern, sondern einer, der, wie Walter Benjamin es formulierte, die Masse nur zum Ausdruck, aber nicht zu ihrem Recht kommen lassen will: er behandelt die stereotypen Äußerungen des Unbehagens als legitimes sado-masochistisches Bedürfnis und strukturiert sie auf dieser Ebene. Es ist interessant, daß im Rahmen dieser Personalisierung nur Funktionsträger — natürlich als perfide Subjekte! — der Zirkulationssphäre, niemals aber, wie die Autoren betonen — Personen aus der Produktionssphäre angegriffen werden. Diesen Schritt näher hin zur Wahrheit verhindert auch die Psychologie: Leistung, das Hervorbringen ist im Bereich dieses Denkens offenbar ein unbefragter Wert.

Die Studie führt uns vorzüglich angewandte Psychoanalyse vor, die nicht soziologisch blind ist. Ohne diesen Schlüssel bliebe der Sinn des argumentativen Zusammenhangs dunkel. Wir wollen nur auf wenige Zusammenhänge hinweisen, ohne sie weiter auszuführen: der stimulierte Haß auf den Reichtum und das uneingeschränkte Leben des Bankiers führt zu Schuldgefühlen, die der Agitator wiederum auf seine Mühlen leitet. Die Objekte der Verfolgung werden zu niederen Tieren erklärt. Mit der Freigabe dieser Opfer knüpft er an aus Traumatisierungen der psychosexuellen Entwicklung resultierende Bedürfnisse an, zugleich ist die Aggression nicht von Schuldgefühlen begleitet, weil die Objekte dehumanisiert wurden. Mit der Androhung der großen Katastrophe rührt der Agitator an infantile Ängste, die aufgrund des gesellschaftlichen Stellenwertes des Subjekts heute gut rationalisiert werden können. Schließlich ist der Umgang mit dem Masochismus des Publikums, dem vorgaukelt wird, es sei die kommende Elite, interessant; der Unterschied einer solchen Volksbewegung zum Christentum müßte einmal herausgearbeitet werden. Nicht zuletzt ist es wohl das spezifische irrationale Verhältnis von Führer und Gefolgschaft, das die verhetzte Masse von einer politisierten unterscheidet.

Die realistische Vorstellung, daß es, wie in bürgerlichen Zeiten ja auch schon, nicht am Einzelnen selbst liegen könne, wenn so viele zu den in dieser Gesellschaft Betroffenen gehören, mündet beim Agitator sogleich in die Sistierung der Schuldigen. Alle zur Verfügung stehenden Stereotype: Intellektuelle, Bankiers, Kommunisten, Flüchtlinge, der Unverstandene, der Fremde überhaupt schießen zur Figur des Juden zusammen. Er soll an allem, was gesellschaftlich vermittelt die Existenz der Subjekte unbillig einschränkt, die Schuld tragen. Was fremd ist an der Gesellschaft, wird in Gestalt des Juden symbolisiert und vor allem — scheinbar — verfügbar, ausrottbar. Der Agitator kondensiert und richtet die diffuse Aggression. Zwar ist der Feind in einer feindlichen Welt überall, aber im Juden konkretisiert er sich: der ist geeignet für die Vorstellung, daß er stark und schwach zugleich sei. Er ist immer als so mächtig hinzustellen, daß sich durch seine Unterdrückung noch jemand erhoben fühlen kann; immer als so ohnmächtig, ja so dehumanisiert, daß bei seiner Ausrottung weder Schwierigkeiten noch Schuldgefühle entstehen. Offensichtlich dient er als Projektionsschirm für jene von der Gefolgschaft selbst verleugneten Bedürfnisse. Daß der Antisemitismus schließlich zu einer Reaktion der Antisemiten auf die Verfolgung durch die Juden wird — so stellt es der Agitator am liebsten dar —, ist in der Tat im antisemitischen Bewußtsein keine bloße Erfindung, denn die Antisemiten ertragen es nicht, in einer konformistischen Gesellschaft ungelebte Möglichkeiten immerzu vor Augen zu haben; ja sie brauchen diese nicht einmal vor Augen zu haben, denn sie werden von diesen Bedürfnissen in ihrem eigenen Bewußtsein verfolgt. In Gestalt der Juden hassen sie ihre eigene Utopie, das ist die Energiebasis dieser unbarmherzigen Destruktivität. Der Agitator organisiert das Versacken auf dieser Ebene des Agierens. Im Sinne einer

Rationalisierung der Aggression werden von ihm alle erreichbaren Argumente funktionalisiert.

Politik wird vorgegaukelt als Möglichkeit, privat-familiäre Interaktionsmuster im Stile eines zwangsneurotisch stimulierten Hausputzes aufs Ganze übertragen zu können. Infolge dieses Fehlschlusses müssen die Argumente der Agitatoren verschwommen bleiben, wenn es um ein Aktionsprogramm geht, denn sie rühren die bestehende Gesellschaftsordnung, die Grundlage des von ihnen manipulierten Unbehagens, nicht an. Sie möchten nur dafür sorgen, daß sie besser funktioniert.

Klaus Horn (Frankfurt/Main)

de Rachewitz, Boris: Schwarzer Eros. Afrikanische Sexualbräuche von der Vorgeschichte bis heute. Henry Goverts Verlag, Stuttgart 1965 (343 S., Ln., 40,— DM).

Rachewitz versucht in seinem anziehend illustrierten Buch, die Rolle der Erotik im Leben der Afrikaner zu beschreiben. Er will weniger Daten aufzählen, als versuchen, durch „das Tor des Eros in die afrikanische Seele einzudringen und dabei von den Ursprüngen auszugehen“. Nun ist es gewiß ein fragwürdiges Unterfangen, so etwas wie eine „afrikanische Seele“ konstatieren zu wollen, es sei denn, „afrikanische Seele“ soll hier „negro-afrikanischer Sozialcharakter“ heißen — das wäre dann immerhin eine interessante Untersuchungsannahme, eine Aufforderung, Sexualanalyse als Sozialanalyse zu treiben. Aber de Rachewitz vermeidet weitgehend Tiefdeutelei und vorschnelle Verallgemeinerungen. Zurückhaltend erwähnt er da und dort, daß er dazu neigt, das Sexualverhalten der Negro-Afrikaner religiös zu interpretieren, beschränkt sich jedoch dann darauf, die afrikanischen Sexualbräuche ausgezeichnet und instruktiv darzustellen. Nach Rückblicken auf die Vorgeschichte und die sakrale und profane Erotik im alten Ägypten folgt ein Exkurs über die Stellung der „göttlichen Könige“ in den afrikanischen Theokratien, die de Rachewitz mit Fruchtbarkeitsmythen zu erklären versucht. Es schließen sich dann zwei umfangreiche Kapitel über kindliche Sexualität, Beschneidung und Klitoriektomie (d. i. Beschneidung der Klitoris) sowie über die Sexualität der Erwachsenen an.

Das Buch legt viele Fragen nahe. So wäre zu untersuchen, wie weit das Material, das de Rachewitz aufbereitet, Belege dafür hergibt, daß das Spannungsverhältnis zwischen Sexualität und Herrschaft zugunsten der Herrschaft dadurch „gelöst“ werden kann, daß spontane Sexualität in sakrale Erotik verwandelt wird. Demnach würden sich drei Möglichkeiten anbieten, menschliche Sexualität in den Dienst von Unterdrückung zu stellen: 1. sakrale Erotik, 2. Verdrängung der Sexualität (Christentum), 3. Unterwerfung unter das Leistungsprinzip (Vergeudungskapitalismus).

Wilfried Gottschalch (Berlin)

Leduc, Violette: Die Bastardin. (La Bâtarde). Mit einem Vorwort von Simone de Beauvoir. R. Piper & Co. Verlag, München 1965 (508 S., Ln., 26,— DM).

Die Verfasserin schildert in diesem Buch ihr Leben bis zum Ende des 2. Weltkrieges. Sie wurde unehelich 1907 in Arras geboren. In Valenciennes und Paris wuchs sie auf. Voll Liebe erinnert sie sich an ihre Großmutter, Fidéline, die jedoch schon früh starb, „...du schloßest die Schenkel wieder; du gabst mir Nester“ (37). Durch sie erfuhr sie Wärme und Zärtlichkeit. Das Verhältnis zu ihrer Mutter war außerordentlich gespannt. Die Mutter verachtete die Kinderspiele. „Sie pflegt ihr Kind, angefangen vom Bürsten bis zu den Kräftigungsmitteln, und basta, Punktum“ (39). Die Kälte, die von ihrer Mutter ausging, wird folgendermaßen beschrieben: „Wenn meine Mutter unverhofft ankam (auf dem Markt, S. St.), verlöschte sie die Farben der Gemüse, der Gefieder, der Früchte. Die weißen Kaninchen wurden armselig neben dem Kragen und den Manschetten meiner Mutter. Die Stadt machte die Bäuerinnen frieren, die Grande Dame verließ den Marktgang“ (34). Verfolgt von dem „Spuk der Tuberkulose“ (33), an der der Vater von V. L. gestorben war, übte die Mutter einen Eßzwang auf ihre Tochter aus und war übermäßig besorgt um ihre Gesundheit. Von ihr wurde V. L. zum Haß gegen die Männer erzogen. Diese waren nur „Schmutzfinken“ und „Herzlose“. Hierzu meint V. L.: „Sie verlieh anderen Männern nicht, was sie für einen einzigen getan hat“ (46). So leuchtet es ein, daß V. L., die über ihre Beziehung zu ihrer Mutter schreibt: „... ich war dein Gatte vor deiner Heirat“ (47), diese Heirat nun als Verrat empfand. Eifersüchtig auf ihren Stiefvater und „sehnsüchtig bis zum Schwindligwerden“ (66), ihre Mutter wieder für sich allein zu haben, versuchte sie das u. a. dadurch zu erreichen, daß sie sich mit ihrem tuberkulosekranken Vater identifizierte. Bezeichnend für ihr Verhältnis zu ihrer Mutter ist folgende Episode: Nach einem chirurgischen Eingriff an den Rachenmandeln ließ sie sich nicht von ihrer Mutter beim Auskleiden helfen. Der Erfolg war, daß sie Blut spie. „Heute bin ich gewiß, daß ich Blut speien wollte, wie er es gespien hatte“ (68), schreibt sie rückblickend dazu. Auch ihre lesbischen Neigungen sind wohl ein Resultat dieses Konfliktes mit der Mutter. Auf ein Internat geschickt, erfuhr sie durch die Mitschülerin Isabelle, daß Liebe Vergnügen und körperliche Lust bereiten kann. Später lernte sie die Lehrerin Hermine kennen, mit der sie in Paris einen gemeinsamen Haushalt führte.

Durch ihre Mutter vor den Männern gewarnt, vermag sie normale Beziehungen zu diesen nicht herzustellen. „Ich hängte mich an Männer, die mir entschlüpfen“ (407), schreibt sie darüber. Gabriel, den sie heiratete, um nicht „eine alte Jungfer zu werden“ und aus Angst davor, „daß man sagen würde: sie fand nichts, sie war zu häßlich“ (318), sagte nach der Hochzeit: „Nichts hat sich geändert, ... du wirst frei sein, ich werde frei sein“, ... „Lieben wir einander wie Bruder und Schwester“ (318). Er versagte sich ihr ständig. Sie zieh ihn der Homosexualität (347). Gerade aber deshalb liebte sie ihn. Be-

geistert beschreibt sie seine Sanftheit, seinen femininen Gang, seine schmale Taille (143/144). — Der Schriftsteller Maurice Sachs, den sie bei ihrer Arbeit in einer Künstleragentur kennenlernte, hatte homosexuelle Beziehungen zu jungen Männern. Ihn himmelte sie an; oft fragte sie sich, warum sie nicht der schönste Junge auf der Welt sei (341). Würde er sie jedoch lieben wollen, wie ein Mann eine Frau liebt, so würde sie ihn zurückstoßen. Sie schreibt, daß sie sich in dem „Feuer des Unmöglichen“ wand (414). V. L. liebte Gabriel und Maurice, weil sie für sie ungefährlich waren. Zu einer Arbeitskameradin sagte sie einmal: „Ich hatte Angst. Eine panische Angst seit je. Das Sperma“ (291). Sehr zart weiß V. L. ihre Verbundenheit mit der Natur zu schildern. Daß sie sexuelle Erlebnisse nicht immer mit der gleichen Anmut darstellt, deutet daraufhin, daß sie ihre Sexualität manchmal ablehnt, verdrängt und dann allerdings von ihr gleichsam überschwemmt wird. Sigrid Ständer (Berlin)

IV. Soziale Bewegung und Politik

Schumann, Hans-Gerd: Edmund Burkes Anschauungen vom Gleichgewicht in Staat und Staatensystem. Mit einer Edmund Burke-Bibliographie. Marburger Abhandlungen zur Politischen Wissenschaft, Bd. 3. Herausgegeben von Wolfgang Abendroth. Verlag Anton Hain, Meisenheim am Glan 1964 (XII, 230 S., brosch., 19,30 DM).

Schumanns These lautet: Die politische Gesamtkonzeption von Burke, der ab 1790 zum „Wortführer des Kreuzzuges gegen die demokratische Revolution in Frankreich aufgestiegen“ war (Abendroth im Vorwort), beruht auf dem Gedanken des zu bewahrenden „Gleichgewichts“ in Geschichte und sozialer Lebenswelt. Zentraler Ordnungsbegriff dieser „Balance“-Vorstellungen ist ein spezifischer „Nature“-Begriff: „Die Gesamtnatur als die vorbestimmte Ordnung Gottes zeichnet sich... durch die Wesensmerkmale: hierarchische Ordnung, Harmonie und Gleichgewicht aus“ (21). Indem Burke die Summe aus allen bisher vorhandenen Gleichgewichtsvorstellungen des 18. Jahrhunderts zieht, richtet er seine Balance-Doktrin „als ideologische Waffe wider den Geist, den die Revolution gebar“ (2) und wird damit zum Stammvater aller antidemokratischen Ideologien der beiden nachfolgenden Jahrhunderte. Denn das „zum Grundgesetz der göttlichen Weltordnung verabsolutierte Balance-Prinzip“ ist objektiv nichts anderes als „der ideologische Schutzmantel, unter dem sich die zielstrebige Politik auf Verwirklichung des absoluten Machtanspruches auf die Führungsrolle im eigenen Staat und auf die Vorherrschaft in der Welt verbirgt“ (144). — In Schumanns Untersuchung wird diese These Punkt für Punkt belegt. Der Nachweis ihrer Richtigkeit erfolgt nicht zuletzt deshalb so überzeugend, weil der Autor in überaus sorgfältiger Detailarbeit sämtliche publizistischen, parlamentarischen und brieflichen Äußerungen Burkes herangezogen und ausgewertet hat. (Ein beachtliches Nebenprodukt

dieser Arbeit stellt die dem Buchtext angefügte „Edmund Burke-Bibliographie“ dar, die in 936 Nummern die Literatur von und über Burke und die Zeitschriftenliteratur seiner Zeit erfaßt). Das 1. Kapitel arbeitet systematisch die Nature-Konzeption heraus; das 2. Kapitel analysiert die Anschauungen von der Balance-Ordnung im innerstaatlichen Bereich und das 3., letzte Kapitel in den auswärtigen Beziehungen — jeweils in Konfrontation mit der ökonomischen und politisch-gesellschaftlichen Wirklichkeit. Während Burkes Theorie vom Gleichgewicht der „gemischten Verfassung“ sich als ideologische Verhüllung der tatsächlichen Klassenherrschaft einer ausgewählten Adelsoligarchie (im Sinne einer „aristokratischen Republik“), (87) erweist, dient seine „Lehre vom europäischen Gleichgewicht und von dem naturgegebenen Schiedsamt Englands im europäischen Staatensystem . . . dem Hauptzweck, die Vernichtungspolitik gegen die französische Handelskonkurrenz ideologisch zu rechtfertigen“ (120). — Dieses Ergebnis — das im übrigen der herkömmlichen Burke-Interpretation weniger widerspricht als vielmehr sie um ein freilich beträchtliches Stück ergänzt — ist angesichts der auch heute noch festzustellenden Bestrebungen, Burke in die demokratische Tradition des europäischen Bürgertums einzuordnen, bemerkenswert.

Peter Brokmeier (Berlin)

Saint-Simon, Claude-Henri de: Oeuvres en 6 vols. Editions Anthropos, Paris 1966 (3350 S., brosch., 240 F).

Wer weiß heute noch, daß Saint-Simon in Deutschland einst ein vielbeachteter Autor war? 1825 gestorben, findet er hier nach der Julirevolution von 1830 plötzlich allgemeines Interesse, die zeitgenössische deutsche Publizistik diskutiert ihn ungewöhnlich intensiv. Lorenz Stein widmet ihm in seinem *Sozialismus und Kommunismus des heutigen Frankreichs* (1842) und in seiner *Geschichte der sozialen Bewegung in Frankreich* (1850) ausführliche Kapitel, die trotz verschiedener Mängel auch heute lesenswert sind. Doch dann läßt das Interesse rapide nach, Saint-Simon gerät fast in Vergessenheit. Nur Friedrich Engels tritt nachdrücklich für ihn ein: im *Anti-Dühring* rühmt er Saint-Simons „geniale Weite des Blicks . . ., vermöge deren fast alle nicht streng ökonomischen Gedanken der spätern Sozialisten bei ihm im Keim enthalten sind“; 1882 notiert er, die deutschen Sozialisten rechneten Saint-Simon mit Stolz zu ihren Vorläufern.

Bis heute sind nur wenige Saint-Simon-Texte ins Deutsche übersetzt. 1911 hat Friedrich Muckle eine deutsche Ausgabe des *Nouveau Christianisme* von 1825 vorgelegt; Thilo Rammes Quellenedition *Der Frühsozialismus* (Stuttgart 1956) enthält Übersetzungen der berühmten *Parabole* von 1819 und der sechs Fragmente *De l'organisation sociale*; die *Ausgewählten Texte* (Berlin 1957), herausgegeben und kenntnisreich eingeleitet von Jean Dautry, bringen eine Fülle freilich knapper Auszüge aus den verschiedensten Arbeiten Saint-Simons — eine geschickt zusammengestellte Auswahl, die sehr gut in

dessen Gesamtwerk einführt. Wenig Positives läßt sich über die deutsche Saint-Simon-Literatur sagen. Ein so schwaches Buch wie Friedrich Muckles *Henri de Saint-Simon. Die Persönlichkeit und ihr Werk* (Jena 1908) vermag sich noch immer als Standardwerk zu behaupten, denn es gibt keine deutsche Arbeit über Saint-Simon, deren Qualität es erlaubt, den Verzicht auf Muckles Buch zu empfehlen. Dieses Urteil kann selbst Thilo Ramm's Leistung nicht aufheben (*Die großen Sozialisten als Rechts- und Sozialphilosophen*, Stuttgart 1955, S. 216—287). Ramm gibt zwar eine präzise und jederzeit übersichtliche Darstellung der Theorien Saint-Simons, aber er beabsichtigt keine ausgreifende Interpretation. So mangelt auch seinem Beitrag, was die Saint-Simon-Forschung in Deutschland auf neue Wege leiten könnte. Bedauerliches Fazit: man bemüht sich bei uns so gut wie gar nicht darum, Saint-Simon kritisch zu vergegenwärtigen.

Nun ist jedoch zu beachten, daß jede Saint-Simon-Forschung vor einem Problem steht: bis heute fehlt eine vollständige kritische Gesamtausgabe. Noch vor kurzem war man weitgehend angewiesen auf die *Oeuvres de Saint-Simon et d'Enfantin*, 1865—78 in 47 Bänden herausgegeben von den Testamentsvollstreckern des Saint-Simonisten Barthélemy-Prosper Enfantin; 11 Bände der Edition (15, 18 bis 23, 37—40) enthalten den größten Teil der Schriften Saint-Simons. Wer bisher mit dieser Ausgabe arbeiten wollte, hatte freilich Mühe, sie zu beschaffen, denn sie ist selten geworden und fast nur noch in großen Bibliotheken zugänglich. 1966 hat hier ein Pariser Verlag (Editions Anthropos) endlich Wandel geschaffen. Zwar liegt mit den 6bändigen *Oeuvres de Claude-Henri de Saint-Simon* keine moderne kritische Ausgabe vor, aber es sind jetzt zumindest günstige Voraussetzungen dafür gegeben, daß die Saint-Simon-Forschung auch außerhalb Frankreichs an Bedeutung gewinnt. Die Bände 1—5 bringen in photomechanischem Nachdruck die oben genannte Edition aus dem vorigen Jahrhundert. Der 6. Band, mehr als 500 Seiten stark, enthält wichtige Schriften, die in der alten Ausgabe fehlen — z. B. die umfangreiche *Introduction aux travaux scientifiques du XIX^e siècle* von 1807/8 —, außerdem mehrere Arbeiten aus dem handschriftlichen Nachlaß, darunter die wertvollen Fragmente *Les Communes* und *La Classe des Prolétaires*.

Gerade in Deutschland erschwert den Zugang zu Saint-Simon die eingewurzelte Vorstellung, man habe es allemal mit einem Sozialisten, mit sozialistischer Theorie zu tun. Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts hinkt dieser Irrtum ungeprüft durch die deutsche Fachliteratur, als sei er eine korrekte Bestimmung und damit gut zu Fuß. Verantwortlich für den „Sozialisten“ Saint-Simon sind Lorenz Stein sowie Marx und Engels. Stein behandelt Saint-Simon unter dem Titel *Die Sozialisten*, das *Kommunistische Manifest* rechnet dessen Oeuvre zu den „eigentlich sozialistischen und kommunistischen Systemen“. Marx hat später — bei aller verständlichen Bewunderung für Saint-Simon — die notwendige, aber kaum beachtete Korrektur vorgenommen: „Man muß überhaupt nicht vergessen, daß erst in seiner letzten Schrift, dem *Nouveau Christianisme*, St. Simon direkt

als Worfürher der arbeitenden Klasse auftritt und ihre Emanzipation als Endzweck seines Strebens erklärt. Alle seine frühern Schriften sind in der Tat nur Verherrlichung der modernen bürgerlichen Gesellschaft gegen die feudale, oder der Industriellen und Bankiers gegen die Marschälle und juristischen Gesetzfabrikanten der Napoleonischen Zeit.“

Gegen Ende seines Lebens hat Saint-Simon durchaus für die „zahlreichste und ärmste Klasse“ gesprochen. *Toute la société doit travailler à l'amélioration de l'existence morale et physique de la classe la plus pauvre; la société doit s'organiser de la manière la plus convenable pour lui faire atteindre ce grand but.* Doch solche Äußerungen ändern nichts Entscheidendes an der Tatsache, daß Saint-Simon keinen ausgeprägten Interessengegensatz zwischen industrieller Bourgeoisie und Proletariat, zwischen Kapital und Arbeit kennt. Unternehmer und Arbeiter zählen bei ihm zur großen Klasse der „industriels“, der produktiv Tätigen. Diese Klasse umfaßt vor allem *les cultivateurs, les fabricants, les commerçants, les banquiers et tous les commis ou ouvriers qu'ils emploient*; von den Tagelöhnern (*manoeuvres*) heißt es ausdrücklich, sie bildeten *la masse de la classe industrielle*. Die industriels vereint der Klassenkampf gegen jene, die besitzen ohne zu arbeiten: gegen die *propriétaires oisifs, die propriétaires de terres non cultivateurs, die Adligen (les nobles ... forment aujourd'hui la classe la plus désœuvrée)*. Saint-Simons These von der Einheit der industriels impliziert nicht die Forderung an das Proletariat, sich der industriellen Bourgeoisie zu fügen, d. h. sie redet eindeutig nicht zu deren Gunsten. Sie verpflichtet vielmehr beide Klassen zur Solidarität zumal gegen den Adel. Es hat an Versuchen nicht gefehlt, dieses Modell konservativ umzubiegen. So übernimmt Lorenz Stein die These Saint-Simons, tötet jedoch deren Nerv, das Pathos der Solidarität gegen den unproduktiven Adel. Das Resultat ist die bürgerlich-konservativ inspirierte Theorie der „Gesellschaft des gegenseitigen Interesses“: Saint-Simons progressives Solidaritätsmodell wird unter den Bedingungen der ersten großen Krise der bürgerlichen Gesellschaft zur ideologischen Waffe gegen die revolutionäre Unruhe des Proletariats.

Manfred Hahn (Gießen)

Eva Meyer: Lorenz von Stein und die Anfänge des Sozialismus in Deutschland. Diss. phil. Frankfurt 1965 (Druck: Dissertationsdruckerei R. Kleinert, Quakenbrück). 138 S.

Eva Meyer beginnt mit der These, Steins „eigentliche Bedeutung“ knüpfe sich an dessen „Übermittlung des französischen Sozialismus nach Deutschland“ (S. 7); die Übermittlung hätten geleistet die beiden Auflagen des Werkes über den *Sozialismus und Kommunismus des heutigen Frankreichs* (1842 und 1848), ferner die dreibändige *Geschichte der sozialen Bewegung in Frankreich* von 1850. Eva Meyers Hauptfrage: haben die Wahren Sozialisten Moses Hess und Karl Grün, haben Marx, Engels und Lassalle die genannten Arbeiten

Steins gekannt? Die Antwort gibt das zentrale Kapitel der Dissertation (S. 70—113), in dem die „schriftlichen Äußerungen dieser Sozialisten“ (S. 70) zu den bezeichneten Werken Steins mitgeteilt und interpretiert sind. Das Resultat in wenigen Sätzen: den Wahren Sozialisten Hess und Grün wurde die „Kenntnis des französischen Sozialismus“ durch Steins Buch von 1842 „wesentlich erleichtert“; das gleiche Buch bestärkte Marx — der „englische Nationalökonomie, deutsche Philosophie und französischen Sozialismus zu verschmelzen beabsichtigte“ — in seiner „Konzeption“; wiederum das gleiche Buch vermittelte Engels die „Kenntnis des französischen Sozialismus zu einer Zeit“, da er diesen „noch nicht ‚an der Quelle‘ zu studieren die Möglichkeit hatte“; schließlich „läßt sich festlegen“, daß Lassalle die *Geschichte der sozialen Bewegung* „benutzt hat“ (S. 113).

Eva Meyers Frage ist gewiß von Interesse und auch neu; es steht eben nicht, wie bisher in der Forschung, allein das Problem Stein-Marx zur Diskussion. Die Antwort läßt freilich in manchem zu wünschen übrig. So finden sich z. B. wiederholt Ungenauigkeiten und grobe Fehler im Detail, die nicht damit entschuldigt sind, daß die Mehrzahl der Arbeiten über Stein an diesem Übel krankt. Hier zwei Beispiele. Eva Meyer zufolge machte Stein bei seinem ersten Aufenthalt in Paris „Bekanntschaft“ mit dem französischen Sozialismus und „gewann Kontakt mit dessen bedeutendsten Köpfen wie Considérant, Cabet, L. Blanc, Infantin, Fourier, Proudhon, Reybaud, wobei er sich besonders von der unerschrockenen Haltung Fouriers angezogen fühlte“ (S. 12). Diese Auskunft steckt voller Fehler. Erstens war Louis Reybaud durchaus kein Sozialist, zweitens geht aus keiner der bekannten Quellen hervor, daß Stein zu Proudhon und Infantin „Kontakt“ gewann, drittens ist der „Kontakt“ zu Fourier schier unmöglich, da dieser bei Steins Ankunft in Paris bereits vier Jahre tot war (vgl. auch S. 7 die falschen Angaben zum Todesjahr Fouriers — 1854 statt 1837 — und Louis Blancs — 1856 statt 1882). Eva Meyer behauptet weiterhin, Stein habe sich in volkswirtschaftlichen Fragen vor seiner Parisreise an v. Sodens *Nationalökonomie* (1805 ff.), in Paris aber an Says *Traité d'économie politique* von 1803 gehalten. Diese Behauptung ist ungeprüft von Arnold Winkler übernommen (*Die Entstehung des Kommunistischen Manifestes*, Wien 1936, S. 23), der sie mit keinem Wort bewiesen hat. Aus den bekannten Quellen läßt sie sich auch gar nicht beweisen. Vorsicht bei der Benutzung der älteren Stein-Literatur!

Im Hauptkapitel der Dissertation findet sich Überzeugendes neben offenkundiger Fehlinterpretation. Zustimmung verdienen jene Abschnitte, in denen Hess' und Grüns Urteile über Steins *Sozialismus und Kommunismus des heutigen Frankreichs* mitgeteilt und interpretiert sind (S. 71 ff.). Erfreulicherweise kommen hier Quellen zu Wort, von denen die Stein-Forschung zu ihrem Nachteil bisher kaum Notiz genommen hat. Von geringem Interesse und zudem problematisch ist der Lassalle-Abschnitt (S. 104 ff.). Da die Quellen so gut wie nichts aussagen, arbeitet Eva Meyer mit gewagten Vermutungen:

es sei anzunehmen, daß Steins Buch von 1842 „ausschlaggebend dazu beitrug [!], Lassalle den Weg zum Sozialismus zu weisen. Eine schriftliche Bezugnahme auf das vorerwähnte Buch Steins — also ein eindeutiger Beweis dieser Annahme — läßt sich jedoch nicht erbringen“ (S. 112). Man kann vor riskanten Hypothesen dieser Art nicht oft genug warnen; erfahrungsgemäß verwandeln sie sich von heute auf morgen in gesicherte Forschungsergebnisse. Wer die Stein-Literatur durchmustert, findet dazu eine Fülle von Beispielen.

Den Abschnitt über Marx und Stein (S. 84 ff.) beherrscht die unbedachte Behauptung, es lasse sich „als sicher . . . festsetzen“, daß Marx „Steins Buch bis 1846 nicht abgelehnt hätte“ (S. 98). Auf S. 103 ändert sich überraschend die Jahresangabe: Steins Buch von 1842 „wurde von Marx nach seiner eigenen schriftlichen Aussage bis 1847 nicht abgelehnt“. Bei gründlicherer Prüfung zeigt sich, daß Eva Meyer die „schriftliche Aussage“ etwas zu flüchtig befragt hat. — Marx geht auf Steins Werk wiederholt ein in einer ausführlichen Besprechung des 1845 erschienenen Buches von Karl Grün über *Die soziale Bewegung in Frankreich und Belgien* (vgl. Marx/Engels, *Werke* Bd. 3, S. 473—520: Kap. IV des 2. Bandes der *Deutschen Ideologie*; dieses Kap. August/Sept. 1847 veröffentlicht in der Zeitschrift *Das Westphälische Dampfboot*). Marx nennt Grüns Buch rundheraus ein „Machwerk“ (480): Grün richte ständig „Konfusion“ an (492), biete vorwiegend „liederliche Notizen“ (496) und „belletristische Schwätzereien“ (475) und leiste sich „unverschämte Abschreiberei“ (516). Marx rügt vor allem Grüns Unkenntnis der Quellen: „Von der ganzen saint-simonistischen Literatur hat Herr Grün *kein einziges Buch* in der Hand gehabt“ (480, vgl. auch 481 über die „Originalquellen“; 488: „hätte er den Saint-Simon selbst gelesen“; 493: „ohne die Quellen selbst . . . zu kennen“). Grüns Hauptquelle für die Darstellung des Saint-Simonismus sei in erster Linie der „vielverachtete Lorenz Stein“, auf den Grün „mit der größten Vornehmheit“ herabsehe (480). Gegen diese Vornehmheit nimmt Marx das Buch Steins in Schutz: das „Grünsche Machwerk“ stehe „weit unter dem Buche von Stein“ (480). Alle Stein-Zitate, die Marx anführt, stammen aus Teil II Kap. 2 des Steinschen Buches von 1842 (Überschrift: *Saint-Simon und die Saint-Simonisten*). Auf den grundlegenden Ersten Teil des Buches — Theorie des Proletariats und Abriß der französischen Sozialgeschichte seit dem Ausgang des 18. Jahrhunderts — geht Marx näher *nicht* ein. Er merkt nur an, Stein habe „wenigstens“(!) versucht — was Grün nicht tut —, den „Zusammenhang der sozialistischen Literatur mit der wirklichen Entwicklung der französischen Gesellschaft darzustellen“ (480). Der zitierte Satz anerkennt *einen* bestimmten Ansatz Steins, keineswegs aber — wie Eva Meyers Behauptung suggeriert — den Buchstaben des Werkes von 1842.

Die Diskussion des Problems Stein—Marx währt inzwischen wenigstens siebzig Jahre, Fortschritte sind jedoch kaum zu verzeichnen. Sie gelängen am ehesten, wenn bei der Interpretation der entscheidenden Quelle zwei simple Sachverhalte endlich berücksichtigt würden. 1. Marx geht auf Steins Werk nicht ein, weil er unter allen

Umständen Beifall bekunden will. Er *muß* es vielmehr heranziehen, denn es gilt, Grün die „unverschämte Abschreiberei“ nachzuweisen. 2. Marx stellt das Buch Steins über ein „Machwerk“ voll „liederlicher Notizen“ und „belletristischer Schwätzereien“; darin ist keine Auszeichnung zu sehen und erst recht keine Garantie, daß Marx 1846/47 in einer Stein-Rezension positiv geurteilt hätte.

Eva Meyer hat eine interessante Frage gestellt. Ihre Antwort weckt Bedenken. Trotzdem wäre es mißlich, wenn ihre Arbeit — wie so manche ältere Dissertation über Stein — von vornherein unbeachtet bliebe. Die Frage darf nicht wieder verlorengehen, denn es lohnt sich, sie durchzudiskutieren.

Manfred Hahn (Gießen)

Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung. —
Bd. 3. Von 1917 bis 1923. Hrsg. vom Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED. Dietz-Verlag, Berlin (Ost) 1966 (997 S., Ln., 11,— MDN).

Der vorliegende Band der achtbändigen Gesamtgeschichte umfaßt im weitesten Sinne die Epoche der Deutschen Revolution, vom Zeitpunkt der Russischen Revolution und der ersten revolutionären Massenbewegungen 1917 bis zur endgültig letzten revolutionären Krise im Herbst 1923. Der Band stellt also eine Geschichte der Deutschen Revolution unter den speziellen Gesichtspunkten der sozialistischen Arbeiterbewegung dar, geschrieben vom parteikommunistischen Standpunkt. Dieser kommt — besonders deutlich abzulesen an den rasch aufeinanderfolgenden geschichtlichen Entscheidungssituationen dieser Epoche — in dem methodischen Prinzip der „Parteilichkeit“ zum Ausdruck.

Das Prinzip der „Parteilichkeit“ der Geschichtsschreibung ist die vom Stalinismus dogmatisierte und verzerrte Gestalt des marxistischen Grundsatzes der Dialektik von Theorie und Praxis, von objektiver Erforschung der Geschichte und gegenwärtiger politischer Bewegung. Enthält dieser das Erfordernis schonungsloser Aufdeckung der geschichtlichen Wahrheit, um daraus kritische Lehren für die Gegenwart zu ziehen, so bedeutet jenes die Umdeutung der Geschichte in eine Rechtfertigung der gegenwärtigen Politik. Das Prinzip der „Parteilichkeit“ zwingt jeden Geschichtsschreiber der deutschen Arbeiterbewegung zu folgenden Ergebnissen, die ohne Rücksicht auf die historische Wahrheit erzielt werden müssen:

1. Die KPD muß als die — zumindest potentielle — Hauptkraft der revolutionären sozialistischen Arbeiterbewegung erscheinen.
2. Die — zur Erklärung der aufeinanderfolgenden Niederlagen der deutschen Arbeiterbewegung und der KPD erforderliche — Selbstkritik darf nie die KPD-Politik als ganze für falsch erklären.
3. Unabhängig von ihrer wirklichen Rolle in der Geschichte müssen die jetzt noch amtierenden oder nach ihrem Tode kanonisierten SED-KPD-Führer gerechtfertigt, ihre fraktionellen Gegner, die Ausgeschlossenen und Ausgetretenen, aber verurteilt werden.

Obgleich die „Geschichte“ selbstverständlich zu diesen Ergebnissen gelangt und insofern den Erfordernissen wissenschaftlicher marxistischer Geschichtsschreibung nicht entspricht, stellt sie doch einen erheblichen Fortschritt auf dem Wege zur wissenschaftlichen Objektivität gegenüber den Produkten der Stalinzeit dar. Die Selbstkritik ist schärfer geworden, die Polemik hat wenigstens teilweise den hysterisch-haßgeladenen Ton aufgegeben, die Namen ehemaliger Abweichler werden nicht mehr verschwiegen und ihre Wirksamkeit wird wenigstens teilweise objektiv dargestellt (so finden sich z. B. auf S. 384/5 Namen und Bilder aller auf dem 8. Parteitag der KPD gewählten Zentralsekretäre einschließlich solcher „Verräter“ wie Brandler, Frölich, Thalheimer und anderer in den Fraktionskämpfen Unterlegener).

Betrachten wir nun kurz, wie die „Geschichte“ die einzelnen revolutionären Hauptereignisse zwischen 1917 und 1923 darstellt und einschätzt. *Die revolutionären Massenbewegungen 1917—18* (18 ff.). Hierbei wird die Rolle des Spartakusbundes weit überbewertet, die für die Vorbereitung und Führung dieser Bewegungen ausschlaggebende Tätigkeit der „revolutionären Obleute“ am linken Flügel der USPD jedoch beinahe völlig unterschlagen (vgl. dazu vor allem E. Kolb, Arbeiterräte in der deutschen Innenpolitik, Düsseldorf 1962, bes. 36 ff., 46 ff., 410 ff. und P. von Oertzen, Betriebsräte in der Novemberrevolution, Düsseldorf 1963, 69 ff.). *Die Novemberrevolution und ihr Charakter* (87 ff.). Die „Geschichte“ verwirft — dem offiziellen gegenwärtigen Parteistandpunkt der SED entsprechend — die Auffassung, daß die Novemberrevolution eine gescheiterte sozialistische Revolution gewesen sei, sondern bezeichnet sie „als eine bürgerlich-demokratische Revolution, die in gewissem Umfang mit proletarischen Mitteln und Methoden durchgeführt wurde“ (197/8). Nicht die sozialistische Revolution habe objektiv zunächst auf der Tagesordnung gestanden, sondern die Vollendung der demokratischen Revolution, die „Volksrevolution unter Führung der Arbeiterklasse“ (75). Der Spartakusbund habe diese Revolution erstrebt, sei aber an eigenen Fehlern, vor allem aber am Verrat der SPD-, USPD- und Gewerkschaftsführer gescheitert. Diese Einschätzung der Novemberrevolution erscheint mir grundsätzlich richtig; die zugrundeliegende theoretische Analyse ist jedoch unzulänglich. Die verschiedenen verwendeten zentralen Begriffe: Demokratische Revolution, Volksrevolution, sozialistische Revolution; ihr Verhältnis zueinander, sowie ihre sachliche und zeitliche Reihenfolge; die Bedeutung einzelner Programmpunkte wie: „Rätemacht“ oder „Diktatur des Proletariats“ in diesem Zusammenhang — sie alle werden nicht genügend geklärt. Überdies schildert die „Geschichte“ die Rolle der KPD (Spartakusbund) auf sehr einseitige Art und Weise: Die Tatsache, daß die KPD — wie übrigens auch die anderen Tendenzen der revolutionären Linken — der heutigen nachträglichen Interpretation widersprechend weitergehend eine Politik der sofortigen sozialistischen Revolution betrieben hat — wenn auch inkonsequent und unüberlegt — wird bemängelt. *Die Massenkämpfe im*

Frühjahr 1919 (203 ff.). Die große Sozialisierungs- und Mitbestimmungsbewegung zwischen Januar und April 1919, die ihre Höhepunkte in riesigen Streikaktionen in den hauptsächlich deutschen Industriezentren fand, wird kaum analysiert. Ihr ausschlaggebender politischer Träger — die linke USPD — wird übergangen; die fast vollständige organisatorische und politische Einflußlosigkeit und die innere Zerrissenheit der KPD in dieser Zeit werden kaschiert (vgl. dazu von Oertzen, a.a.O. 85/6, 110 ff., 133 ff., bes. 140 ff.). *Die März-kämpfe 1921* (312 ff.). Der Verschleierung der wirklichen Politik der historischen KPD dient auch die ganz apologetische Darstellung, die von jener kurzen merkwürdigen Phase der „Offensivtheorie“ und ihrem Höhepunkt der sog. „Märzaktion“ gegeben wird. *Das Jahr 1923 und der Hamburger Oktoberaufstand* (375 ff.). Das entscheidende Problem der revolutionären Krise vom Spätsommer 1923 wird nicht diskutiert: Die Frage, ob eine entschlossene revolutionäre Politik nicht im unmittelbaren Anschluß an die spontanen August-Streiks hätte zur Aktion schreiten müssen. Daß weder hier, noch an irgendeiner anderen Stelle die überaus wichtigen Zusammenhänge zwischen der Politik der KPD und den Fraktionskämpfen in der III. Internationale und in der Russischen KP erörtert werden, versteht sich fast von selbst.

Dies sind nur einige Streiflichter auf die Schwächen der Darstellung. Charakteristisch ist ferner, daß sie jede ernsthafte Auseinandersetzung mit anderen Auffassungen vermeidet, gelegentlich polemische Seitenhiebe (z. B. S. 73 und 323) ausgenommen. Dementsprechend fehlt — trotz umfangreicher Dokumentation — auch ein diskutabler wissenschaftlicher Apparat.

Peter von Oertzen (Hannover)

Garaudy, Roger: *Le problème chinois*. Collection Evénements, Seghers, Paris 1967 (316 S., broch., 18,40 frs).

Der französische Kommunist Garaudy ist auf drei Ebenen um Verstehen bemüht: 1. welches sind die objektiven Elemente, die das „chinesische Modell“ des Sozialismus bedingen? 2. welches sind die subjektiven Eigenheiten im chinesischen Leitbild? und 3. was folgt daraus für nichtchinesische Marxisten?

Daß es verschiedene „Modelle“ der sozialistischen Revolution gibt, ist keine neumodische Ketzerei¹. Garaudy erinnert an eine 1919 gehaltene Rede Lenins über die Aufgabe der Revolution in den Ländern, „wo die Hauptmasse der Bevölkerung Bauern sind und wo es den Kampf nicht gegen das Kapital, sondern gegen die Überreste des Mittelalters zu führen gilt“ („Werke“, Bd 30, S. 146). Auf dem II. Kongreß der Kommunistischen Internationale verwarf Lenin, nach einer Diskussion mit dem Inder Roy, die Annahme, „daß das kapitalistische Entwicklungsstadium für die zurückgebliebenen Völker

¹ Vgl. Franz Marek „Philosophie der Weltrevolution“, Europaverlag, Wien 1966.

unvermeidlich sei“ („Werke“, Bd 31, S. 232). Garaudy gräbt noch eine Schicht tiefer. Marx hatte den Begriff „asiatische Produktionsweise“ verwendet, so z. B. im 3. Band des „Kapital“ (MEW, Bd 25, S. 346). Der Staat, einziger Grundeigentümer, organisiert die hydraulischen Großbauten, Infrastruktur einer Wirtschaft, die auf der „Einheit kleiner Agrikultur und häuslicher Industrie“ beruht. Mit dem marx'schen Begriff „asiatische Produktionsweise“ hat in den frühen Zwanzigerjahren Karl August Wittfogel² trotz kaiserlichen Mißbrauch getrieben, während Stalin in den Dreißigerjahren, wahrscheinlich eben deshalb, die Vorstellung verteilte, es habe in den nichteuropäischen Ländern eine präkapitalistische Phase gegeben, die in das Schema der „fünf Stufen“ (Urgesellschaft, Sklaverei, Feudalismus, Kapitalismus, Sozialismus) nicht hineinpaßt. Seit 1931 ist die schematische Klassifizierung der Produktionsweisen in allen marxistisch inspirierten Lexika und Lehrbüchern obligatorisch (Kurioserweise auch in der offiziellen chinesischen Geschichtsschreibung). Garaudy erklärt, das „Fünfstadien-Schema“ sei ein stalinsches Dogma, das den Vorstellungen von Marx widerspricht.

In China hätten die Besonderheiten der „asiatischen Produktionsweise“ bis ins 20. Jahrhundert nachgewirkt, stellt Garaudy fest. Vor allem hätten die Restbestände der „asiatischen Produktionsweise“ die Entstehung sowohl der Sklaverei wie des Feudalismus (im europäischen Sinne) verhindert. Ohne Marktwirtschaft habe sich auch keine Bourgeoisie bilden können, stark genug, um die Frühstufe des Handelskapitals zu überschreiten. In diese stagnierende Wirtschaft mit ihren starken präkapitalistischen Überresten sei, mit dem Opiumkrieg (1848), der westliche Kapitalismus eingebrochen und habe den Anstoß zur Bildung einer nationalen Bourgeoisie gegeben, deren Doppelcharakter Garaudy im Einklang mit Mao Tse Tung charakterisiert.

Das Problem, folgert der Verfasser, bestehe in der Frage: wie baut man den Sozialismus auf der Grundlage einer präkapitalistischen Gesellschaft? (55) Lenin hatte die Frage bereits in dem Sinn beantwortet, daß das Überspringen der kapitalistischen Phase unter bestimmten Umständen durchaus möglich sei. Natürlich bedeute das einen Wechsel in dem Träger der Revolution. Nicht die Arbeiterklasse, die kaum vorhanden ist, sondern die Bauern „machen“ die Revolution, wenn auch nach dem „proletarischen“ Leitbild. Mao Tse Tung habe das frühzeitig erkannt, schreibt Garaudy, er sei aber über Lenin hinausgegangen, indem er, angepaßt den besonderen Bedingungen Chinas, die soziale und die nationale Revolution als Einheit faßte, so daß das ganze Volk (mit Ausnahme der Grundbesitzer und der Komprador-Bourgeoisie) in die Revolution einbezogen erscheint. Hierin sieht Garaudy das nationalistische Element in der Gedankenwelt Mao Tse Tungs, stark durchsetzt vom Messianismus der alten Bauernrevolten. In den Volkskommunen findet der Ver-

² Vgl. Michael Markes Bespr. v. K. A. Wittfogel, Die orientalische Despotie, in „Argument“ Nr. 29, 6. Jhg. 1964, S. 124 ff.

fasser die Spuren dieser „messianischen“ Träume vom „goldenen Zeitalter“. Der Mechanismus der Revolution verlange demnach, im Gegensatz zum klassischen Modell, die Einkreisung der Städte durch das Dorf, wie Lin Piao sie in die Weltpolitik projiziert. Im Rahmen des Unternehmens, den Sozialismus nicht aus den Widersprüchen des Kapitalismus abzuleiten, sondern aus der Dynamik einer anti-feudalen und nationalen Bauernbewegung, wirke das politisch-ideologische Moment notwendigerweise stärker als das wirtschaftliche (101).

Diese objektiven Besonderheiten werden, wie Garaudy zeigt, in ihrer Auswirkung auf die gesellschaftliche Entwicklung noch verstärkt durch die von Mao Tse Tung in den sinisierten Marxismus eingeführte Umkehrung des Verhältnisses von Basis und Überbau. Die chinesische Führung treibe die Entwicklung der Produktionsverhältnisse weit über den faktischen Zustand der Produktivkräfte und forcire die Ideologie weit über den Zustand der Produktionsverhältnisse. Das habe sich bereits bei der Gründung der Volkskommunen gezeigt und zeige sich noch deutlicher in der Kulturrevolution, die den „neuen Menschen“ hervorbringen soll. Die Überbewertung des subjektiven Faktors sei aber kein Akt von Mutwillen, sondern die Begleiterscheinung der Schwierigkeiten, die aus der Simultaneität von unsprünghcher Akkumulation und Aufbau des Sozialismus erwachsen. Eine unterentwickelte Wirtschaft zu industrialisieren und zugleich die Grundlagen des Sozialismus errichten, erfordere Anstrengungen, die den Einbau des voluntaristischen Ventils zumindest erklären. In der Sowjetunion habe die Lösung der Doppelaufgabe zu den Verzerrungen der Stalinzeit geführt, in China führe sie zu den Ausbrüchen der Kulturrevolution. Deshalb warnt Garaudy vor einem Europa-Zentrismus in der Einschätzung der chinesischen Entwicklung.

In der Kulturrevolution erscheine die Ideologie auf das Niveau der Strategie gehoben, „wo alles sich entscheidet“ (160). Hier setzt Garaudy mit seiner berechtigten Kritik ein. Die proletarische Ideologie in einem Lande, in dem die Bauern 95 % der Bevölkerung ausmachen, zur herrschenden, ja alleinseligmachenden zu erklären, setze einen Überbau voraus, der sich von der Basis völlig unabhängig gemacht hat. Die Berufung auf Marx wird zum Lippenbekenntnis. Das Resultat der Operation ist, daß der Kampf um die proletarische Ideologie den Schulkindern anvertraut wird. „Proletarisch“ wird im chinesischen Leitbild zum subjektiven Bekenntnis. Daß in dieser Aushöhlung des materialistischen Inhalts der Doktrin viel chinesisches Erbgut steckt (Konfuzius), belegt der Verfasser allerdings mit Beispielen, die deshalb nicht stimmen, weil die angeführten Autoren inzwischen selber im Strudel der Kulturrevolution untergegangen sind (z. B. Liu-schao-tschis „How to be a good communist“). Garaudys Beweisführung mündet in einer Polemik gegen Mao Tse Tungs Ironisierung des Humanismus (Yenan-Rede über Kultur, 1942). Mao Tse Tung verwechsle den marxistischen Humanismus mit dem bürgerlichen Individualismus, der sich in China schon deshalb nicht ent-

wickeln konnte, weil die chinesische Gesellschaft die Phase der kapitalistischen Produktionsweise übersprungen hat. Der schwerste Fehler der chinesischen Führer, schließt Garaudy seinen im wesentlichen zutreffenden Essay, liege in dem hartnäckig verfochtenen Anspruch, ihr Modell für universal gültig zu halten und damit die Hegemonie innerhalb der revolutionären Weltbewegung zu beanspruchen. Sobald einmal dieses Hindernis einer Verständigung ausgeräumt sein werde, könnten Lösungen zur Überwindung der Spaltung gefunden werden.

Es fehlt nicht an Sachfehlern im historischen Exposé; so ist es z. B. unrichtig, daß die Lehre von der „permanenten Revolution“ erst zur Rechtfertigung des Schnelltempos beim Übergang zum Kommunismus herangezogen wurde; in Wirklichkeit ist dieses Theorem bei Mao Tse Tung sehr alt und keineswegs nur in dem von Marx verwendeten Sinn gebraucht (Übergang von der bürgerlichen zur sozialistischen Revolution). Trotz mancher Fehleinschätzungen muß man Garaudys Arbeit als Beitrag zu jenem Denkprozeß werten, der nicht die Revision des Marxismus anstrebt, sondern dessen Renaissance. Der Dokumenten-Anhang ist mager.

Bruno Frei (Wien)

Davidson, Basil: Vom Sklavenhandel zur Kolonialisierung. rde 266/267. Rowohlt Verlag, Reinbek b. Hamburg 1966 (253 S., kart., 4,80 DM).

Rückblickend auf die während der Feudalzeit Ausdruck in Gestalten der Anerkennung findenden Beziehungen zwischen Europa und Afrika, verfolgt der Verfasser die Spur der Zerstörung, die der Sklavenhandel, im Maße seiner rücksichtslosen Kapitalisierung und Organisation, im Gebiet der west- und ostafrikanischen Küstengrub (z. B. in Kenia, Ghana, Kongo und Guinea); zweitens die Auswirkung des aus ihm sich ergebenden Gewinns auf Wirtschaftsentwicklungen in Europa (unter besonderer Berücksichtigung Englands). Das Buch gibt in diesem Zusammenhang über die wechselnden Bestimmungen Aufschluß, die mit den sich verändernden Interessenlagen den Eingeborenen zuteil geworden sind, und hebt die Abhängigkeit der Meinungen und die Revozierung von Erkenntnissen unter dem Druck von Interessen hervor. — Im 15. Jahrhundert, während der Blüte des Goldhandels, setzte, zuerst zum Zweck der Information, die Praktik des Überfalls und des gewohnheitsmäßigen Menschenraubs ein, den die Entdeckungs- und Handelsreisenden, im Hinblick auf die wachsende Nachfrage des Absatzmarktes, kommerzialisierten. Die Portugiesen brachen noch im selben Jahrhundert das auf Überlandversand beruhende uralte Monopol der islamischen Mittelmeerstaaten auf den Sklavenhandel. Erst nach der Entdeckung von Amerika wurde der Prozeß der grauenhaftesten und vollständigen Konsumtion von Sklaven aus dem Bedürfnis der westindischen Plantagenbesitzer und mittelamerikanischen Berg-

werkseigentümer in Gang gesetzt: Namentlich der Zucker- und Tabakanbau war nur durch erbarmungslose Aufzehrung und periodische Ersetzung des Potentials der „Arbeitskraft“ überhaupt gewinnbringend. 1510 begann die Belieferung mit afrikanischen Sklaven in das Stadium der Organisation einzutreten. Die Könige von Spanien, als Inhaber der auf den gewinnbringenderen Wirtschaftszweigen lastenden Monopole, lizenzierten und besteuerten sie: „Die von ihnen autorisierten und auf den Markt gebrachten Lizenzen wurden mit der Zeit zu handelbaren Eigentumswerten . . . mit denen man sich einen Anteil an der kolonialen Ausbeutung sichern konnte und die damals an den spanischen Börsen ebenso gehandelt wurden wie heute Staatsanleihen“¹. Nach den Holländern beteiligten sich die Engländer durch den Ausbau des Ringhandels (Verkauf von billigen Fertigwaren in Guinea und Sklaveneinkauf; Verkauf der Sklaven in den spanischen Kolonien und Einkauf von Mineralien und Lebensmitteln; schließlich ihr Verkauf in Europa), auf dem die wirtschaftliche Vormachtstellung Englands in Europa begründet wurde; ein Edikt des Königs von Frankreich übertrug desgleichen den Sklavenhandel 1670 dem freien Unternehmungsgeist der Bürger. — Erscheint der Zusammenhang des aus dem Handelsgewinn in der Gestalt von „am Beuteprinzip orientierten Vermögensakkumulationen“ (M. Weber) erzeugten Reichtums und seiner konsumptiven privaten Nutzung mit der industriellen Investitionstätigkeit bei D. nicht recht durchsichtig; so findet die Entstehung des materiellen Substrates indessen, auf dem die Abschaffung des Menschenschachers programmatisch sich durchsetzte — m. a. W. des Körpers, in den die emanzipatorische Vernunft der Liberalen sich einbilden konnte —, eine realistische Kennzeichnung: Indem nämlich der zum Hauptgegenstand der Kolonialpolitik und Objekt von Staatsaktionen gewordene Sklavenhandel mit dem Interesse der Industrieunternehmen kollidierte, wobei dieses durch Rohstoffe und auswärtige Absatzmärkte sich bestimmte, wurde das Interesse der Vermögensanhäufung im Verhältnis zum unternehmerischen Interesse einer inzwischen auf Investition und Produktion umgeschalteten Wirtschaft zum irrationalen. Hinzu kamen die nationale und internationale Konkurrenz der Handelskompanien und die kapitalistische Organisation der Industriearbeit: die Ausbildung des nationalen „Systems einer produktiven Zwangswirtschaft“ im Wege der Rekrutierung billigerer Arbeitskräfte aus den Subsidien des eigenen Landes, der infolge des Ruins der Landwirtschaft und herrschender Übervölkerung verelendeten Bauern. Bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts betrug die Anzahl der verkauften Sklaven mindestens

1 S. 54 f.: das *assiento*-System. 1592 erließ der König einen „*Superassiento*“: Gomes Reynal, ein Händler, erwarb für fast eine Million Dukaten die Lizenz auf den Transport von 38 250 Sklaven, lieferbar in 9 Jahren. Bei einer Jahresrate von 4250 sollten vereinbarungsgemäß 3 500 im Jahr in Amerika lebendig eintreffen. Für jeden Sklaven, der an dieser Lebendzahl fehlte, mußten 10 Dukaten als verfallen angesehen werden (55).

14 Millionen. Zuzüglich der Verlustquote² sowie des Asien- und Europahandels und zuzüglich der bei der Menschenjagd umgekommenen Opfer — schätzungsweise das Mehrfache der Exportationen — waren es wahrscheinlich 40 Millionen, die durch dieses Geschäft beseitigt worden waren, ein Viertel der heutigen Gesamtbevölkerung Schwarzafrikas (78 ff.). — Indem die Handeltreibenden jedes andere Objekt als die Produzenten selbst vom Handel ausschlossen (234) und indem die ursprünglich über die Ware Verfügenden, die Häuptlinge und Könige, ihn zum Monopol gemacht haben, hatten die zur Hauptattraktion des europäischen Warenangebots gewordenen Feuerwaffen die tiefgreifende Zerrüttung des Gleichgewichts und der Struktur der Stämme zur Folge. Nachdem die Handelsbeziehungen zu einem „Massenaustausch von Sklaven gegen Feuerwaffen“ erweitert waren, wurden sie zu einem immensen Faktor der Repression, der das kriegstechnische auswärtige Gleichgewicht ebenso wie das im Innern der Stämme (und, durch Umwandlung der traditionellen Machtausübung in autokratische, auch das soziale und ökonomische) zerstörte (193 f.). Die alte Ordnung der ursprünglich auf der Basis starker Gemeinrechte und des Naturaltausches gegründeten, autarken Versorgungssysteme eines Großteils der Bevölkerung verlor seit der Umfunktionierung des Goldeinkaufes auf die Extraktion menschlichen Rohstoffs infolge jener Kooperationen ihre dienstleistende unmittelbare Allgemeinheit. Nachdem die Eingeborenen zur Beute nicht nur der Sklavenfänger, sondern auch ihrer eigenen Herrschaft geworden waren und „die überlieferten Sitten der heimischen Sklaverei auf verhängnisvolle Weise in einen Konkurrenzkampf zur Beschaffung von Sklaven für den Exporthandel ausarteten“ (169), brachen Sicherheit und Selbstachtung zusammen und verfielen die lokalen Industrien. Die Vorwände für territoriale Annexionen indessen und das Bewußtsein der Rechtfertigung im Hinblick auf die kolonialistische Praxis wurden in der Folgezeit, wie D. bemerkt, den Europäern kurzsichtig und hilflos in die Hand gespielt. — Gemessen an den Analysen zur Zeit der größten Ausdehnung des Sklavenhandels, bildete die Aberkennung von Allgemein-

2 Schuld waren die entsetzlichen Transportbedingungen. „Die Sklaven“, bemerkt der Engländer Walsh 1829, „waren alle im Zwischendeck hinter vergitterten Luken eingeschlossen. Der Raum war so eng, daß sie jeweils zwischen den Beinen ihres Hintermannes sitzen mußten, und sie waren so zusammengepfertcht, daß sie sich Tag und Nacht weder hinlegen noch überhaupt ihre Stellung verändern konnten. Da sie im Auftrag verschiedener Leute verschifft worden waren, hatte man ihnen, als handle es sich um Schafe, das Zeichen des jeweiligen Eigentümers eingebrannt, und zwar auf Brust oder Armen und . . . mit glühenden Eisen“. Die lichte Höhe des Käfigs maß 3 Fuß und 3 Zoll, wogegen sie andernorts manchmal nur 18 Zoll betrug: Dieses Schiff galt noch als eines der besten (13). Eine im Jahre 1659 an das Parlament von England gerichtete Petition berichtete, wie „72 Unglückliche“ während der gesamten Überfahrt, also 5½ Wochen lang, unter Deck eingeschlossen waren, „zusammen mit den Pferden, so daß unter dem Einfluß von Hitze und Dampf in dem tropischen Klima ihre Seelen erloschen“ (53).

heit und Selbständigkeit, welche die Autoren des 19. Jahrhunderts in Umlauf gesetzt haben, eine spezifische Reaktion gegen die seit der Abschaffung des Handels bzw. seit ihrer propagandistischen Vorbereitung entstandene Öffentliche Meinung (96 f.). Indem „geistige Inferiorität“³ und „Geschichtslosigkeit“, „naturgewollte Versunkenheit in Barbarei“ oder „jahrhundertalte Anarchie“ stereotyp begründen sollen, daß das Kolonialsystem „den Völkern, die nicht in der Lage (sind), geordnete Verhältnisse in ihrem Land herzustellen, die Segnungen von Gesetz und Ordnung bringt (126), indem das Bewußtsein von der qualitativen Erkenntnis der Wirklichkeit zu ihrer Verdrängung fortschreitet, verwandeln sich die Imaginationen und Projektionen des „Wilden“ und des „Naturzustandes“, Allegorien einst einer von Zwang befreiten Gesellschaft, jetzt selbst die zugleich produzierte und perhorreszierte Freiheit von moralischen Gesetzen und verbindlichen Zivilrechten, zum „zentralen Mythos der europäischen Expansion“ (20). Hinzu tritt, als Charakter unbeherrschter Natur, „sexuelle Geschichtslosigkeit“, deren mythische Inzest-Bilder und Einbildungen monströser Fruchtbarkeit sich um 1800, als Trennungsschmerz zynisch zu unbefriedigter Geilheit wurde, rationalisieren⁴. Die Autarkie der auf der Basis des Naturaltausches gegründeten Lebensversorgung und der an der Stillung unmittelbarer Bedürfnisse befriedigten, kurzfristigen Arbeitsplannungen, dazu die Indifferenz in bezug auf den Gelderwerb und die Eigentumbildung, erscheinen, kalvinistisches Zeichen der Verdammnis, als „störrischer Müßiggang“ und naturverfallene Trägheit. Wenn in der Frühzeit völkerrechtliche Legitimationen zur Rechtfertigung der Ausbeutung notwendig waren, wie z. B. der *Titulus naturalis et communicationis*, so sanktioniert vielfach im 19. Jahrhundert, im Maße, in dem die äußere Naturbeherrschung ins Riesenhafte wuchs, die Faktizität der mühevollen Akte allein, Arbeit und Opfer, die Unterdrückung der naturgebundenen Objekte, zu denen die schwachen Herrschaftssubjekte deformiert und theoretisiert wurden.

3 Wenn ein Afrikaner über seine Kinderjahre hinauswache, bemerkt R. Burton, „wird seine geistige Entwicklung angehalten, und von da ab entwickelt er sich nach rückwärts statt nach vorwärts“ (22).

4 „Die Afrikaner sind von allen menschlichen Wesen am wollüstigsten und man muß wohl vermuten, daß die Schreie, die sie bei der gewaltsamen Trennung von ihren Frauen ausstießen, sich hauptsächlich aus der Furcht ableiteten, sie würden in dem Land, in das man sie verschifft, nie mehr die Gelegenheit haben, ihren Leidenschaften zu fröhnen“: so stand im Jahre 1792 in einer in Liverpool erschienenen Broschüre zu lesen (13). Liverpool war führender Hafen im Sklavenhandel. Eine „ziemlich zuverlässige“ Schätzung für den Zeitraum von 1795 bis 1804, als der Handel in seiner größten Blüte stand, gibt, hinsichtlich der Zollabfertigung von Sklavenschiffen, für Liverpool 1099 (London: 155; Bristol: 29) an. Für zehn frühere Jahre — 1783—1793 — schätzt ein zeitgenössischer Schriftsteller den Reinverdienst der Sklavenhändler in dieser Stadt auf etwa 2 360 000 Pfund Sterling bei einer Transportziffer von insgesamt 303 000 Sklaven (70 f.).

Das materialreiche, gut informierende Buch erweist abschließend ein merkwürdiges Vertrauen in die „Lebenskraft“. „Irgendwie“, so heißt es, „überlebt die Menschheit doch, sie lernt aus den Fehlern und verbessert ihre Lebensbedingungen“ (221). Die Gründung der Nationalstaaten habe demnach als Freiheit und wiedererworbene Selbständigkeit zu gelten. Sie rechtfertigte den vertrauensvollen Entschluß, dieses Kapitel der Vergangenheit zu schließen. — Als positive Erbschaft werden die Anfänge des modernen Erziehungswesens angeführt.

Joachim Moebus (Berlin)

Schlott, Gerhart: Das Negerproblem in den USA. Trennung oder Verschmelzung der Rassen? Modellanalyse. Leske-Verlag, Opladen 1967 (58 S., kart. 4,80 DM).

Die Rassenfrage versteht Schlott als „paradoxe Situation“ (7). Es fällt ihm schwer zu begreifen, warum „Anerkennung und Diskriminierung“ der Neger nebeneinander existieren. Die Anerkennung nehme die Form von „Beifallsstürmen“ (7) für Negerkünstler an, die jedoch auch von einer Ablehnung begleitet werde. Fanon hatte es 1956 so formuliert: „Die Blues-Musik, in der die Leiden der Neger künstlerische Gestalt annehmen, wird unter Akklamation der Unterdrücker gespielt... Keine Blues-Musik ohne Rassismus und Unterdrückung. Das Ende des Rassismus bedeutet das Ende der großen schwarzen Musik.“ Diese Dialektik scheint Schlott — ebenso wie die ganze Problematik — nicht zu begreifen. Er wundert sich dann naiv, warum in Lateinamerika im Gegensatz zu den USA die Neger nicht unter Rassismus leiden. Mit diesen beiden Fragen beginnt und endet die Arbeit praktisch auf der ersten Seite.

Zunächst skizziert Schlott die Geschichte der Neger-Bevölkerung in den USA, wie sie in Schulbüchern nachzulesen ist. Nach Schlott handelte es sich anfangs um ein Sklavenproblem. Erst mit der Aufhebung des Sklavenstatus habe das Problem eine andere Form angenommen: „Aus dem Sklavenproblem entstand das Rassenproblem“ (11). Dieses „Rassenproblem“ sei aber ein „verdecktes Problem“ gewesen, weil die „Neger“ sich nicht gegen die Unterdrückung erhoben hätten. Das Fehlen einer Aktion wird so simpel auf die Formel reduziert: „Weil die meisten Neger sich geduldig in ihr Schicksal ergaben“ (12). Heute sei das Problem akut geworden durch „wachsende Ungeduld“ und weil „vereinzelt besser ausgebildete Neger... das Reservoir an Unzufriedenheiten und an Führungskräften unter den Negern vergrößert“ haben (13). Schlott findet keine Ruhe, solange die Rassenfrage in den USA nicht gelöst ist. Denn: „Die USA verlieren im Ausland — insbesondere in den farbigen (sic!) Entwicklungsländern — Glaubwürdigkeit und Unterstützung, wenn sie weltweit demokratische Rechte verfechten (sic!) und dennoch der eigenen farbigen Minderheit diese Rechte schmälern“ (13). Schlott geht es also um das propagandistische Image der USA, nicht um die Emanzipation der unterdrückten amerikanischen Neger. Sehr seltsam mutet auch die Behauptung an, daß „die Verschärfung der Situation“ durch die zunehmende Rate der unehelichen Kinder und

der Scheidungen sowie der Kriminalität etc. unter der Negerbevölkerung erfolgt. Daß jedoch die „Verschärfung“ aus der zunehmenden Unterdrückung und der sie begleitenden Bewußtwerdung resultiert, geht dem Autor nicht ein. Schlott sieht drei Lösungen der Rassenfrage: Integration; Segregation; umfassende Rassentrennung. Als vierte Möglichkeit erwähnt er die „Ausrottung der Neger“. Aber: „Solche Überlegungen wären nicht nur inhuman, sondern wegen der Zahl der Neger auch unreal“ (17). Wie einfach wäre also für Schlott die Lösung, wenn die Negerbevölkerung geringer wäre! Naiv erfreut sich Schlott an den „Great-Society“-Verheißungen Johnsons und dessen Bemühungen um die Lösung des „Rassenproblems“, so etwa durch die „vielfältigen Selbsthilfe-Aktionen — eine typische Erscheinung lebendiger amerikanischer Demokratie (29)“. Solche „typischen Erscheinungen“ hält der Verfasser für geeignet, um die „radikalen Negerorganisationen“ einzudämmen, die „in der Tradition der amerikanischen Gangstergruppen und Geheimbünde organisiert sind“ und „Guerillakampf“ üben (cf. 27). — Vergeblich sucht der Leser das, was der Untertitel des Buches verspricht: Modellanalyse.
 Bassam Tibi (Frankfurt/Main)

Der Krieg in Vietnam. (= Information für die Truppe.
 Hefte für staatsbürgerliche Bildung und geistige Rüstung. Hrsg.
 v. Bundesminister der Verteidigung. Abteilung Streitkräfte. Heft
 1/1967)

Der Text ist durchweg von plattem Antikommunismus geprägt. Stilistisch schlägt sich das in Klischees nieder. Auf der einen Seite stehen die Kommunisten, die „Fanatiker“ sind, die die Weltrevolution „erträumen“, die sich „tarnen“, dann aus Verstecken „auftauchen“, um das Land „systematisch zu terrorisieren“, die „kriegerische Abenteuer“ starten und den Krieg durch die Art ihrer Kampfführung „absichtlich verlängern“. Ihnen stehen gegenüber die südvietnamesischen Truppen, die „auch harte Methoden“ anwenden, und die Amerikaner, die „eingreifen“, weil sie „zu ihren Verpflichtungen stehen“, dabei auch „vor schweren militärischen Opfern nicht zurückscheuen“, jedoch keinesfalls zu subversiven Mitteln greifen, da es ihren „sittlichen Grundsätzen“ widerspricht.

Dem Heft beigegeben ist eine Broschüre mit ‚Dokumenten und Kommentaren‘. Darin sind, neben weitschweifigen Reden von Humphrey und Rusk und siebzehn dünnen Zeilen über ‚Land und Leute in Südvietnam‘, immerhin auch die ‚Vier Punkte Hanois‘ und ein Schreiben von Ho Tschí-minh an de Gaulle abgedruckt. Bedenklichste Zeugnisse dieser Beigabe sind die ‚Frontberichte‘ des Militärberichterstatters der FAZ, die sich von den einschlägigen Landser-Heften in nichts unterscheiden. — ‚Informationen‘ liefert die Schrift allenfalls unfreiwillig und in Gestalt von überideologischen Fehlleistungen.

Nicht Information findet statt, sondern Kriegspropaganda aus US-amerikanischer Sicht. Hierin erweist sich die Armee der BRD — vorläufig wenigstens mit Worten — als der Mustervasall des US-amerikanischen Imperialismus.
 Claus Wenderott (Berlin)

Schäfer, Friedrich: *Der Bundestag. Eine Darstellung seiner Aufgaben und seiner Arbeitsweise, verbunden mit Vorschlägen zur Parlamentsreform.* Westdeutscher Verlag, Köln und Opladen 1967 (380 S., kart., 28,— DM).

Schäfer legt mit seinem Werk die erste wissenschaftliche Monographie über den deutschen Bundestag vor. Daß nahezu zwei Jahrzehnte seit der Gründung der Bundesrepublik verstreichen mußten, ehe ein derartiges Vorhaben in Angriff genommen und vollendet wurde, kennzeichnet die besondere Schwierigkeit des Themas, unterstreicht aber auch das Verdienst des Verfassers. Schäfer bezeichnet seine Arbeit selbst als eine „rechtspolitisch-pragmatische“ Abhandlung. Sie ist vorwiegend deskriptiv angelegt, erweist sich — bei der Lektüre oft nicht eben anregend — über längere Passagen hinweg als Kommentar zu den einschlägigen Grundgesetz- und Geschäftsordnungsbestimmungen, bietet aber gelegentlich auch recht anschauliche und durch langjährige persönliche Erfahrungen instruktiv angereicherte Darstellungen der Arbeitsweise im Plenum, in Fraktionen und Ausschüssen sowie des Wechselspiels zwischen Regierung, Mehrheitsfraktion(en) und Opposition.

Das Manuskript wurde vor der Einsetzung der „großen Koalition“ abgeschlossen. Demzufolge konnten die inzwischen eingetretenen Veränderungen der parteipolitischen Machtverhältnisse und ihre Auswirkungen auf die innere Struktur und die Funktionsweise der Volksvertretung nicht mehr berücksichtigt werden. Selbstverständlich ist die Zugehörigkeit des Verfassers zur ehemaligen SPD-Opposition nicht ohne Einfluß auf den Fragehorizont geblieben. Das wirkt sich vor allem insofern positiv aus, als Bedeutung und Leistungsfähigkeit des Parlaments grundsätzlich und durchaus zutreffend an den — in der Bundesrepublik vergleichsweise sehr bescheidenen — Entfaltungsmöglichkeiten der Minderheit gemessen werden. Problematischer ist es schon, wenn dem Bundestag a priori ein politisches Gewicht und eine „Führungsrolle“ zugesprochen werden, die er gerade im parlamentarischen System kaum haben kann. Für einen Oppositionspolitiker, dessen Wirkungsmöglichkeiten lange Zeit über auf das Parlament beschränkt waren, liegt eine derartige Fehleinschätzung in gewisser Weise nahe. Es ist aber bedauerlich, wenn dadurch gravierende Problemkomplexe wie etwa das Verhältnis zwischen Parlament und Verwaltung ungebührlich in den Hintergrund geschoben werden. Der Verfasser hätte sich auch fragen müssen, ob reiche Betätigungsmöglichkeiten für Abgeordnete in Detailangelegenheiten und die Häufigkeit einstimmiger Beschlüsse nicht eher eine gewisse politische Bedeutungslosigkeit der Volksvertretung indizieren als ein reales politisches Gewicht der Opposition.

Eine Arbeit über den deutschen Bundestag kann an den Fragen der Parlamentsreform heute kaum mehr vorbeigehen. Schäfer hat sich dieser Aufgabe nicht entzogen und bietet eine Fülle von Reformvorschlägen an, die am Schluß des Buches noch einmal systematisch zusammengefaßt werden. Hierbei zeigt sich nun allerdings eine grundlegende Schwäche des wissenschaftlichen Ansatzes. Da Schäfer

über die Deskription kaum hinauskommt und fast vollständig darauf verzichtet, den zeitgenössischen deutschen Parlamentarismus im historischen Kontext und im gesamtgesellschaftlichen Zusammenhang zu untersuchen, fehlen ihm überzeugende Maßstäbe. Was übrigbleibt, ist schließlich der Rückgriff auf Bagehot (S. 15 f.). Den deutschen Bundestag im Jahre 1966 mit den Maßstäben des Honoratiorenparlamentarismus im 19. Jahrhundert messen zu wollen, verrät aber mehr Naivität, als gut ist. Schäfer konstatiert strukturelle Fehlentwicklungen und Mängel, wie etwa das Schwinden echter Debatten, die übertriebene Spezialisierung der Abgeordneten oder das vielfache Versagen der parlamentarischen Kontrolle und beschreibt sie anschaulich. Jedoch fehlt ihm der analytische Apparat, die Ursachen derartiger Phänomene aufzudecken. Beim Verzicht auf eine gesellschaftliche und ökonomische Analyse der Funktionsbedingungen des westdeutschen Nachkriegsparlamentarismus werden Reformüberlegungen aber unversehens zu Sandkastenspielen. Sicherlich ist es beispielsweise richtig, daß technisch gesehen der Status der Minderheit im Bundestag entscheidend verbesserungsbedürftig ist. Das setzt aber voraus, daß es überhaupt noch eine Oppositionspartei gibt, die ihre „klassische“ Rolle zu spielen bereit ist und den herrschenden Bedingungen nach sein kann. Gerade hierbei gibt es aber heute begründete Zweifel. Die Krise des Parlamentarismus in der Bundesrepublik ist wahrscheinlich zu tiefgreifend, als daß sie durch Geschäftsordnungmanipulationen und moralische Appelle überwunden werden könnte.

Insgesamt erweist sich die vorliegende Abhandlung sicherlich in vieler Hinsicht als ein brauchbares Lehrbuch, vor allem auch als ein nützliches Nachschlagewerk. Daß es manche weitergehenden Erwartungen nicht erfüllt, mag daran liegen, daß der Verfasser allzu sehr „juristisch“ und „pragmatisch“ geblieben ist.

Joachim Hirsch (Frankfurt/Main)

Heinrich Lübke — Präsident der Deutschen? Textwiedergabe der Lübke-Dokumente, Band I, hrsg. v. d. Antifaschistischen Arbeitsgemeinschaft Karlsruhe (Postfach 1070) o. O. 1967 (133 S., 9,40 DM).

Die vorliegende, maschinenschriftlich vervielfältigte Publikation enthält Aktenstücke zu fünf Problemkomplexen, die in der Diskussion um Stellung und Tätigkeit L.s während des „Dritten Reiches“ von Bedeutung waren oder noch sind. Die erste Dokumentengruppe betrifft das 1934/35 gegen die Brüder Heinrich und Fritz L. beim Landgericht Berlin durchgeführte Strafverfahren wegen des Verdachts der Veruntreuung von Geldern bei der Siedlungsgesellschaft Bauernland. Das Verfahren wurde teils wegen mangelnden Beweises, teils wegen einschlägiger Straffreiheitsbestimmungen eingestellt, für die erlittene Untersuchungshaft wurde keine Entschädigung gewährt. Ein politischer Hintergrund des Verfahrens ist nicht auszuschließen, er wird jedoch in den vorliegenden Aktenstücken nicht

greifbar. Beweiskraft für die Richtigkeit der gegen L. erhobenen Beschuldigungen haben diese Akten nicht, eine genauere Klärung der Vorgänge wäre jedoch wünschenswert.

Die Abschnitte 2—5 enthalten Dokumente zu L.s Tätigkeit in der Baugruppe Schlempp, die dem Generalbauinspektor für die Reichshauptstadt unterstellt war und besondere Bauaufgaben für die Rüstungsindustrie wahrnahm. L. war Bauleiter und Mitglied des engeren Stabes dieser Baugruppe. Die Aktenstücke zum Bauvorhaben Peenemünde zeigen, daß L. u. a. auch damit befaßt war, sie bringen aber — abgesehen von einer Aktennotiz der Gestapo Stettin, die L. als „vertrauenswürdig“ bezeichnet — keinerlei bemerkenswerte Details. Als Vertreter der Baugruppe Schlempp war L. beim sog. „Jägerstab“ Speers dann auch mit der Verlegung von Rüstungsbetrieben befaßt. Zuständiger Referent in der Berliner Zentrale des Büros Schlempp war L. dann offensichtlich seit dem Spätsommer 1944 für das Kommando Leau (Leopard) in den Salz- und Solewerken Plömnitz, in dem u. a. rund 1500 Buchenwald-Häftlinge zu Zwangsarbeiten eingesetzt waren. L.s Tätigkeit für dieses Kommando ist durch zahlreiche Aktenvorgänge belegt, ebenso eine mindestens zweimalige Anwesenheit in Leau. Die Arbeitsbedingungen in diesen Kommandos waren ungewöhnlich hart: die Häftlinge hatten unter Tage zu arbeiten und waren teilweise auch unter Tage untergebracht, so daß nach Aussagen eines SS-Arztes sie „mitunter wochenlang nicht an das Tageslicht heraufkamen“. Die Zahl der Todesfälle war so hoch, daß sie die zuständigen Stellen beunruhigte und Untersuchungen eingeleitet wurden.

Keines der hier vorliegenden Dokumente enthält eine unmittelbar belastende Äußerung oder Entscheidung L.s. Es werden lediglich gewisse Bereiche seiner Tätigkeit gezeigt und Verbindungen hergestellt bzw. angedeutet. Juristisch sind diese Dokumente zweifellos unergiebig, politisch aber sind sie ebenso zweifelsfrei von ausschlaggebender Bedeutung: L.s Tätigkeit im „Dritten Reich“ war — man mag argumentieren, wie man will — in jedem Falle so beschaffen, daß sie für das Amt des Bundespräsidenten in einem sich antifaschistisch verstehenden, demokratischen Staat disqualifiziert.

Die „Editionstechnik“ der Herausgeber läßt leider fast alles zu wünschen übrig. Angaben über Herkunft und Aufbewahrungsort der Dokumente fehlen völlig; sie sind jedoch gerade bei einer solchen Dokumentation unentbehrlich, und es ist auch gar nicht einzusehen, warum auf entsprechende Angaben verzichtet wurde. Es fehlt ein Hinweis darauf, was Band II der Dokumentation enthalten soll. „Statt eines Vorwortes“ ist eine Liste der namentlich bekanntesten 464 Toten aus den von L. baulich mitbetreuten Arbeitskommandos abgedruckt — sie kann aber nicht eine Einleitung ersetzen, in der einiges über den gegenwärtigen Stand der Diskussion hätte gesagt werden müssen. Es besteht kein Grund zur Annahme, daß die Dokumente gefälscht oder unkorrekt wiedergegeben sind, aber ein kritischer Apparat hätte dennoch nicht fehlen dürfen. Schließlich bleibt die Frage, ob nicht eine gut belegte, sachlich argumentierende Dar-

stellung dem bloßen Abdruck von Dokumenten vorzuziehen wäre. Es ist leider ein nicht auszurottender Aberglaube, daß Dokumente von selbst sprächen oder einen höheren Grad von Wahrheit vermittelten als eine solide kritische Untersuchung.

Reinhard Rürup (Karlsruhe)

V. Ökonomie

Fourastié, Jean: Die große Metamorphose des 20. Jahrhunderts. Econ Verlag, Düsseldorf-Wien 1964 (328 S., Ln., 18,— DM).

Fourastié, Jean: Die 40 000 Stunden — Aufgaben und Chancen der sozialen Revolution. Econ Verlag GmbH, Düsseldorf-Wien 1966 (312 S., Ln., 20,— DM).

Hatten sich die Lebensverhältnisse der Menschen vom frühen Altertum bis zu Beginn des 18. Jahrhunderts in relativ engen Grenzen bewegt — die materiellen Lebensbedingungen waren weitgehend durch Klima und Bodengüte bestimmt, Kindersterblichkeit und mittlere Lebensdauer wiesen im Laufe der Jahrhunderte keine wesentlichen Veränderungen auf, und selbst politische Umwälzungen blieben fast ohne Einfluß auf Lebensstandard und Lebensweise — so trat mit Beginn des 18. Jahrhunderts ein neuer Faktor in Erscheinung: der technische Fortschritt. Er hat die Produktion entscheidend beeinflußt, hat die Zahl der verwendbaren Stoffe vergrößert und die Wirkung der menschlichen Arbeit potenziert. Dadurch wurde die Lebensweise der Menschen weitgehend verändert. War so in der Vergangenheit die Ökonomie weitgehend den natürlichen Umweltbedingungen der Menschen unterworfen, so forderte die zunehmende Befreiung des Menschen aus den Naturgegebenheiten durch den technischen Fortschritt — die sich aus der Natur ergebende Rationierung wird reduziert (40), das natürliche Milieu der Menschen zunehmend durch ein künstliches ersetzt — auch die Änderung ökonomischer Leitsätze.

Das traditionelle Unternehmen und die daran gebundenen Privilegien waren aus dem Mangel abgeleitet. Heute und mehr noch in der Zukunft muß sich das Unternehmen aber nach den Bedürfnissen der Menschen richten. „Das Privileg des Besitzes ist heute für das Überleben der Menschheit nicht mehr ausschlaggebend; dieses Privileg verewigt . . . nur noch das Unrecht, das überflüssig geworden ist“ (Metamorphose, 43). Das Unternehmen soll daher „nicht mehr der Profitgier, sondern dem Gemeinwohl dienen“ (Metamorphose, 47) und in Zukunft eine Gemeinschaft arbeitender Menschen sein (Metamorphose, 44), die auf möglichst wirksame Weise eine soziale Funktion wahrnehmen: produzieren, um menschliche Bedürfnisse zu befriedigen. Ist diese Konzeption aber mit den Machtstrukturen und Herrschaftsmechanismen kapitalistischer Betriebe verein-

bar? Welche Verhältnisse in der Realität herrschen, offenbart die Feststellung Fourastiés, daß allgemein Arbeit als Last empfunden wird — „die Arbeit wird vom Leben getrennt“ (Metamorphose, 67) — man arbeitet, um existieren zu können. Diese Tatsache ist aber nicht ein Produkt der „modernen“ Gesellschaft, wie Fourastié beweisen will, sondern das historische Produkt der ökonomischen Entwicklung des Kapitalismus. Erst hier wurde „die Arbeit als eine maschinelle und nicht als eine menschliche Funktion betrachtet“ (Metamorphose, 67). Wenn Fourastié wieder eine Synthese zwischen Arbeit und Leben verlangt und die Forderung stellt, nicht Einzelheiten zu verbessern, sondern die Lösung müsse dem Menschen ... eine neue Weltkonzeption geben“ (Metamorphose, 68), die sich mit der täglichen Realität verträgt, so ist dies ohne Aufhebung der kapitalistischen Herrschaftsstrukturen nicht möglich. Denn sie bestimmen die Formen des gesellschaftlichen Seins und damit auch das Bewußtsein der Menschen, das dadurch in überholten Denkschablonen verharret, unfähig, neue Leitgedanken aufzunehmen. Es verfällt einem neuen Analphabetismus der Unwissenheit.

40 000 Stunden wird der Mensch künftig während seines ganzen Lebens nur mehr zu arbeiten brauchen. Konkret bedeutet dies: 33 Jahre Arbeit im Laufe seines Lebens, gemessen an den heute üblichen 50 Jahren; ferner 12 Wochen Urlaub im Jahr anstatt der heutigen 4 Wochen und 30 Stunden Arbeitszeit in der Woche (Stunden, 95). Das ist die These, die Fourastié aufstellt. Aber er verharret bei seinen interessanten Beobachtungen der Situation des Menschen meist an der Oberfläche der Erscheinungen und versucht nicht deren Wesen zu ermitteln. So behauptet er z. B., daß eine Arbeitszeitverkürzung von 2 Stunden pro Woche eine mögliche Lebensstandardsteigerung von 2,7 % aufhebt (Stunden, 95). Die praktischen Erfahrungen aber sagen etwas anderes aus. So waren in der Bundesrepublik die Arbeitszeitverkürzungen kein Hemmschuh der Produktivitätsentwicklung. Sie stieg trotz oder gerade wegen der Arbeitszeitverkürzung an. Obwohl Fourastié versucht, bestimmte Denkschablonen zu zerstören, kommt er selbst über die Leitsätze der bürgerlichen Nationalökonomie nicht hinaus. Die Produktivität als allumfassende Größe gibt es nicht. Produktivitätsaussagen beziehen sich immer nur auf gewisse Teilgrößen, wie Arbeitskräfte, Arbeitszeit, eingesetztes Kapital. Aber diese Größen müssen auch solche Faktoren in Rechnung stellen, wie Arbeitsintensität, Produktionsorganisation, Bildungsstand der Arbeitskräfte und die Möglichkeit, technische Neuerungen rasch in die Produktion einzuführen, die wesentlich von den herrschenden gesellschaftlichen Strukturen abhängen. Daher wundert es nicht, wenn Fourastié bestimmte negative Erscheinungen dem wirtschaftlichen Fortschritt anlastet und nicht jenen gesellschaftlichen Verhältnissen, unter denen er sich durchsetzen muß.

Steigender Lebensstandard, Fortschritte der Medizin und demographische Änderungen werden neue Formen der Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau erfordern (Stunden, 86, 276), das Verhältnis

Eltern-Kinder stark verändern (Stunden, 75) und neue Fragen an die Sozialpolitik stellen. Nicht weniger bedeutend sind jene Probleme, die sich aus Änderungen von Art und Dauer der Arbeit, Veränderungen im Bildungswesen, in der Freizeit und im Wohnungswesen ergeben werden (Stunden, 86). Fourastié zeigt, daß technische und wissenschaftliche Umwälzungen in immer rascherer Folge unser Leben beeinflussen. Diese Tendenzen, die unter dem Terminus „wissenschaftlich-technische Revolution“ in das Begriffsarsenal der modernen Wissenschaft Einzug hält, zwingt den Menschen zur Vorausschau, zur Planung, soll die Menschheit nicht einem Chaos zusteuern (Stunden, 101).

Auf diese Entscheidungen, die bereits heute getroffen werden müßten, wenn nicht Bevölkerungszuwachs, Raumnot, Lärm, das allmähliche Verschwinden der ursprünglichen Natur, Unwissenheit und falsche Bildung als „ungeladene Gäste“ den 40 000 Stunden zuvorkommen sollen, geht Fourastié im zweiten Abschnitt — „Neunzehnhundertfünfundachtzig“ — ein. Aber offenbaren nicht diese negativen Tendenzen den Widerspruch, der zwischen der am Gemeinwohl orientierten volkswirtschaftlichen und jener primär am Gewinn orientierten „privatkapitalistischen“ Rationalität, für die die Folgen für die Gesellschaft gleichgültig sind, besteht? Fourastié bleibt hierauf eine Antwort schuldig.

Im Verlauf des Lebens einer einzigen Generation fand auf dem Gebiet von Wissenschaft und Technik ein Umschwung statt, wie ihn die menschliche Geschichte bisher nicht gekannt hat. „Die Menschheit hat Tausende von Jahren seit ihrer Entstehung in derselben Situation gelebt; heute geht diese Situation ihrem Ende entgegen. Zum erstenmal seit Bestehen der Menschheit befinden wir uns in einem Übergangsstadium, das unsere Wesensart und vielleicht unsere Existenz in Frage stellt“ (Stunden, 200). Diese Wende zeigt sich sowohl in den wahrnehmbaren (den demographischen, geographischen, technischen, ökonomischen und biologischen) Realitäten des physischen Lebensrahmens als auch in unserer Kenntnis davon (Stunden, 200).

Als Hauptergebnis dieser Wandlung sieht Fourastié den Fortschritt des Durchschnittsmenschen auf dem Wege zum vollen Einsatz seiner Fähigkeiten (Stunden, 221). Fourastié übersieht hier jedoch die Grenzen, welche die gesellschaftliche Realität einer vollen Entfaltung der menschlichen Fähigkeiten setzt. Nicht der Durchschnittsmensch setzt zwangsläufig dem Durchschnittsmenschen Grenzen (Stunden, 221), sondern primär resultieren diese aus der kapitalistischen Gesellschaftsstruktur mit ihren spezifischen Herrschaftsmechanismen. Solange diese fortbestehen, wird eben die Menschheit weiter wie bisher ihrem Instinkt folgen und nicht wie es Fourastié fordert, „nur mehr bewußt leben“ (Stunden, 257). Aber gerade diese Bewußtheit ist in einer Zeit erforderlich, in der die Menschen nicht nur die Mittel ihrer Entwicklung beherrschen, sondern auch die Mittel ihrer Selbsterstörung.

Friedrich Röll (München)

Adelman, Irma: *Theories of Economic Growth and Development*. Stanford University Press, Stanford 1965. (VIII, 164 S., Papp., \$ 1,95).

Das zuerst 1961 publizierte Buch von Irma Adelman liegt jetzt auch in einer paperback-Ausgabe vor. A. konzipiert einen begrifflichen Bezugsrahmen der Theorie der sozioökonomischen Entwicklung, der die sozialen und kulturellen Bedingungen der Produktivität der gesellschaftlichen Arbeit und ihrer Instrumente nicht als exogene Faktoren behandeln will. Neben der Kapitalausstattung, den natürlichen Ressourcen und der Arbeitskraft gehen verwertbares Wissen und institutionelles Milieu — letzteres als potentiell auch negative Größe — als Variablen in das Gleichungssystem ein, das der Bestimmung des gesamtwirtschaftlichen Produktionsausstoßes gilt. Das geschieht der Unmöglichkeit zum Trotz, jene soziokulturellen Implikationen gesellschaftlichen Produzierens zu quantifizieren. Anzumerken, daß die Spezifizierung sozialer, institutioneller Einflüsse auf die Rate des Wirtschaftswachstums „a complete theory of the historical process“ erfordern würde (17), gehört indessen zur Präzision dieses Entwurfs. In seinem Lichte haben die Entwicklungslehren von Adam Smith, Ricardo, Marx und Schumpeter — deren Darlegung je ein Kapitel gewidmet ist — insoweit verschiedenen Charakter, als ihre Postulate über die strukturellen Konstanten des ökonomischen Systems differieren (23). Die Theorien jener Autoren in der Sprache dieses Bezugsrahmens zu referieren, erweist sich spätestens im Fall von Marx als problematisch. Seine Konzeption der Gesellschaftlichkeit von Arbeit soll (in einem weiteren Quidproquo) durch ein Marx-Zitat belegt werden, das gerade die Vergegenständlichung der Produkte solcher Arbeit zur Sprache bringt (61): solche Mißverständnisse korrespondieren mit der Reduktion der gesellschaftlichen Arbeit auf einen Produktionsfaktor gleichen Namens, dem wie anderen Faktoren dieser Art die Rolle einer Systemvariablen zukommt. Gleichwohl sind diese Interpretationen ebenso instruktiv wie das anschließend von A. selbst entwickelte Modell sozioökonomischen Wachstums (109 ff.), das zwei verschiedenen Einkommensarten (und entsprechendem ökonomischen Verhalten der Empfänger) und der Rolle des technischen Fortschritts Rechnung trägt. Die Reichweite ihres theoretischen Ansatzes zeigt sich in den Schlußbetrachtungen des Buches, in denen deutlich gemacht wird, daß der Zustand sozioökonomischer „Unterentwicklung“ nur als Komplex interdependenter Merkmale, nicht dagegen im klassischen Definitionsverfahren, beschreibbar ist und daß seine Überwindung ebenso des Fortschritts in den Produktionsmethoden wie der Veränderung der gesellschaftlichen Institutionen und Kulturmuster bedarf.

M. H. Tjaden (Marburg)

Föhl, Carl, und Manfred Hennies: Vermögensbildung in Arbeitnehmershand, Reihe: Politik in unserer Zeit 2, Günther Neske Verlag, Pfullingen 1966 (111 S., kart., 5,80 DM).

Der größte Raum des vorliegenden Buches ist dem Versuch gewidmet, die Möglichkeiten einer Beeinflussung der Vermögensbildung und -verteilung aufzuzeigen. Die Verfasser gehen von einer Untersuchung der Konzentration der Vermögensbildung aus und erörtern dann ausführlich und systematisch die wirtschaftlichen Auswirkungen bestimmter Maßnahmen der Vermögensbildung bei Unselbständigen (Nominalloohnerhöhung, Investivlohn, Gewinnbeteiligung, Besteuerung, Sparförderung). Sie kommen zu dem Ergebnis, daß unter bestimmten Voraussetzungen in einigen Fällen eine echte Umverteilung der Vermögen stattfinden kann.

Soweit überhaupt auf die gesellschaftspolitische Problematik eingegangen wird, werden die gängigen Schlagworte kritiklos wiedergegeben. Der einzelne soll „an selbstverantwortliches Handeln und politisches Verantwortungsbewußtsein“ (S. 7) gewöhnt werden, er soll dadurch „die Chance einer Herauslösung aus der Apathie und dem resignierenden Hinnehmen eines . . . von fremden Gewalten bestimmten wirtschaftlichen Schicksals“ (S. 75) erhalten. Daß nur in einer kleinbetrieblichen Wirtschaft das Eigentum dem arbeitenden Menschen wirtschaftliche Selbständigkeit gewährt, wird nicht gesehen. Heute ist diese Funktion des Eigentums weitgehend geschwunden. Gerade die wachsende Konzentration der Wirtschaft bedeutet nichts anderes, als daß die Zahl derjenigen Eigentümer, die selbständig wirtschaftliche Entscheidungen treffen können, immer kleiner wird. Im übrigen scheint es den Verfassern entgangen zu sein, daß Selbständigkeit, politisches Interesse, Persönlichkeitsbildung etc. auch auf anderen Wegen als über den der Verfügung über Privatvermögen erreicht werden können und schon immer erreicht worden sind.

So ist es nicht verwunderlich, daß sich die Pläne für eine Vermögensbildung als ein Angriff auf den Wohlfahrtsstaat entpuppen. Die Vermögensbildung soll zu dem Zweck erfolgen, die gesetzliche Sozialversicherung abzubauen und teilweise zu ersetzen. Materiell erlangen die Arbeitnehmer dadurch keinen Vorteil. Soll die Vermögensbildung nicht zu einem Rückgang der Investitionsrate führen, so kann, gesamtwirtschaftlich betrachtet, immer nur der gleiche Anteil des Volkseinkommens für die soziale Sicherung zur Verfügung stehen. D. h. die Leistung der gesetzlichen Sozialversicherung muß sich (im Fall der Verwirklichung der Vorschläge der Verfasser) um die Summe verringern, die nun aus dem Vermögen der Unselbständigen privat für die Alters- und Krankensicherung ausgegeben wird.

Einerseits lehnen die Verfasser das Zwangssparen bei der Vermögensbildung ab, weil das auf dem Wege zum „totalen Versorgungsstaat“ weiterführt. Andererseits aber haben sie keine Bedenken, durch einen Abbau des Sozialversicherungssystems einen massiven Zwang zur Vermögensbildung auszuüben.

Heidi Rosenbaum (Marburg)

(Fortsetzung von der 2. Umschlagseite)

<i>Kolakowski, Leszek</i> : Traktat über die Sterblichkeit der Vernunft (<i>Bader</i>)	444
<i>Steininger, Herbert</i> : Was ist Freiheit? ABC des Marxismus-Leninismus (<i>W. F. Haug</i>)	445
<i>Schwarzmann, K. A.</i> : Ethik ohne Moral. Kritik der modernen bürgerlichen ethischen Theorien (<i>Tomberg</i>)	446
<i>Redlow, Götz</i> : Theoria. Theoretische und praktische Lebensauffassung im philosophischen Denken der Antike (<i>Tomberg</i>)	447
<i>Kortum, Hans</i> : Charles Perrault und Nicolas Boileau. Der Antike-Streit im Zeitalter der klassischen französischen Literatur. (<i>Braun</i>)	448
<i>Krauss, Werner, u. W. Dietze, Hrsg.</i> : Neue Beiträge zur Literatur der Aufklärung (<i>Braun</i>)	448
<i>Spitzer, Leo</i> : Eine Methode, Literatur zu interpretieren (<i>Metscher</i>)	451
<i>Poulet, Georges</i> : Die Metamorphosen des Kreises (<i>Tiedemann-Bartels</i>)	454
<i>Böhm, Walter</i> : Die metaphysischen Grundlagen der Naturwissenschaft und Mathematik (<i>Schnädelbach</i>)	456

II. Soziologie

<i>Bolte, Hans-Martin, u. Katrin Aschenbrenner</i> : Die gesellschaftliche Situation der Gegenwart (<i>Hirschfeld</i>)	459
<i>von Wiese, Leopold</i> : Der Mitmensch und der Gegenmensch im sozialen Leben der nächsten Zukunft (<i>F. Haug</i>)	460
<i>Schoeck, Helmut</i> : Der Neid. Eine Theorie der Gesellschaft (<i>Rusch</i>)	461
<i>Ossowski, Stanislaw</i> : Die Klassenstruktur im sozialen Bewußtsein (<i>Herkommer</i>)	464
<i>Myrdal, Gunnar</i> : Das Wertproblem in der Sozialwissenschaft (<i>W. Rosenbaum</i>)	466
<i>Wellmer, Albrecht</i> : Methodologie als Erkenntnistheorie. Zur Wissenschaftslehre Karl R. Poppers (<i>Wiegand</i>)	467
<i>Fleischmann, Gerd</i> : Nationalökonomie und sozialwissenschaftliche Integration (<i>W. Rosenbaum</i>)	469

IV

<i>Hartmann, H., Hrsg.: Moderne amerikanische Soziologie (Schwanenberg)</i>	470
<i>Runciman, W. G.: Relative Deprivation and Social Justice. A Study of Attitudes to Social Inequality in Twentieth-Century England (Bergmann)</i>	471
<i>Runciman, W. G.: Sozialwissenschaft und politische Theorie (Bergmann)</i>	471
<i>Dreitzel, Hans Peter, Hrsg.: Sozialer Wandel. Zivilisation und Fortschritt als Kategorien der soziologischen Theorie (Herkommer)</i>	475
<i>Barringer, Herbert R., George I. Blanksten, u. Raymond W. Mack, Hrsg.: Social Change in Developing Areas. A Reinterpretation of Evolutionary Theory (Tjaden)</i>	477
<i>Ziegler, Jean: Politische Soziologie des neuen Afrika (Tjaden-Steinhauer)</i>	478
<i>Steinhauer, Margarete: Die politische Soziologie Auguste Comtes (Boris)</i>	478
<i>Vogel, Martin Rudolf, u. Peter Oel: Gemeinde und Gemeinschaftshandeln (Berndt)</i>	480
<i>Leben in der Stadt (Berndt)</i>	481

III. Psychologie

<i>Brenner, Charles: Grundzüge der Psychoanalyse (Cramer)</i>	482
<i>Ferenczi, Sandor: Bausteine zur Psychoanalyse (Fürstenau)</i>	484
<i>Erikson, Erik H.: Identität und Lebenszyklus (Junker)</i>	484
<i>Bastide, Roger: Sociologie des maladies mentales (Berndt)</i>	485
<i>Thomae, Hans, Hrsg.: Die Motivation menschlichen Handelns (Staeuble)</i>	486
<i>Holzkamp, Klaus: Theorie und Experiment in der Psychologie (Staeuble)</i>	487
<i>Löwenthal, Leo, u. Norbert Gutermann: Agitation und Ohnmacht. Auf den Spuren Hitlers im Vorkriegsamerika (Horn)</i>	488
<i>de Rachewitz, Boris: Schwarzer Eros. Afrikanische Sexualbräuche von der Vorgeschichte bis heute (Gottschalch)</i>	490
<i>Leduc, Violette: Die Bastardin (Ständer)</i>	491